Chronik von Wien.

Kurzgefaßte Geschichte
der
Kaiserstadt an der Donau.

Von
Ferd. Zöhrer.

Digitized by the Internet Archive
in 2018 with funding from
Duke University Libraries

https://archive.org/details/chronikvonwien01zohr

Für

Hütte und Palast.

Sammlung gediegener
österreichischer Unterhaltungsschriften.

XI. Band:

Chronik von Wien.

Kurzgefaßte Geschichte der Kaiserstadt an der Donau
von der ältesten bis in die neueste Zeit.

Von
Ferdinand Zöhrer

Zweite Auflage.

Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben
von
Dr. Albert Hübl.

Wien 1903.
Verlag von Heinrich Kirsch
I. Singerstraße 7 (Deutsches Haus).

DUKE UNIVERSITY LIBRARY

Chronik von Wien.

Kurzgefaßte Geschichte

der

Kaiserstadt an der Donau

von der ältesten bis in die neueste Zeit.

Von

Ferdinand Zöhrer

Zweite Auflage.

Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben

von

Dr. Albert Hübl.

Wien 1903.

Verlag von Heinrich Kirsch

I. Singerstraße 7 (Deutsches Haus).

Alle Rechte, besonders das der Übersetzung, vorbehalten.
Unbefugter Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt.

Ein Wort an den Leser!

„Auch sprach er oft, Österreich!
Wo mag man finden dein geleich!
Kein Landt mir nie paß (besser) gefallen hat,
Du hast den Namen mit der That.“
„O edles Wien!
Du bist die port und zier alzeit,
Befestigung der Christenheit.
Wer sich zu Wien nit neren kann,
Ist ueberall ein verdorbener Mann!“

So sang schon vor 350 Jahren der Wiener Chronist Wolfgang Schmelzl in seinem „Lobspruch der hochlöblichen, weit berümhten khüniglichen Stat Wien in Österreich“ und dieses Lied über Altwien bleibt auch bei dem heutigen Wiener ewig neu. Dieser liebt seine Vaterstadt und hat auch Ursache, sie zu lieben. Doch worin liegt der Zauber, den diese auf ihn ausübt? Sind es die prachtvollen Paläste der Vornehmen und Reichen, voll Schimmer und Flimmer. Sind es die herrlichen Straßen, auf denen die oberen Zehntausend in Equipagen dahinrollen und die minder Glücklichen in Hast und ohne Rast ihrem Erwerbe nachgehen, die Straßen und Plätze, wo in den Schaufenstern der Reichtum der Erde im Glühlicht aufleuchtet und zum Genusse lockt? Sind es die grünen Eilande, die Gärten, von den Klängen der Musik durch-

rauscht, von Lustwandelnden durchwogt, die den Wiener fesseln? Ist es nur das reiche, das abwechslungsvolle, das ewig heitere und ewig frisch pulsierende Leben der Weltstadt mit all' seinen Reizen und Genüssen allein, das es dem denkenden und fühlenden Wiener angetan? Nur von diesem sei die Rede in einem Buche, das für herzenswarme und gemütvolle Leser, aber nicht für die gewissen blasierten Straßenfiguren der Großstadt geschrieben ist. Nicht die Herrlichkeiten der Weltstadt allein sind der Grund, warum der Wiener seine Kaiserstadt voll heißer, treuer Liebe in seine Brust einschließt, sondern die Erinnerungen sind es, die sich wie Epheu und Sinngrün an die ehrwürdige Kaiserburg und an die lobwürdige Stephanskirche, an die vielen Denkmäler und Gedenkstätten hinanranken. Wien ist ja im Buche der Weltgeschichte eingeschrieben und reiche Schätze glänzen uns aus diesem entgegen. Sie zu heben, soll Aufgabe dieses Zeitbuches, „der Chronik von Wien" sein.

Geschichte ist Leben und sie soll auch Leben, Kraft zum Handeln und Liebe zur Heimat geben. Nicht im Tone trockener Daten, nicht in endloser, ermüdender Aufzählung der geschichtlichen Zeitereignisse ist die „Chronik von Wien" geschrieben. Quellenklar und lebenswahr ziehen die Geschichtsbilder mit ihren plastischen Gestalten an dem geistigen Auge des Lesers vorüber, die denkwürdigen Kulturzeiten von der schilfbedeckten Keltenhütte bis zum Prachtbau der Hofmuseen, welche die stummen und doch so beredten und vielsagenden Zeugen der Stadtgeschichte enthalten, die Zeiten des Christentums von der kleinen Einsiedlerzelle des heiligen Donau-

apostels Severinus bis zum Prachtbau der Votivkirche. Kriegs- und Leidensbilder vom Einfall wilder Hunnen vom Osten her bis zum Einmarsch der Franzosenheere im Westen, Friedens- und Freudenbilder von den glorreichen Babenbergern an bis zum Jubiläumsfest der fünfzigjährigen segens- und gnadenreichen Regierung des erlauchten Habsburgers, Franz Josefs I. entrollt die „Chronik von Wien", die aber überall neben den Fürsten auch das Volk zeigt.

Der unterzeichnete Verfasser ist durch seine zahlreichen „Österreichisch-patriotischen Schriften", welche Seine Majestät Kaiser Franz Josef I. durch Aufnahme in die allerhöchste Familienbibliothek ausgezeichnet und damit als empfehlungswürdig erklärt hat, in Österreichs Landen nicht mehr unbekannt geblieben. Durch die Herausgabe der „Chronik von Wien", die für jung und alt, für jeden Wiener und jeden Freund der Geschichte warm geschrieben ist, glaubt er eine Ehrenpflicht an der Haupt- und Residenzstadt seines Vaterlandes Österreich erfüllt zu haben. Wenn der Leser die Geschichte Wiens gleichsam selbst miterlebt und an den vergangenen Ereignissen geistigen Anteil genommen hat, wird er die Kaiserstadt mit all' ihren Stätten, die durch ihre Geschichte ehrwürdig, durch ihre Legende geheiligt sind, noch inniger liebgewinnen. Er wird Interesse finden an der „Chronik von Wien", die der Verfasser geschrieben hat, „dem Volke zur Lehre, den Wienern zur Ehre!"

Im Wonnemonat 1897.

Ferdinand Zöhrer.

Erstes Kapitel.

Aus dunkler Vorzeit.

Wer war der Urwiener? Wo Menschen schweigen, müssen Steine reden. Funde an Steinwaffen und solchen Werkzeugen, die in der Gegend von Wien gemacht wurden, erzählen uns von jenen altersdunklen Tagen, von denen keinerlei geschriebene Nachrichten auf uns gekommen sind, von der sogenannten „vorgeschichtlichen oder prähistorischen Zeit“. In der sogenannten „ersten oder älteren Steinzeit“, der Periode des kalten Klimas, hatte der Mensch in Gesellschaft des elefantenartigen Mammuttieres, des Renntieres, Auerochsen und des Höhlenbären ein recht erbärmliches Dasein zu fristen. Der Urwiener war ein „armer Kerl“, würden die heutigen Wiener sagen. Er war ein lederharter, wetterbrauner, windgepeitschter Geselle, der im wahrsten Sinne des Wortes in einem hohlen Baume oder in einer Höhle (Troglodyt) wohnte, sich mit Tierfellen oder Baumrinde als Naturloden gewandete, nach dem Aste hinaufgriff und sich zu seinem Wildfleische Holzäpfel und Eicheln als Gemüse herabholte. In der so-

genannten jüngeren Steinzeit wurden die Lüfte milder und linder, das Renntier zog nach dem kälteren Norden, das Mammut verschwand, es wurde zwar nicht licht und freundlich im Becken von Wien, aber es wurde grün. Wir finden eine neue Bevölkerung, die vielleicht aus Asien herüberkam und die Samen der Getreidearten mit sich brachte. Sie wohnte bereits mit gezähmten Tieren zusammen, trieb etwas Ackerbau und Viehzucht; aus einigen Pflanzen wurden Schnüre gedreht und Kleider verfertigt. Nach getaner Arbeit stürmte der Mann von damals, statt am heimischen Herde zu ruhen, frank und frei durch die Donau-Auen dahin. Grimme Wölfe umheulten ihn, Zottelbären umbrummten und Urstiere umbrüllten ihn. Eber wiesen ihm die Zähne im roten Fleische und der Schelch, ein heute ausgestorbener Riesenhirsch, stürmte mit gesenktem Geweih an ihm vorüber. Der heutige Wienerwald war damals noch dichter Urwald mit all' seinen Schrecknissen und Gefahren, die Täler von Geröll und reißenden Gewässern erfüllt, die Gräben dunstig, von ekelhaftem Gewürm bedeckt, die wenigen Lichtungen dumpf, moderig, versumpft.

Die Wohnung war noch immer in Höhlen oder in Hütten, die in Gruben erbaut wurden oder endlich in den sogenannten Pfahlbauten. In Nähe der Seen und, wie Ausbaggerungen im neuen Strombette bei Wien erkennen ließen, auch am Ufer der Donau trieben die Ansiedler einen Rost von Pfählen in die Gewässer; eine Reihe von Hütten in viereckiger oder runder Form wurde darauf gebaut und so in diesen Wasserburgen Sicherheit gegen den Einbruch wilder

Tiere oder den Überfall feindlicher Menschen gefunden. Ein solches Pfahldorf, vom Sonnenschein beglänzt, vom Himmel überblaut, vom Walde umgrünt und dann wieder von den Fluten der Donau umflossen, ist gewiß ein schönes Bild des Stillebens aus Wiens Vorzeit zu nennen.

Zwischen den Pfählen fand man zwischen einer Menge von Knochen allerhand Kulturüberreste, Töpfe, Geräte, Waffen aus Stein, Schmuckgegenstände aus Tierzähnen, Perlen von Ton und Stein, vereinzelt darunter manche Gegenstände aus Bronze, die die Ansiedler sich anfänglich von anderen Völkern eintauschten, später mit Erfolg nachahmten.

Die Bronzezeit, wie man diese Periode nennt, wich um das Jahr 600 vor Christus einer anderen Zeit, in der man bereits das Eisen zu bereiten lernte. Auf dem Salzberge in Hallstatt in Oberösterreich wurde ein ungeheures Gräberfeld entdeckt. Neben den Leichnamen fand man Waffen und Geräte aus Bronze und Eisen, Schmuck aus Bernstein, Bronze, Glas und Gold. Es muß ein eitles, prunksüchtiges Volk gewesen sein, das sich mit diesem Tand behängte. Der Leser kann den Schatz im historischen Hofmuseum in Wien betrachten.

In dieser Zeit, also Jahrhunderte vor Christo, mag es gewesen sein, als ein kriegerisches Volk in den Uferlanden der Donau, hüben und drüben, erschien und mit dem Recht des Stärkeren ohne weiteren Kampf mit den früheren Ansiedlern von dem Lande Besitz nahm.

Hochgewachsen wie Tannen, kraftvoll wie Eichen, zogen diese Recken einher. Dem einen deckte ein schim-

mernder Metallpanzer die breite Brust, dem andern umhüllte ein Lederpanzer den starken Leib. Auf dem stolzen Haupt mit den rötlichen Haaren und den blauen Augen, kühn und fast trotzig, saß der Erzhelm mit wehendem Federbusch oder der drohenden Tiergestalt, die Rechte trug einen langen Spieß, eine scharfe Streitaxt oder ein meterlanges, breites, zweischneidiges Eisenschwert ohne Kreuzgriff, mit einem Handknopf aus Elfenbein oder Metall. Ein Bannerträger schritt dem Zug voran, mit dem ehernen Eber auf hoher Stange, dem Sinnbild der Sonne, dem nationalen Feldzeichen des Volkes. Die Weltgeschichte und die „Chronik von Wien" mußten Kenntnis nehmen von diesen wehrhaften Fremdlingen, von ihrer weit vorgeschrittenen Kultur, die sie aus fernem Lande mitbrachten, von ihrem stürmischen Sinn und ihren Heldentaten. Die Geschichte Wiens nimmt zum erstenmal ein Volk auf, das einen Namen hat, die Kelten. Wer sie ins Land führte, ist nicht bekannt. Sie hatten sich als ein Zweig vom Weststock des sogenannten indogermanischen Volksstammes losgelöst. Jeden Widerstand brechend, andere Völker erdrückend, hatten sich die Kelten in ganz Mitteleuropa bis zum Ozean hin niedergelassen, und dann später ihren Hauptsitz in Gallien, dem heutigen Frankreich, aufgeschlagen. Die Wälder des heutigen Mitteldeutschland schieden sie von den Germanen. Beiden Völkern diente die Waffe als Zierde, die Jagd als Erholung, der Krieg als Geschäft.

Es dauerte nicht lange nach Ankunft der Kelten an den Ufern der Donau und das starke Eisenbeil

am knieförmig gebogenen Stiel hatte die Rodung, soweit sie zur Anlage einer Siedelstätte notwendig war, vollbracht. Keltische Holzhäuser mit dem weit vorspringenden Dach von Stroh oder Schilfrohr, mit Steinen beschwert, lugten aus dem Grün der Bäume hervor. Es erhielt sich der Name der ältesten keltischen Ansiedlung; er lautet Vindobona und wurde später auch von den Römern gebraucht. Mit dem späteren „Wien" hat der Name nichts zu schaffen. Denn dieses Wort bedeutet Wanne oder Becken; die Stadt liegt ja wie in einer Wanne oder einem Becken innerhalb der Ausläufer dreier mächtiger Gebirge eingebettet.

Am rechten Ufer der Donau machten sich die Alpenkelten, am linken Ufer die keltischen Bojer bis tief nach Bojerheim, dem heutigen Böhmen, hinein ansässig. Bald wurde es auf den früher kahlen und starren Bergen dort oben warm und lebendig. Die Kelten trieben Rinder auf die saftigen Matten und trugen Milch und Käse zu Tal, sie stiegen in die Tiefe der Berge und schürften in ihren Eingeweiden. Was die Bergwirtschaft an Produkten, was der Wald an Pech, Harz und Kienholz geliefert, Tierhäute und Felle dazu, das brachten sie nach Vindobona und weiter nach Carnunt, das in jenen Zeiten ebenfalls eine Keltenniederlassung und als solche der Hauptsitz des Bernsteinhandels war. Wenn der Leser den kurzen Ausflug per Dampfboot von Wien nach Hainburg an der Donau macht, hat er mit dem heutigen Petronell, Deutsch-Altenburg und Hainburg das geschichtlich so denkwürdige Gebiet des alten Carnuntum erreicht, von dem im nächsten Kapitel die Rede sein soll.

Die Kelten waren als Heiden ins Land gekommen. Auf Bergeshöh', nicht im geschlossenen Tempel, sondern in der freien Natur, im geheimnisvollen Dunkel des Waldes stand der aus Steinen pyramidenförmig gebaute Opferaltar mit seiner muldenartigen Vertiefung zum Auffangen des Blutes der Opfertiere. Baumstrünke in seltsamen Formen umdüsterten die heilige Stätte, die in ehrfurchtsvollem Schweigen das Volk umstand. In stiller Nachtstunde stellte sich der keltische Opferpriester, Druide genannt, an den Altar, in ein langes, in grellen Farben leuchtendes Kleid gehüllt, auf dem geschorenen Haupte die grüne Eichenlaubkrone, in der Rechten einen weißen Stab. Unter Kniebeugungen zur Erde und Händeringen zum nächtigen Himmel dankte der Oberpriester mit lauter Stimme dem Kriegsgott für einen errungenen Sieg, er bat seinen obersten Gott, daß er seine Sonne nur auf die Kelten freundlich herniederleuchten lasse, und den Donnergott, daß er die Feinde zerschmettere. Hierauf umtanzte der Druide den Opferaltar, streute rote Apfelblüten in die heilige Flamme und beräucherte die Stätte. Der Opferstier wurde herbeigeführt und geschlachtet. Das beste Stück wurde den Göttern vorgelegt, das übrige unter die Menge verteilt. Der Druide stand bei den Kelten als Gelehrter und Gesetzgeber, als Richter und Arzt, als Lehrer und Erzieher der Jugend in höchstem Ansehen. Als Prophet deutete er aus den Eingeweiden der Opfertiere die Zukunft seines Volkes.

Den Untergang der Freiheit desselben sahen aber die Druiden doch nicht voraus. Die Tage der Kelten waren gezählt. Böhmen, das Heim der keltischen Bojer, fiel

den germanischen Völkern der Markomannen und Quaden zu eigen und die Alpenkelten fanden ihre Herren in den Römern. Diese waren durch ihre steten Handelsverbindungen mit den Kelten aufmerksam geworden, daß es im Norden, im Uferland der Donau, reiche Schätze zu holen gäbe. Der Römer kam, sah und siegte, und wo er siegte, dort wohnte er auch.

Zweites Kapitel.

Unter den Legionsadlern.

Wenn der Leser den Hohen Markt in Wien durchwandelt, erzählt ihm am Palais Sina eine Gedenktafel mit Inschrift:

„Hier stand im II. und III. Jahrhundert das Prätorium, der Sitz des römischen Befehlshabers, dem Prätorium gegenüber das Forum, der Mittelpunkt des öffentlichen Verkehres der Festung Vindobona."

Die an dieser Stelle und der nächsten Umgebung gemachten zahlreichen Römerfunde bestätigen die Wahrheit dieser Annahme. Der Platz hieß bis ins 13. Jahrhundert hinein altum forum, Hoher Markt.

Es war im Jahre 15 vor Christo. Vom Süden und Westen her, über die Alpenstraßen, welche die Kelten angelegt, marschierten dröhnenden Schrittes die Legionen (Heeresabteilung von 5—6000 Mann) der Römer im rechtsseitigen Donauuferlande ein und pflanzten ihre Adler auch in der Keltenansiedlung Vindobona auf. In langem Kampfe hatten die Römer mit ihrem kurzen Schwerte alle Nachbarvölker bezwungen. Drusus und Tiberius, die beiden Stiefsöhne des römischen Kaisers Augustus, legten dem Kaiser auch das Keltenland vom Donaustrand bis zum Südfuße der Alpen zu Füßen. Bevor die durch Übermacht überfallenen Kelten von ihrer Überraschung sich erholt hatten und zum Kampfe um die

Freiheit ihres Volkes rüsteten, saß ihnen schon das römische Joch auf dem Nacken; sie vermochten es nicht mehr abzuschütteln. Alte, die sich nicht beugen wollten, wurden nach Rom geschleppt und dort als Aufrührer den wilden Tieren vorgeworfen, die Jungen, deren Kraft gefahrdrohend war, wurden anfangs in ferne Länder geschickt, später den Legionen eingereiht. Vindobona wurde als Grenzort der Provinz Pannonien zugewiesen und gewann bald hervorragende Bedeutung. Tausende von Römern zogen nach den Donauuferlanden, sie brachten Reichtum, Gesetze, Sitten, aber auch Unsitten nach Vindobona, verbreiteten Bildung durch Kunst und Wissenschaft. Im allgemeinen waren die Römer duldsam gegen Sitten und Gebräuche, Götterdienst und Gewohnheiten der Kelten, die durch Heiraten allmählich in die Römer aufgingen und als Noriker und Pannonier von der Völkertafel verschwanden. Entrollen wir ein Bild römischen Lebens aus Vindobona zu Zeiten des römischen Kaisers Marc Aurel, etwa um das Jahr 176 nach Christus.

Es ist Sommermorgen. Ruhig fließen die Wellen der Donau durch ein Gewirre von Inseln und Auen. Am Ufer senken zerrissene Weiden, von wildem Hopfen und Schlingpflanzen umrankt, ihre Äste in die Flut und alte Eichen rauschen im Morgenwind. Die aufsteigende Sonne legt ihr goldenes Licht auf die Wellen, sie glänzen hellauf an den Bastionen und Mauern des Kastells Vindobona. Ein junger Soldat, der die Uferwache hat, schreitet am Strande auf und ab. Die kraftvolle Gestalt ist vom Schuppenpanzer bedeckt, das Haupt vom adlergeschmückten Erzhelm. Das kurze

Schwert am Kreuzgriff in der Rechten, den Schild in der Linken haltend, so fordert der Legionär den Gegner in die Schranken. In kurzen, gemessenen Schritten bewegt sich der Krieger auf und ab, dann und wann einen scharfen Blick nach dem jenseitigen Ufer der Donau werfend. Drüben rauschen die Wälder, sie legen ihre Schatten auf den Strom, drüben ist Feindesland.

Es war nämlich im Jahre 160 n. Chr. eine große Bewegung slavischer Völkerschaften im Norden der Karpathen entstanden, wodurch die umwohnenden germanischen Völker nach Westen und Süden gedrängt wurden. Der Stamm der Markomannen sah sich von den anrückenden, an Zahl überlegenen Slaven gefährdet. Im Selbsterhaltungstrieb verlangten sie Land von den Römern und ohne lange auf Antwort zu warten, standen sie schon, aus Böhmen herausbrechend, drohend am linken Ufer der Donau, neben ihnen die Quaden, ein Volk, das in Oberungarn, Mähren und im Marchfeld ansässig war. Kaiser Marc Aurel übersetzte die Donau, es kam 165 zum Markomannenkriege, der sich immer wieder erneuerte. Der Kaiser erwarb einen schmalen Gebietsstreifen am linken Ufer der Donau. Diese sollte ein Schutzwall gegen das Andringen feindlicher Völker sein, „Germaniens Stirne“. Die Römer, geübte Strategen, legten mit kundigem Blick ihre Bollwerke an. Am linken Ufer, wo Freiheit, Mut und Kühnheit germanischer „Barbaren“ herrschten, wie die Römer, das blutdürstigste und grausamste Volk des Erdkreises, die derben Waldsöhne nannten, warfen die Römer Verhaue und Gräben auf. Am rechten Ufer, wo römisches Gesetz seine Geltung fand und römische Bildung galt, erhoben sich

kleine Wachttürme und größere Kastelle (Festungen), eine wehrhafte Kette stromaufwärts und abwärts bildend, überall dort, wo die Legionsadler glänzten. So wurde auch das Kastell Vindobona als wichtige Grenzfestung und Signalstation durch Wall und Graben mit Carnuntum, dem Sitze des römischen Statthalters von Pannonia, verbunden.

Vindobona war ein militärisches Standlager, eine Veteranenstadt und ist als solche von kulturgeschichtlicher Bedeutung. Kaiser Marc Aurel, der sich gerne in Vindobona aufhielt, hier auch im Jahre 180 n. Ch. starb, erhob die Stadt zum Munizipium, zu einer Stadt mit Bürgerrechten. Die Veteranen, ausgediente Krieger, die nach Römersitte mit dem ehrenvollen Abschiede auch das römische Bürgerrecht und in den unterworfenen Provinzen Ländereien zur Bearbeitung als Eigentum für sich und als Erbgut für ihre Kinder angewiesen erhielten, gewannen das Donauland bald lieb als ihre zweite Heimat, da ihnen ihre eigene während eines 25jährigen Kriegsdienstes fremd geworden war. In den Provinzen ruhten sie vom harten Dienste aus, hatten aber als Grenzer die Aufgabe, etwaigen Einfällen der drohenden Nachbarn die Spitze zu bieten. So schufen sich auch in Vindobona die Veteranen ein behäbiges Dasein. Es war freilich keine italische Landschaft voll südlicher Glut und Farbenpracht wie die Gegenden um Präneste, Tusculum, wie die Ufer des tyrrhenischen Meeres und die oberitalienischen Seen. Es fehlte dazu das Gold der südlichen Sonne, das Blau, das tiefdunkle, des südlichen Himmels und wieder das verschwimmende Violett an den Grenzen des

Horizonts, Farben, welche die italienischen Landschaften so zauberisch schön machen. Es war nur trüber nordischer Himmel, der melancholisch auf das Landschaftsbild von Vindobona herabblickte.

Im Hintergrund der Festung lagen die Villen der Offiziere, zwischenhinein hatten sich die Hütten der Veteranen und Händler geschmiegt. Wo die Hütten aufhörten, grünte der dunkle Wald, an der Donau die lichte Au. Die Veteranen fanden, daß es sich im kräftigen Harzgeruch des Nadelholzes, im Schatten der dichten Aubestände ebenso gut wandeln lasse als unter den Pinien und Cypressen Italiens. Fruchtbares Ackerland, wogende Saaten und grüne Wiesen, wohlgepflegt von den Anrainern an die Stadt Vindobona, brachten Abwechslung in das Bild. Wie weiße Fäden schlangen sich die prächtigen, aus Quadern erbauten ebenen Römerstraßen durch die Landschaft und verloren sich weit draußen im Dunkel der Wälder. Wir sehen Zenturien und Kohorten (Legionsabteilungen) ausmarschieren nach der Militärstation Cetium (Zeiselmauer), Commagena (St. Andrä vorm Hagental), oder abwärts nach Aquinoctium (Fischamend). In zweirädrigen Wagen, von flinken Rößlein gezogen, sehen wir die römische Post dahineilen auf der Binnenstraße, die Vindobona mit Laureacum (Lorch), dem Hauptorte von Ufer-Noricum und dadurch mit dem Westen verband, oder auf der nach Carnuntum führenden Straße, welche den Verkehr mit dem Osten herstellte. Die Römerstraßen waren ja nicht nur für die Legionen, sondern auch für den steuerzahlenden Landmann, für den Bürger und Händler angelegt worden.

Munteres Gejauchze erscholl von den Gewässern der Donau her. Wachschiffe der Donauflottille stellten die Verbindung her mit den oberen Uferstellen und mit Carnuntum, dem Haupthafen der Flottille. Es galt ja, die Donau zu bewachen, damit sie auch respektiert würde als Reichsgrenze zwischen Rom und Germanien.

Verlassen wir das Weichbild von Vindobona und begeben wir uns in das Militärlager. Auf dem Exerzierplatze bietet sich ein eigenartiges Schauspiel. Die Soldaten der zehnten Legion (Legio X gemina, die doppelte), die sich in Kämpfen in Spanien, gegen die Bataver (Holländer), gegen die Markomannen den Beinamen pia fidelis, der pflichteifrigen, getreuen errungen, halten ihre Übungen ab. Die Legionsreiter der Ala I. Dalmatorum (Reitergeschwader aus Dalmatien) lassen in blitzartigen Bewegungen ihre Lanzen im Sonnenlichte erglänzen, ein Schauspiel, das eine Menge Zuschauer herbeigelockt hat. Lange dauern diese Übungen mit den Lanzen und Schwertern, Bogen und Pfeilen. Endlich lösen sich die Reihen in Kohorten und Rotten auf, diese finden sich wieder zusammen in Reih und Glied, eine mächtige Brustwehr, eine eiserne Mauer gegen die anstürmende Reiterei bildend. Einige Hornstöße beenden das kleine Manöver, die Zuschauer zerstreuen sich.

Die Veteranen, welche sich das Exerzitium der Truppen mitangesehen und alte Erinnerungen damit aufgefrischt haben, gehen nach der Schenke, wo sie sich mit mannigfachen Spielen unterhalten.

Auf den Straßen, die vom Militärlager nach der Stadt führen, herrscht bewegtes Leben. Höhere Offiziere eilen auf der via principalis (Hauptstraße) nach

dem Prätorium, wo sich das Generalkommando der Festung befindet und die aufbewahrten Legionsadler glänzen. Reiche Patrizier in kostbarer Tunika gehen gemessenen Schrittes auf der Munizipalstraße dahin, stolz im Bewußtsein ihrer Edelbürgerschaft; vornehme, schöne Damen lassen sich in der Sänfte nach den Bädern tragen und ungewaschene Schlingel rennen nach dem Forum (Marktplatz), um sich in den Buden der Krämer, in den Körben der Landleute mit den langen Fingern einen Bissen für den hungerigen Magen auszusuchen. Römische Priester schreiten nach den Opferstätten. Die Römer haben mit ihrem Obergotte Jupiter, dem Herrscher und Regierer der Welt, auch die Legion ihren übrigen großen und kleinen Götter und Göttinnen mitgebracht; sie waren aber auch sehr duldsam gegen die Religion anderer Völker, also auch der Kelten. Daneben verehrten sie in unseren Gegenden namentlich den persischen Sonnengott Mithras, der den Römern als Gott des Krieges und des Sieges galt. Sie errichteten ihm hier schöne Altäre.

Unter der römischen Herrschaft erfreute sich Vindobona bis wenige Jahrzehnte vor Roms Sturz der Segnungen des Friedens, der Kultur, der Arbeit und des Wohlstandes. Das Volk rief deshalb nicht nach panem et circenses, nach Brot und Spiel, womit der Pöbel in Rom gesättigt werden mußte. Die Ausgrabungen in Vindobona haben keine Arena (Kampftheater) zutage gefördert, wie eine solche im benachbarten Carnuntum bloßgelegt wurde. Bis gegen Ende des vierten Jahrhunderts nach Christus dauerte das sonnige Bild, das der Leser entrollt gesehen; dann stiegen Schatten auf über Vindobona, welche die wandernden Völker vorauswarfen.

Drittes Kapitel.

Vindobona in Sturm und Not.

Ein halbes Jahrtausend fast konnte das mächtige Rom die Donaugrenze gegen die germanischen Völker aufrechterhalten. Dann aber drangen diese in gewaltigem Ansturme ins Reich ein. Ihre Kriegslust, der Mangel an Lebensmitteln in den damaligen öden Sumpf- und Waldlandschaften Germaniens, des jetzigen Deutschlands, die fremdartige Lebensweise der Römer, welche die in der Wildnis aufgewachsenen Natursöhne an sich lockte, trieb sie ins römische Gebiet. Dazu kam, daß hinter ihnen vom Osten her das wilde Asiatenvolk der Hunnen einherkam und sie wie eine große Herde vor sich herjagte. Diesem Ansturme, den man die Völkerwanderung nennt, konnte das schwach gewordene Römerreich keinen Widerstand bieten und so überschwemmten die Markomannen und Quaden, Skiren und Heruler, Sueven, Vandalen, Goten und wie sie alle hießen, seine Grenzen.

Wie die Wanderheuschrecken fielen diese zahllosen Scharen von allen Seiten ein, zuerst in die angrenzenden Donauuferlande, und verheerten diese wie Wildwasser. Blut bei Tag und Feuerschein am nächtigen Himmel kennzeichneten ihre Straßen und ihr Weg war Vernichtung. Es war ein fortwährendes Stürmen und Jagen der Völkerschaften, die alle nur Einem Ziele zustürmten, Italien, um dort ihren Heißhunger nach

Beute zu befriedigen. Die einen kamen, die anderen verschwanden von der zerrissenen Bildfläche der Uferlande, alle aber ließen Spuren der Verwüstung zurück. „Germani“, das heißt Rufer im Streite, wurden sie von den Römern genannt, als diese zum erstenmale mit der Kraft ihres Schwertes bekannt geworden waren, und der „Barditus“ oder Schlachtgesang der Deutschen war keine Musik in römischen Ohren.

Hatte denn die mächtige Roma, die Beherrscherin des halben Erdkreises, kein Schwert mehr in der Scheide? fragt der Leser. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht und sie gibt uns Antwort. Schon im Jahre 375 n. Chr. war das Volk der Quaden mit Rom ins Gericht gegangen. Die Römer hatten den Quadenkönig Gabienus auf ihr Gebiet gelockt und ihn verräterischer Weise ermordet. Die Quaden, hierüber wütend gemacht, stürmten über die Donau und zerstörten das blühende Carnuntum mit seiner römischen Schilder- und Waffenfabrik. Es vermochte sich nicht mehr zu erheben und was etwa noch stehen geblieben, das stürzten die nachkommenden Germanenschwärme vollends in Trümmer.

Als dann zwanzig Jahre später der römische Kaiser Theodosius der Große das römische Reich unter seine beiden Söhne geteilt hatte, in das weströmische mit der Residenz Ravenna und in das oströmische mit der Hauptstadt Byzanz oder Konstantinopel, da standen die germanischen Völker bald vor den Toren Roms. Alarich, König der Westgoten, nahm 410 die ewige Stadt ein und gab sie der Plünderung preis, nachdem sie lange Jahrhunderte die Welt beherrscht hatte. Was die Goten an Beute in Rom zurückgelassen, das holten

sich im Jahre 455 n. Chr. die Vandalen unter ihrem Könige Geiserich. Auch in den Außenländern war Roms Herrschaft erschüttert. Die Römer hatten, durch ihre Kriege mit den anstürmenden Völkern gezwungen, in letzter Zeit den Provinzen unerschwingliche Steuern aufgebürdet, der Wohlstand war damit gesunken, die Volkskraft geschwunden. Die Legionen von Noricum und Pannonien waren nach dem Süden berufen zum Schutze des schon in allen Fugen krachenden, verödeten und verarmten weströmischen Reiches, das morsch und brüchig geworden war. Schutzlos war auch Vindobona allen Angriffen ausgesetzt, das Kastell sank in Trümmer und die Donauflotille wurde in den Grund gebohrt, denn es gab fürderhin nichts mehr zu bewachen. Wer das Festungsbollwerk mit starker Hand gebrochen, ob die Goten oder die Hunnen, darüber schweigt die Geschichte. Zeitweilig hielten sich diese Völker in der Stadt auf und brandschatzten deren Bewohner. Sie stürzten das in den Kirchen aufgerichtete Kreuz und die Bekenner des Christentums mußten sich scheu zurückziehen vor den neuen Göttern der Germanen und ihrem Kult. An Stelle des Erlösers trat Wodan und Thor, Hulda und Freia.

In den historischen Sammlungen des k. k. Hofmuseums in Wien kann der Leser heute noch die zahlreichen Römerfunde an Denksteinen und Götterstatuen, an Vasen, Urnen und Geräten, an Gemmen (geschnittenen Steinen), Münzen und Medaillen in Gold, Silber, Erz und Bronze beschauen. Sie erzählen uns, daß auf der Stelle der heutigen Weltstadt einst die Römerkolonie Vindobona geblüht hat. Anderthalb Jahrtausende sind seit jenen Zeiten mit

den Wellen der Donau dahingerauscht. Der Anblick dieser Römerfunde mahnt den Beschauer unwillkürlich an die Vergänglichkeit aller irdischen Macht und Herrlichkeit. Draußen vor dem Weichbilde der Weltstadt Groß-Wien zieht der Ackersmann ruhig mit seinem Gespanne auf dem fruchtbringenden Boden von Carnuntum dahin. Das blanke Pflugeisen wirft Stücke geborstener Legionsziegel aus und Sarkophage dienen als Viehtränke. Über den Schauplatz des Kampfes auf Leben und Tod der unglücklichen Gladiatoren, über das Amphitheater Carnuntums, und über den Ort des raffiniertesten römischen Sinnenkults, die Thermen oder Bäder der Stadt, hat sich Schutt und Moder gebreitet. Das Heidentor in der Nähe Petronells ragt als einziger Rest eines unverschüttet gebliebenen Baues, als Zeuge verschwundener Größe noch in unsere Zeit herein.

Viertes Kapitel.

Ein Stern in dunkler Nacht.

Der Großwiener von heute wandert gerne hinaus in den Bezirk von Döbling, nach dem uralten Heiligenstadt oder nach dem ehrwürdigen Sievering und Grinzing. „Ad vineas", zu den Weinbergen, hieß ja schon in Römerzeiten dieses anheimelnde Gelände. Probus, den im Jahre 276 n. Chr. die römischen Legionen zu ihrem Kaiser ausriefen, soll diese sonnigen Hügel durch seine Soldaten mit Reben bepflanzt haben. Ein großer Heiliger hat hier einst seinen Wohnsitz aufgeschlagen, als Apostel Segen spendend im Donauuferland. Hier hatten aus Italien und dem Orient heimgekehrte Legionssoldaten, dann Kaufleute aus Aquileja, wo das Christentum schon frühzeitig Wurzel gefaßt, die Kunde von der neuen Lehre verbreitet. Das Christentum fand namentlich bei Sklaven, Armen und Bedrängten schnelle Aufnahme, denn eine Lehre, daß alle Menschen vor Gott gleich und Kinder *eines* Vaters seien, mußte ja der Trost der Unglücklichen und Leidenden werden. Aus der Zeit des Kaisers Diokletian stammen die ersten Nachrichten von einer Verfolgung der Anhänger Christi in unseren Landen. Fünf christliche Arbeiter in den Marmorbrüchen von Sirmium waren im Jahre 294 das erste Opfer, als sie sich weigerten, eine Statue des Gottes Äskulap zu verfertigen. 303 verallgemeinerte sich das Vorgehen

der Römer gegen die Christen. Der Statthalter der Donauuferlände (Noricum) ließ vierzig ins Gefängnis werfen, worauf sich der Kriegstribun Florianus nach Laureacum (Lorch) begab und sich als Christ bekannte. Er wurde in der Enns ertränkt. Erst unter Kaiser Konstantin dem Großen (306—337 n. Chr.) fand das Christentum auch in den Donauuferlanden allgemeinen Eingang. Die Bekenner desselben wurden, anstatt verfolgt zu werden, zu den höchsten Ämtern und Würden im Reiche erhoben. Unter dem Kaiser Theodosius dem Großen (379—395 n. Chr.) stürzten die letzten Götzentempel in Trümmer, das Kreuz erhob sich dafür als Siegeszeichen des Christentums. Diesem aber drohte in Noricum von außen Gefahr.

Die hier einziehenden germanischen Völker, die Goten, Heruler, Skiren und andere Stämme waren zwar schon Christen, doch der arianischen Irrlehre ergeben, welche die Gottheit Jesu leugnete. Sie kamen ins Land und säeten Unkraut unter den Weizen. Bei ihrer Ankunft hatten sie die falsche Lehre mitgebracht, bei ihrem Abzuge ließen sie Zweifel an der Wahrheit zurück. Es ward Nacht in vielen Christenherzen, doch der Himmel ließ einen Stern aufleuchten.

Es war an einem Frühlingsabend des Jahres 454 n. Chr. Die Sonne war zur Rüste gegangen und im violetten Duft lag die Landschaft, welche die alte Vindobona umgrünte und umblühte. Es schien eine Ruhepause zu sein im Wogen der Völker. Stille war es auch ringsum auf den Gefilden von Vindobona. Nur da und dort stand noch ein aus Holz roh gezimmertes Kreuz, das die Barbaren zu zertrümmern übersehen hatten.

Um diese Abendstunde standen in einer Siedlerzelle unfern Vindobonas zwei Männer im ernsten Gespräch. Der Ältere war hager von Gestalt; vom sonnenbraunen, würdevollen, durch strenge Kasteiungen abgemagerten Antlitz wallte ein langer Bart herab. Ein härenes Bußgewand umhüllte den Leib, am Gürtelriemen hing das Psalmbuch. Das Haupt war bloß, die Füße waren nackt, schwielig und wund von langer Wanderung. Severinus war es, die erste geschichtliche Persönlichkeit auf Österreichs Boden. Wir haben von Eugyppius, einem Schüler des heiligen Gottesmannes, seine ausführliche Lebensbeschreibung überkommen.

Aus dem fernen Osten war dieser barfuß und in grimmer Kälte nach Asturis gelangt, wo er eine Zeitlang weilte, um sich zu seinem schweren Amt als Apostel der Donauländer vorzubereiten. Von Gott mit prophetischem Blick begabt, warnte Severinus die Bewohner von Asturis vor einem feindlichen Überfall, doch er fand kein Gehör. Betrübten Herzens verließ der Gottesmann die Stadt, welche in der Tat bald darauf den Feinden zum Opfer fiel, und pilgerte nach Commagenae. Von hier aus wurde er nach Fabiana berufen, dessen Bewohner von einer schrecklichen Hungersnot gequält wurden. Auf seine Bitten verteilte hier die Witwe Procula ihre reichen Getreidevorräte ans Volk. Bald aber kamen zahlreiche Getreideschiffe aus Rhätien, die reichliche Nahrung brachten. Dann zog Severin sich in einen von Fabiana weiter entfernten Ort, der „ad vineas" (zu den Weinbergen) hieß, zurück, und lebte daselbst in kleiner Zelle. Er kehrte aber bald wieder auf Gottes Eingebung nach Fabiana zurück und er=

baute unweit der Stadt ein Kloster. Hier setzte er sein segensreiches Wirken fort. Amt und Würden schlug er bescheiden aus, bald aber scharten sich zahlreiche Schüler um den frommen weisen Lehrer, denen er eine bestimmte Lebensweise vorschrieb. Von Fabiana aus trat er seine Wanderungen gegen Westen an, wo er neue Beweise einer unermüdlichen segenspendenden Kraft und seines Einflusses auf Römer wie Barbaren gab.

Der Jüngere der Männer, den wir an diesem Abend an Seite des heil. Severinus gefunden, trug ebenfalls ein härenes Bußgewand am Leibe. Maximus war es, ein Schüler des frommen Meisters, dessen mildes, geistvolles Auge eine Weile auf dem jungen Manne haften blieb.

„Ehrwürdiger Vater," hub Maximus an, „schon oft und oft seid Ihr in die oberen Lande gewandelt, habt den bedrängten Bewohnern von Laureacum* und Castra Batava** Trost und Hilfe gespendet, sie gewarnt vor feindlichen Einfällen. Selbst arm und in Entbehrung lebend, seid Ihr der Vater der Armen geworden, selbst tiefbetrübt über das Elend, das die Völkerwanderung über die unglücklichen Lande gebracht, seid Ihr der Tröster der Betrübten, selbst hilflos, die Hilfe der Christen geworden. Wo der Mut sinkt, da stellt Ihr das Gleichgewicht der Seele wieder her, wo Verzweiflung platzgreift, da gießt Ihr, der einzig Mutige unter den Zaghaften, lindernden Balsam in die zerrissenen Herzen. Die Unglücklichen sehen zu Euch auf wie zu

* Lorch bei Enns.

** Passau.

einem Leuchtturm. Ihr seid ein Fels in der Brandung dieser wildbewegten Zeiten.“ Sanften Tones erwiderte Severinus:

„Was ich getan, ist nicht meinem Verdienste zuzuschreiben, sondern es soll vielmehr meinen lieben Schülern zum Beispiel dienen, ein Gleiches zu tun. Unter dem Fußtritte der dahinstürmenden Völker wurde jede Kultur in den Erdboden gestampft, der Jahrhunderte hindurch das jetzt bitterarme Volk ernährt hat. Doch ich pflanzte mit Gottes Beistand auf diesem zerwühlten Boden das Kreuz auf, mit ihm die Hoffnung. Zu diesem, nicht zu mir, sollen die Menschen emporschauen. Gerade die Not ist es, welche die Menschen beten lehrt und nur die Kraft des Glaubens hält die Sinkenden aufrecht, in diesem Glauben finden heute die Christen den einzigen Trost im Elende. Ihn zu stärken, sei mein und meiner Schüler Lebensaufgabe.“

„Dann laßt mich, ehrwürdiger Vater, mit meinen schwachen Kräften mithelfen, diese apostolische Aufgabe zu unterstützen und Euch wenigstens im fernen Berglande der vielen Arbeit zu entheben, da Ihr hier im Donaulande so notwendig seid.“

„Du sprichst von Unterstützung in meiner Arbeit zum Heile der Menschen, mein teurer Maximus,“ sagte Severinus ernsten prophetischen Tones, während sein Auge nach Westen blickte, wo ferne Höhenzüge dämmerten; „vermessen wäre es von mir, wenn ich das Riesenwerk der Belehrung und Bekehrung allein auf meine schwachen, alternden Schultern nehmen wollte. Darum eile hinaus nach der Römerstadt

Juvavum,* die so schön vom Kranze der ewigen Bergwelt umfriedet wird, heute aber der Tummelplatz wilder Feinde ist. Sammle fromme Gefährten um dich und vollführe bei den dortigen, vom Unglück arg heimgesuchten Bewohnern, was ich meine Schüler hier gelehrt, die Werke der leiblichen und geistigen Barmherzigkeit. Der Herr wird es mir eingeben, wenn euch neue Gefahren drohen. Ich werde dich rechtzeitig durch einen Boten warnen lassen, dann aber sei Juvavum auf seiner Hut und auch du, mein Sohn Maximus, sei gefaßt."

„Auf den Tod," fiel der Schüler verklärt lächelnd ein, „Blut und Leben für meinen Glauben und für das Seelenheil meiner Mitmenschen." Maximus küßte zum Abschied dem ehrwürdigen Manne die Hand. Meister und Schüler sahen sich in diesem Leben nimmer.

Maximus zog mit einer kleinen, aber begeisterten Schar frommer Glaubensboten hinauf nach Juvavum und tat, wie ihm sein Meister geheißen. In den Nagelfluhwänden des heutigen Mönchsberges in Salzburg erbauten sich die frommen Siedler kleine arme Zellen. Eines Tages nun kam ein Bote aus Vindobona, der von Severinus eine Warnung vor einem feindlichen Angriff überbrachte. Maximus ließ sogleich die Kunde den Bewohnern von Juvavum zukommen, die aber auf die prophetischen Worte nicht achteten und keinerlei Verteidigungsmaßregeln ergriffen. Maximus, der fromme Abt, zog sich mit seinen Gefährten in die Verborgenheit der Zellen zurück. In der Tat überfiel eine Schar

* Das heutige Salzburg.

herumstreifender Heruler die Stadt und zerstörten gänzlich, was seit einem früheren Vernichtungswerke der Hunnen noch übrig geblieben. Eine Rotte der grimmen Feinde drang auch nach dem Zufluchtsorte des Maximus und stürzte diesen und seine Gefährten über die Steilwand hinab. Sie erlitten den Martertod für Gott und Glauben. Heute noch zeigt man in der vom Sankt Petersfriedhof in Salzburg aufsteigenden Felswand die Einsiedelei des heiligen Maximus.

Fünftes Kapitel.

Des Apostels Heimgang.

Severinus, der schon längst im Rufe der Heiligkeit stand, blieb in seiner Zelle zurück und ließ von dieser den Ruhm seiner Gottesfurcht, Weisheit und wunderbaren Taten zu den Einheimischen und Eingewanderten ausstrahlen. Die römischen Kolonisten, die in den Donauuferlanden zurückgeblieben waren, riefen in ihren Kämpfen den Mann des Friedens zu Rat und Hilfe. Ihnen war Severinus eine Leuchte und Stütze, aber auch die Barbaren beugten sich vor ihm, überwältigt von der Macht seiner Tugend und der Kraft des Glaubens, die ihn beseelte. Heute flehte Severinus den Rugierkönig Feletheus um Gnade für einen Missetäter, morgen verwies er mit strafenden Worten der Königin Gisa ihre Hartherzigkeit gegen Gefangene, deren Fesseln er löst; an dem einen Tage verschaffte der Vater der Armen den hungernden Einwohnern Lebensmittel, an dem anderen Tage rettete er einen Ort aus den Händen der Feinde.

Eines Tages war es, als in die einsame Zelle des Heiligen ein junger, kraftvoll gebauter Mann trat, umgürtet mit einem kostbaren Schwert, aber angetan mit einer ärmlichen und erbärmlichen Gewandung aus Tierfellen. Infolge des hohen Wuchses vermochte der Kriegerjüngling in der niederen Zelle nicht aufrecht zu

stehen und tiefgebeugt bat er den Gottesmann um seinen Segen für sich und seinen Stamm, der zu einem Kriegszuge nach Italien gerüstet war. Lange und wohlwollend ruhte des Sehers Auge auf dem Bittenden; endlich sagte Severinus, seine Rechte zum Segen auf des knienden Jünglings Haupt legend, die prophetischen Worte:

„Ziehe hin, mein Sohn, nach Italien, jetzt deckt dich noch dürftiges Gewand, aber Italien wird es dir gegen kostbaren Schmuck umtauschen und in Kürze wirst du vielem Volke große Gaben und Reichtümer austeilen können.“

Der Jüngling, der Kühnste und Gewaltigste seines Stammes, den seine Gestalt zur Heeresführung und das Heer zur Herrschaft berufen hatte, verließ die Zelle des Heiligen und schritt, von dessen Segen geleitet, von dannen. Zu seinen Jüngern aber sagte Severinus:

„Sein Name ist Odoaker und sein Schutz wird auf einige Jahre genügen.“

Die Prophezeiung des Heiligen ging genau in Erfüllung. An der Spitze eines Heeres von Herulern, Rugiern und anderen Stämmen zog der junge Germanenfürst nach Rom, stürzte das Weltreich und setzte das schöne Knäblein Romulus Augustulus, das letzte „Kaiserlein“ der Römer, 476 ab. Dadurch wurde er auch Herr und Gebieter des früher römischen Donauuferlandes mit Vindobona, um das er sich jedoch wenig kümmerte. Des heiligen Severinus und seiner Vorhersagung aber vergaß Odoaker auch als König nicht. Er stellte ihm in einem Schreiben eine Gnade frei. Severinus, dieses leuchtende Beispiel der Gottes- und Nächsten-

liebe, erbat sich aber nichts als die Freiheit eines Gefangenen und Verbannten, eine geringe Bitte, die sogleich Erhörung fand.

Sein apostolischer Eifer um das leibliche und geistige Wohl der Mitmenschen ließ den Heiligen wieder zum Pilgerstabe greifen, um nach dem oberen Donauuferlande zu wandern. Fremde germanische Scharen hatten nämlich alle festen Kastelle an der Donau und die blühenden Römerorte im Lande verwüstet und lauerten am Ufer des Stromes, um über das letzte Bollwerk der Römer, Laureacum, herzufallen, in welches sich die Bewohner der zugrunde gegangenen oberen Römerorte geflüchtet hatten. Severinus ermahnte die Bedrängten zum Vertrauen auf Gott und zur Wachsamkeit gegen die Feinde. Als Feletheus, der König der Rugier, mit einem Heere gegen die Stadt zog, um die Bewohner zu zwingen, in seinen eigenen zinsbaren Städten sich niederzulassen, trat Severinus dem König entgegen und sagte:

„Friede sei mit dir, guter König! Als ein Gesandter Christi komme ich und suche Erbarmung für die Bedrohten. Du willst die Laureacenser gegen die wütenden Einfälle der Alemannen schützen, wie dein Wort verkündet. Allein sie bedürfen weder deines Bogens noch Schwertes. Gott selbst hat sie bis jetzt bewahrt, darum lasse sie hinfort unter meiner Obhut.“ Der König ließ von einem gewaltsamen Fortführen der Bewohner ab, auf Severins Geheiß aber begaben sich im Jahre 480 n Chr. zahlreiche Bewohner von Laureacum mit ihrem Bischof Konstantius, einem gewesenen Schüler des Heiligen, über die Enns ins benachbarte

Land der Rugier, besonders in die Gegend von Vindobona, wo sie sich mit Hab und Gut ansiedelten.

Nach dreißigjähriger apostolischer Wirksamkeit fühlte der heil. Severinus sein Ende herannahen; es war das eines Gerechten. Er ließ Feletheus, den König der Rugier, an sein Sterbebett rufen; auch Gisa, des Königs Gemahlin, welche der Heilige durch Androhung eines göttlichen Strafgerichtes von ihrer Grausamkeit gegen die katholischen Römer bekehrt hatte, wollte ihren strengen Richter sterben sehen. Der Heilige empfahl dem Könige noch einmal eine milde Behandlung seiner Untertanen, die ihm einst vor dem ewigen Richter und Könige die Rechenschaft leicht machen werde. Zur Königin aber sagte der Sterbende:

„Höre auf, die Unschuldigen zu bedrücken, damit deren Leid eure Macht nicht vernichte. Ich scheide jetzt von der Welt, rate euch aber, daß ihr von unbilligen Handlungen euch enthalten und dafür guten Werken obliegen möget. Bisher ist euer Reich gesegnet gewesen, künftighin müßt ihr gleichwohl auf Vorsicht bedacht sein."

Als das königliche Ehepaar von dem Sterbenden bewegten letzten Abschied genommen hatte, traten die Schüler an das Bette ihres geliebten Vaters in Christo. Dieser aber sagte prophetisch:

„Ihr wisset, liebe Brüder, daß die Kinder Israels aus dem fremden Lande Ägypten erlöst worden sind, auch das Volk dieser Gegend wird von der unrechtmäßigen Herrschaft der Barbaren befreit werden. Alle römischen Stammes werden mit Hab und Gut von hier nach Italien ausziehen und meine Gebeine werden

sie mit sich von dannen führen." Hierauf ließ der Sterbende die weinenden Schüler zum letzten Abschiedskusse herantreten und unter Absingung des 150. Psalms gab er seinen Geist auf. Der Todestag — 8. Jänner 482 n. Chr. — war ein Trauertag für die Schüler des Heiligen und für die ganzen Donauuferlande, die an ihm ihren Apostel verloren.

Bald nach Severins Tode wollte Feletheus, der jenseits der Donau herrschte, sein Reich auch auf das rechte Ufer, also auf Odoakers Gebiet, ausdehnen. Die Bewohner dieser Länder aber riefen Odoaker zu Hilfe; er kam mit einem starken Heere aus Italien herbeigeeilt und machte der Herrschaft der Rugier ein Ende; König Feletheus und seine Gemahlin Gisa führte er als Gefangene nach Italien. Auch die wohlhabenderen Bewohner von Vindobona, soweit sie römischer Herkunft und Sprache waren, mußten die nordische Heimat verlassen und nach Italien ziehen. Die Schüler Severins aber legten den Leichnam des Heiligen, der nicht einbalsamiert, aber gleichwohl ganz unversehrt geblieben war, nach seinem Willen in einen Holzsarg und brachten ihn unter Führung des Eugyppius nach Lucullanum bei Neapel, dem heutigen Castello dell' ovo.

Auch Odoakers Tage waren gezählt. Er erlag dem mächtigen Ostgotenkönig Theodorich, der sein Volk über Pannonien nach Italien führte, wo er das gewaltige ostgotische Reich gründete, nachdem er den Odoaker in blutigen Schlachten geschlagen und bei einem Gastmahle in Ravenna ermordet hatte. Vindobona aber blieb bis zum Sturze der ostgotischen Herrschaft in der Mitte des 6. Jahrhunderts als eine ansehnliche Stadt erhalten.

Heute noch ist das Andenken an Severinus, den Donauapostel, im Namen des Ortes Sievering lebendig, dessen altehrwürdige Kirche dem großen Heiligen geweiht ist. Die im Jahre 1878 erweiterte neue Severinuskirche in Neu-Währing entspricht in ihrer Einfachheit dem asketischen Wesen des Kirchenpatrones, dem die dankbare Nachwelt damit ein würdiges Denkmal gesetzt hat.

Sechstes Kapitel.

Neue ungebetene Gäste.

Mehrere Jahrhunderte vergehen, seit Sankt Severin die ersterbende Kulturwelt der Alten in unseren Gegenden zu Grabe geleitet hat, ohne daß wir freundliche Kunde vernehmen. Ein dichter Schleier bedeckt während dieser Zeit die Geschichte unserer Stadt. Das Völkergewoge findet kein Ende. Den Ostgoten, deren starker Arm schwer auf dem Donauuferlande gelastet hatte, folgen die Longobarden. Doch auch diese haben kein Bleiben hier; wie ihre Vorgänger, so lockt auch sie der blaue Himmel Italiens nach dem sonnigen Süden.

So liegt Grabesnacht und Totenruhe auf den Trümmern einer vergangenen Welt, bis der Boden neuerdings unter einer frischen Völkerwelle erzittert.

Hochgewachsene, sehnige Männer von wildem, häßlichen Aussehen, mit funkelnden Schlitzaugen, langen, strähnigen, schwarzen Haaren, die von bunten Bändern durchflochten waren, suchten in Pannonien und dem benachbarten Ufernorikum eine neue Heimat. Sie schienen mit den Rossen verwachsen zu sein. Ihr Schädel war mit einer spitzen Filzmütze bedeckt, ihr Leib mit einem Eisenpanzer, der des Rosses mit einem Lederpanzer. Ein langer Speer hing übergeworfen, die Rechte hielt den Bogen schußbereit und während noch die Horden einen Pfeilregen vor sich hersandten, wandten sie sich bereits zu verstellter Flucht, machten aber blitzschnell wieder

kehrt. So stürmten diese wilden Gesellen unaufhaltsam vorwärts und vernichteten, was ihnen entgegentrat. Man nannte sie, die Stammverwandte der Hunnen waren, Avaren, ein treuloses und wortbrüchiges Volk ohne Gesetz und Gesittung. Es war um die Mitte des 6. Jahrhunderts aus Asien über die Wolga und den Don in Europa eingedrungen und eroberte ganz Pannonien (das heutige Ungarn diesseits der Donau, Südoststeiermark, Ostkrain, Kroatien und Slavonien) und das Land bis zur Enns. Als die Longobarden aus Pannonien wegzogen, überließen sie nämlich ihren Bundesgenossen, den Avaren, das Land, das diese durch mehr als zwei Jahrhunderte behaupteten. Ihr Reich dehnte sich vom Fichtelgebirge bis zur unteren Donau und von den Karpathen bis zum adriatischen Meere aus. In unserem heutigen Österreich-Ungarn beherrschten sie ein Gebiet von der Donau und Theiß bis Mähren und Böhmen hinein, von der Drau bis an die Enns herauf.

Die Avaren waren wie die Hunnen ein echtes Räubervolk. Was sie an Viehherden raubten, an Hab und Gut den Bewohnern, an Kostbarkeiten den Kirchen abnahmen, das schleppten sie in ihre „Ringe". Diese waren hinter Flüssen und Morästen festungsartig angelegt, bildeten einen Kreis von meilenweitem Durchmesser, der von einem zwanzig Fuß breiten und ebenso hohem Walle, aus dicken, ästigen, eingesetzten Baumstämmen gefügt, umgeben war, deren Zwischenräume mit Erdreich ausgestampft wurden. Diese „eisernen Reifen", die von weitem einem grünenden Walde glichen, hatten Durchlässe mit Ausfalltoren. Die unterworfenen, meist slavischen Völker-

schaften erhielten außerhalb dieser „Ringe“ Länderstrecken angewiesen, auf denen sie im Frieden als Sklaven für ihre Bedrücker die Felder bestellen und Vieh hüten mußten, während sie im Kriege als erste Vorhut dem Feinde entgegengeschickt wurden. Die schlauen Avaren aber warteten im Hintergrunde ihrer „Ringe“ den Lauf der Dinge ab. Angriffe auf wehrhafte Orte scheute dieses Reitervolk, weshalb auch Wien trotz aller Drangsale in den Avarenzeiten nicht gänzlich zugrunde ging. Aber auch diesem Volke schlug die Stunde der Vergeltung.

Es war Mitte September des Jahres 791 n. Chr., als der Erdboden in Wiens Umgebung unter dem Huftritte der windschnellen Rossen bebte, auf denen die Avaren vom Comagenagebirge (Kahlenberg) bis an den Fluß Raab in Ungarn entflohen, von den Siegern verfolgt. Ein zahlreiches Heer, bestehend aus Franken, Alemannen und Bayern mit viel Reiterei, drang auf der Straße, die aus den oberen Donauuferlanden gen den Wienerwald zog, unaufhaltsam vorwärts. An der Spitze dieses Heeres ritt auf einem gewaltigen Streitrosse ein Mann von etwa fünfzig Jahren und von reckenhafter Gestalt. Der starke Nacken war vom lange herabwallenden Haupthaar bedeckt. Die großen, lichten Augen, die vielleicht im Frieden milde blicken konnten, schienen zu zürnen und Schrecken zu verkünden. Die Kleidung des Reiters bestand nach altfränkischer Sitte in einem an den Rändern mit seidenen Streifen besäumten, kurzen Ärmelrocke, darunter einen weiten, dunkelgrünen Mantel, dann in Beinkleidern aus Leinwand, Strümpfen, mit Binden umwickelt, und Schuhen, mit farbigen Bändern besetzt. Ein gewaltiges, am Gehänge und Knauf reich ver-

ziertes Schwert hing dem Recken zur Seite. Der schlichte Mann, der trotz seiner Einfachheit doch schon durch die Würde seiner Bewegung Ehrfurcht erheischte, war Karl der Große, der berühmte König der Franken und römische Kaiser, der Schutzherr der Christenheit und der Hort der Wissenschaften. Mit einem Schlage wollte der mächtige Monarch den Greueln der Avaren ein Ende machen; zittern sollten diese Räuber vor Kaiser Karls Faust, die Hufeisen zerbrach. Der umsichtige und erfahrene Kriegsheld hatte drei große Heere aufgestellt. Eines davon war unter dem Befehle von Karls Sohn, Pipin, dem Könige von Italien, gegen das südliche Pannonien gezogen und schlug dort die Avaren. Ein zweites Heer, aus Sachsen und Friesen bestehend, war unter Anführung des Grafen Theodorich und des Kämmerers Meginhard durch Südböhmen und das hügelige Vorland nach dem Kampflusse in Niederösterreich gedrungen und hatte dort einen „Ring" der Avaren gebrochen.

Kaiser Karl selbst war mit dem Kern der Armee von Regensburg aufgebrochen und zu Wasser und zu Lande nach dem Flusse Anasus (Enns) gezogen, wo Rast gehalten wurde. Drei Tage lang widerhallte das Lager an der Enns von religiösen Gesängen und Prozessionen, die der frommgläubige Kaiser angeordnet hatte; barfüßige Priester führten sie. Mit Fasten wurden die Bußtage geschlossen, die mit Gebet begonnen hatten, um von Gott den Sieg des Christentums über das Heidentum, germanisch-römischer Sitte über asiatische Barbarei zu erflehen.

Und Gott war mit dem Kaiser und seinen Scharen. Jenseits der Enns waren die Horden der Avaren, welche Kunde erhielten von der Niederlage ihrer

Stammesgenossen, entmutigt, diesseits waren die Heerscharen der Christen voll Zuversicht auf ihren entscheidenden Sieg. Sie übersetzten kühn den Fluß und drangen unaufhaltsam vor, da es die von allen Seiten gehetzten Avaren zu keiner Schlacht kommen ließen. Der „Ring“ am Kahlenberge sollte den Flüchtigen Schutz bieten. Doch er wurde von den tapferen Mannen des Kaisers erstiegen und erstürmt, die an Vindobona vorüber nach Pannonien, dem avarischen Hauptsitze, zu kommen drängten. In ihren Reihen stand, wie erzählt wird, auch ein Riese, Einheer genannt, ein Schwabe aus dem Thurgau. Dieser durchwatete die Flüsse, mähte mit seinem Schwerte die Avaren wie Gras nieder, steckte ein halbes Dutzend derselben auf seinen Spieß und trug diesen auf der Schulter. „Fröschlein“, nannte der germanische Riese die Avaren und brummte, „daß der Kaiser wider solche Kröten und Würmlein so viel Kriegsvolk zusammengebracht habe“.

Indessen hatte eine böse Seuche die Pferde in Karls Heere dahingerafft, der Winter war vor der Türe und an eine weitere Verfolgung der Avaren in dem unwirtlichen Steppenlande Pannoniens vorläufig nicht zu denken. So blieb ein Teil des Heeres unter dem Herzoge Erich von Friaul an der Grenze des geschmälerten Avarenreiches beobachtend stehen, während Kaiser Karl mit seinem Hauptheere über Sabaria (Steinamanger) wieder nach dem Westen zurückkehrte. Nach einigen Jahren erst schritt der Herzog zu einem neuerlichen Angriffe gegen die Avaren. Er überschritt im Jahre 796 die Donau und brach im Jahre 799 den Hauptring der Avaren zwischen Donau und Theiß in Ungarn,

wo unermeßliche Schätze in die Hände der Sieger fielen. So gründlich wurde die Gegend zwischen Donau und Theiß verwüstet, daß man sie die avarische Wüste nannte. In den folgenden Jahren hört man noch von einzelnen Kämpfen, dann aber verschwindet das avarische Volk gänzlich aus der Geschichte. Ein Teil rettete sich zu den Bulgaren auf der Balkanhalbinsel, der übrige verlor sich unter den Bewohnern Pannoniens. 822 hört man zum letztenmale ihren Namen.

Die Avaren ließen, wie schon erwähnt, größere Ansiedlungen verschont. So entging auch Wien der Verwüstung, wenngleich es unter dem Drucke der Avarenherrschaft viel zu leiden hatte.

Die fromme Überlieferung kennt in Wien noch einige Denkmale aus den Zeiten der Avarenherrschaft, so das Ruprechtskirchlein, klein zwar, aber erhaben und ehrwürdig als erste Kirche Wiens. Eine in derselben angebrachte Inschrift sagt, daß dieses zu Ehren des heiligen Bischofs Ruprecht gegründete Kirchlein „im Jahre 740 n. Chr." erbaut worden sei. Auch die Wiener Peterskirche gilt als eine fromme Gründung Kaiser Karls des Großen, der schon im Jahre 792, also sofort nach dem errungenen Siege über die Avaren, eine Kirche zu Ehren des heiligen Apostelfürsten Petrus erbaute. Diese blieb bis zum Jahre 1702 in der ursprünglichen Anlage bestehen, wurde dann abgebrochen und an ihrer Stelle die heutige prächtige Peterskirche erbaut.

Auf seinem Siegeszuge hatte, wie es heißt, Kaiser Karl ein Bild der schmerzhaften Maria, seine „Feldmutter" bei sich, das er in der von ihm erbauten Wallfahrtskirche Maria Lanzendorf feierlich beisetzte.

Siebentes Kapitel.

Ein neues Geschlecht.

Es war unmittelbar nach dem Avarenkrieg, als Kaiser Karl der Große aus seinen neueroberten Ländern eine starke schützende Mauer gegen das Vordringen asiatischer Raubvölker errichtete, die sogenannte „Ostmark", welche das Land im Osten der Enns bis an den Wienerwald, also den Großteil des heutigen Niederösterreichs und Pannoniens bis zur Drau, umfaßte. Viele edle Familien aus Bayern, Franken und Sachsen zogen infolgedessen ins Land, mit ihnen kehrte Wohlstand ein, Lust zur Arbeit in Haus und Werkstätte, zur Bewirtschaftung des Bodens. Neue Orte erhoben sich im Wienerbecken und auf den Kirchtürmen erglänzte das Kreuz, geschützt von der mächtigen Hand des frommen Kaisers.

Karl der Große, dieser für Religion und damit für Bildung und Gesittung so hochbegeisterte Herrscher, starb Ende Jänner 814. Seine Nachfolger, die Karolinger, zeigten sich ihres Ahnherrn nicht würdig. Sie nahmen unter Haß und Zwietracht Teilungen des ausgedehnten Reiches vor und schwächten dadurch seine Kraft, so daß es dem Anstürmen neuer wilder Feinde nicht mehr standzuhalten vermochte. Die Grenzlande blieben unbeschützt und wurden so leicht die Beute eines neuen furchtbaren Feindes, der wie seine verwandten Vorgänger, die Hunnen und Avaren, gleichfalls aus dem Osten kam — die letzte Welle im Strome der Völkerwanderung — aber ebenso wild und stürmisch, wie die früheren.

Magyaren oder Ungarn hießen die neuen Feinde, ein finnisch-ugrisches Reitervolk. Am Schlusse des 9. Jahrhunderts waren sie an die Ufer der unteren Donau gekommen und nahmen 896 oder 897 von Pannonien Besitz, dem heutigen Ungarn, das bislang von slavischen Völkern besiedelt war. Von da suchten sie die engere und fernere Umgebung mit ihren Raubzügen heim. Blühende Orte wurden durch plötzliche Überfälle geplündert und zerstört, die Männer erwürgt, die Frauen an den Haarzöpfen zusammengebunden in die Sklaverei geschleppt. In jenen traurigen Zeiten betete das Volk bei der Litanei den Zusatz: „Vor der Ungarn Pfeile bewahre uns, o Herr!“ Raubend und mordend, sengend und brennend stürmten die Ungarn bis tief hinein ins Herz des jetzigen Deutschlands. Die karolingische Ostmark war dahin; die Vormauer des Karolingerreiches war gestürzt. Wieder bildete der Ennsfluß die Grenze zwischen diesem und seinen Feinden, den Ungarn, zwischen Kultur und Barbarei. Doch auch für die Ungarn schlug die Stunde der Vergeltung. Auf dem Lechfelde bei Augsburg standen am Laurentiustage — 10. August 905 — Kaiser Otto I. der Große und seine Mannen den Scharen der Ungarn gegenüber. Diese wurden geschlagen und nur ein kleines Häuflein der Besiegten kehrte nach ihrem Lande zurück, den Stammesgenossen die Unglücksbotschaft zu künden. Unser Land aber blieb von diesem Tage an, einem der glorreichsten seiner Heldengeschichte, von den Einfällen der Ungarn befreit und rückte seine Grenzen wieder über die Enns bis an die Erlaf hinab.

Eine neue Ostmark wurde jetzt gegründet und einem Markgrafen Burchard übergeben, von dem nichts anderes

bekannt geworden ist als sein Name. Das Land hieß man „Ostarrichi" (Österreich); dieser Name erscheint seit 996 urkundlich. Mehr als ein Jahrtausend ist vorüber und heute erklingt es noch immer hell und rein im schönen Liede: „O, du mein Österreich!" Nach dem Tode Burchards stellte Kaiser Otto II. als Herrscher über dieses Land hüben und drüben des Stromes, als „Wacht an der Donau", ein neues Edelgeschlecht auf.

Wie die Überlieferung meldet, stammt dieses aus dem Hause Adalberts von Bamberg und wurde deshalb die Babenberger genannt. Unter Kaiser Otto II. zeichnete sich der Babenberger Luitpold (Leopold), Graf im Donaugaue (Gegend um Regensburg), durch Tapferkeit und Anhänglichkeit an den Kaiser im Kampfe gegen den aufrührerischen Herzog Heinrich II. von Baiern, dem Zänker, aus. Der dankbare Kaiser belohnte seinen treuen Diener und setzte diesen 976 zum Markgrafen über die Ostmark ein. Der Leser hat aus den vorhergehenden Kapiteln erfahren, daß das alte Wien unter die Fremdherrschaft der Kelten, Römer, Hunnen, Avaren und Magyaren gebeugt war. Er soll in nachstehenden Kapiteln auch erfahren, wie ein neues, ein deutsches Geschlecht über Österreich und seine Hauptstadt Wien geherrscht, ein Edelgeschlecht, das einen „Erlauchten", einen „Starken", einen „Siegreichen", einen „Tapferen", einen „Schönen", einen „Heiligen", einen „Freigebigen", einen „Tugendhaften", einen „Katholischen", einen „Glorreichen" und einen „Streitbaren" zählte. Der Leser wird einige der berühmtesten aus dem berühmten Geschlechte des babenbergisch-österreichischen Herrscherhauses kennen lernen, die in einer ununterbrochenen Reihe

von 270 Jahren teils als Markgrafen unter kaiserlicher Oberhoheit, teils als Herzoge mit eigener landesfürstlicher Macht in Österreich regierten. Er wird rufen: „Friede ihrer Asche“, die in den babenbergischen Klosterstiftungen Melk, Klosterneuburg, Schotten, Heiligenkreuz und Lilienfeld in Niederösterreich ruht. „Ehre ihrem Andenken“, das gesegnet sei im ganzen Lande Österreich und seiner Hauptstadt Wien.

Als Markgraf Leopold, der Erlauchte genannt, die Ostmark übernommen hatte, wie schon erwähnt 976, da hausten noch die Ungarn auf ihrer starken „Eisenburg“ Vasvár, die sich dort erhoben haben soll, wo heute Kloster Melk prangt. Mit gewaltiger Hand aber brach der tapfere Regent die Eisenburg, warf Mauern und Türme über den Haufen und gründete auf der Siegesstätte ein Kollegiatstift für zwölf weltliche Chorherren, sowie eine Ruhestätte für sich und die Seinen.

Markgraf Adalbert der Siegreiche, der zweite Nachfolger Leopolds, setzte den Kampf gegen die Ungarn fort und eroberte das Land bis zu den Flüssen March und Leitha an beiden Ufern der Donau als natürliche Grenze für seine Markgrafschaft Österreich. Diese blieb fortan von den Raubzügen der Ungarn verschont. Letztere verschwanden aber nicht von der Bildfläche der Weltgeschichte wie ihre Vorgänger, die Hunnen und Avaren; durch den großen König Stephan, den Heiligen, wurden die Ungarn dem Christentume, damit der Bildung und Gesittung zugeführt. Die Völker, die sich vor einem Jahrtausend als Gegner bekämpften, sind heute vereint zu einem mächtigen Reiche, der „Österreichisch-ungarischen Monarchie“.

Achtes Kapitel.

Der Burgherr vom Kahlenberg.

Das Kahlengebirge mit seinen idyllischen Waldpartien und stillen Gründen ist ein beliebtes Ausflugsziel der Wiener. Kaiser Alexander I. von Rußland, der im Jahre 1814 während des Kongresses in Wien einmal auf der aussichtsreichen Höhe stand, rief überwältigt von dem Anblicke des Landschaftsbildes aus: „Die Hälfte meines Reiches wollte ich für dieses glückliche Land geben.“ Aber nicht allein landschaftliches, sondern auch geschichtliches Interesse ist es, das den denkenden und fühlenden Wiener an den Kahlenberg fesselt, auf dem einst ein edler und heiliger Babenbergerfürst als Burgherr gelebt und gewirkt hat.

An einem lieblichen Maitag des Jahres 1106 war es, als an einem der hohen Bogenfenster der neuen Hofburg auf dem Kahlenberge Markgraf Leopold III., Sohn des Markgrafen Leopold II. des Schönen an Seite seiner edlen Gemahlin stand und dieser das weite schöne Land zeigte, welches den Fuß des Berges umgrünte und umblühte. Der Babenberger war ein Mann von etwa 33 Jahren, stattlich und kräftig von Gestalt, vornehm von Ansehen. Agnes, seine Gemahlin, stand mit dem Markgrafen in fast gleichem Alter, war durch ihre anmutige Gestalt und im edlen Anstande ein liebliches Bild der Sanftmut und Frömmigkeit. Die schöne Markgräfin war die Tochter des deutschen Kai=

sers Heinrich IV. und seit einem Jahre Witwe des Herzogs Friedrich von Schwaben, der sich auf einer Bergspitze am östlichen Ende der rauhen Alb in schwäbischen Landen eine Burg erbaut hatte, „Hohenstaufen" genannt. Da seine Nachkommen später den deutschen Kaiserthron bestiegen, gewann das Haus Babenberg durch die Heirat an Ansehen und Bedeutung. Im Beisein einer zahlreichen Ritterschaft hatte Leopold mit der Kaiserstochter glänzende Hochzeit gehalten, dann sie in seine Burg geführt, die er sich auf dem nordöstlichen Vorschube des Kahlenberges erbaute, um Wien näher zu sein.

Die neue Residenz, deren Grundstein im Jahre 1101 gelegt worden war, war nach außenhin ein Wehrbau an der von den Ungarn gefährdeten Reichsgrenze mit einem mächtigen runden Bergfried (Turm). Wie der Chronist sagt, seien die „Festigkeit und Pracht so groß gewesen, daß sie einen Herrn von königlichen Schätzen verkündeten". In der Tat war das Innere der Hofburg mit fürstlicher Pracht ausgestattet, von großen Bogenhallen und Säulengängen durchzogen, von Statuen byzantinischer Künstler geschmückt. Aus einem Lustgarten mit Springbrunnen trugen sanfte Winde den Blütenduft nach den offenen Bogenfenstern. Das war das traute Heim des edlen Herrscherpaares. Mehr noch als die Pracht der Hofburg entzückte das herrliche Rundgemälde, welches sich von der Höhe aus entrollte. In jenen Zeiten ohne Dampfschlot und Fabriken lag es ja noch nicht so bleischwer von Dunst und Qualm über Wien wie heute, sondern scharf und klar zeichnete sich das ganze Landschaftsbild in dem reinen Äther ab. Am

Fuße des rebenbepflanzten Berges wogte das grüne Meer bebuschter Auen, von der Donau wie von einem breiten Silberband durchglänzt. Auf den Inseln lugten aus dem Dickicht der Bäume Fischerhütten und Jagdhäuschen hervor. Weiler und Dörfer, die Siedelstätten neuer Kolonisten aus deutschen Gauen, welche die neue Ostmark bevölkerten, grüßten herauf. Über die weite Fläche hin, von lichten Saatfeldern bestanden, von dunklen Wäldern durchgrünt, schweifte diesseits der Donau das Auge nach den Gipfeln der Alpen, dann abwärts über die Höhen des Leithagebirges nach Ungarns Grenzen und jenseits des Flusses über das weite Marchfeld hin nach dem Zuge der kleinen Karpathen. Gegen Süden, inmitten des herrlichen Gefildes, lag das kleine Städtlein Wien, dessen wenige Türme deutlich erkennbar waren. Über dem Ganzen aber blaute an jenem Tage der lichte Maihimmel.

„Siehst du dort, teure Agnes," begann der fromme Markgraf, „das Ruprechtskirchlein, das Bischof Virgilius von Salzburg zu Ehren seines heiligen Vorgängers Rupertus erbaut hat, da die Peterskirche, von Kaiser Karl dem Großen errichtet, dort meinen Gejaidhof?" *

„Dieses Österreich ist ein paradiesisch schönes Land," lächelte Agnes, „die milde Herrscherin".

„Das sich aber die Babenberger mit ihrem guten Schwerte aus den Händen grimmer Feinde, der Ungarn, tapfer erringen mußten," fiel der Markgraf ein. „Die so häufigen Einfälle der Magyaren haben meine Lande

* Jagdschloß, das Markgraf Leopold der Heilige erbaut hatte, unter dem Namen „Berghof" am Hohen Markt bis in die Gegenwart herein bekannt und genannt.

tief herabgebracht und ich kenne kein anderes, kein besseres Mittel zur Hebung der gesunkenen christlichen Kultur, damit aber auch der Sittlichkeit und äußeren Wohlfahrt meines geliebten Volkes als die Gründung von Klöstern. Wer möchte es leugnen, daß wie überall in Europa so auch in Österreich Wissenschaft und Bildung einzig und allein in unseren Zeiten aus der stillen Klosterzelle in die laute Welt hinausdringen? Mit der einen Hand tragen die Mönche das Kreuz, mit der anderen streuen sie, indem sie lehren und bekehren, den Samen des Christentums aus oder tragen Axt und Säge und legen die Keime zu jener Kultur, deren sich nicht allein wir in der Gegenwart, sondern die spätesten Geschlechter der Zukunft freuen werden. Die Mönche unserer Tage unterrichten ja die Menschen nicht nur in der Religion, sondern auch in Ackerbau, Gartenwirtschaft, in Kunst und Handwerk. Ein Mönch ist am Altare Priester, auf der Kanzel Prediger, in der Schule Lehrer, im Kloster wieder Baumeister und Maurer, Maler und Bildhauer, Schreibkünstler, Arzt und Krankenpfleger in einer Person."

„Auf der Fahrt von Melk hieher sah ich am rechten Ufer der Donau auf Bergeshöh' ein Klösterlein thronen," sagte die Markgräfin, die frommen Sinnes wie ihr Gatte war.

„Göttweig heißt es und Bischof Altmann von Passau hat es vor wenigen Jahren gegründet und eine Kolonie Benediktiner aus dem alten Stifte Sankt Blasien im Schwarzwalde dort hinauf berufen," fiel Leopold ein.

„Tue nur, was deinem weisen, frommen Sinne gut dünkt," fuhr die Markgräfin fort.

„Ich bin mit mir schon längst einig, in Nähe des aufblühenden Städtleins Wien ein Kloster zu gründen. Nur über den Platz kann ich noch nicht schlüssig werden," meinte der Markgraf, „vielleicht kommt mir ein Fingerzeig Gottes zu Hilfe." In diesem Augenblicke erhob sich ein scharfer Windstoß, wie solche im offenen Strombecken von Wien heute noch eine alltägliche Erscheinung sind und entführte den zarten weißen Schleier der Markgräfin vom Haupte weg in die Lüfte hinaus. Die hohe Frau war über den Verlust sehr betrübt, denn der Schleier war ein kostbares Hochzeitsgeschenk ihres Gemahls.

„Das soll mir Gottes Fügung sein," rief der Markgraf aus, „an jener Stelle, wo sich der Schleier finden wird, will ich das Kloster gründen." Sogleich entsandte der Markgraf eine Schar von Dienern und Jägern und Hegern nach allen Richtungen über Berg und Tal auf die Suche nach dem verlorenen Schleier. Der Tag verging und am Abende kehrten alle Sucher mit leeren Händen wieder heim nach der Hofburg auf dem Kahlenberge.

Acht Jahre waren seit jenem Maientage mit den Wellen der Donau am Fuße des Kahlenberges dahingerauscht und wieder war der Frühling ins Land gezogen. Eines Tages, der Überlieferung nach am 31. Mai 1114, vergnügte sich Markgraf Leopold III. am Fuße des Kahlenberges mit der Jagd. Das Gefolge war zurückgeblieben, nur zwei Rüden (Jagdhunde) hatten ihren Herrn in das Dickicht begleitet. Plötzlich blieben sie vor einem Gebüsche stehen und bellten. Der Markgraf bog die Zweige eines Hollunderstrauches aus-

einander, da er ein gestelltes Wild dahinten vermutete. Doch was sah er? An einem Zweig hing der unversehrt gebliebene Schleier seiner Gemahlin, den ihr der Wind vor acht Jahren vom Haupte entführt hatte. Der Markgraf löste den Schleier vom Geäste und brachte ihn der hocherfreuten Gattin.

Des Gelübdes gedenkend, ließ Leopold an der Fundstelle den Grundstein zu dem heute noch blühenden und eine Zierde des Landes bildenden Stifte Klosterneuburg legen, in das er regulierte Chorherren des heiligen Augustinus aus Salzburg, Chiemsee und Passau berief. Heute noch ist an der Klosterkirche die ursprüngliche prächtige Bauanlage erkennbar. Wenn der Leser das herrliche Stift besucht, zeigt man ihm in der Leopoldskapelle einen vom frommen Stifter benützten Reisealtar und in einem Fache desselben den weißen Schleier der Markgräfin Agnes. Ein in Eisenblech gehüllter Hollunderstrauch birgt nach der frommen Sage noch den Rest jenes Stammes, an dessen Geäste der Schleier gehangen. Die Rüden aber, welche zur Auffindung desselben beigetragen, wurden in einem eigenen „Rüdenhause" untergebracht und gepflegt, wofür der Markgraf dem Kloster eine größere Summe zusprach. Kaiser Josef II. glaubte im Sinne des edlen Babenbergerfürsten zu handeln, als er die Stiftung zum Unterhalte armer Jägerkinder verwendete.

Am 15. November 1136 verschied der fromme Markgraf in seiner Burg auf dem Kahlenberge und wurde drei Tage später in Klosterneuburg feierlich beigesetzt. Papst Innocenz VIII. stellte dem edlen Babenbergerfürsten, dem Vater der Armen, dem Tröster der Be-

trübten, bei dessen Heiligsprechung ein glänzendes Zeugnis aus mit den Worten:

„Vierzig Jahre hat Leopold Österreich regiert, milde, gerecht, menschenfreundlich. In jenen Zeiten, wo durch kriegerische Wut damaliger Regenten nur blutgetränkte Felder, rauchende Städte und verwüstete Länder ringsum gesehen wurden, herrschten in dem durch Leopolds Regierung beglückten Österreich Ruhe, Ordnung und Überfluß."

Markgraf Leopold III. der Heilige ist auch der Gründer des in einem lieblich stillen Waldtale in der Nähe Wiens gelegenen Cistercienserstiftes Heiligenkreuz und der Wohltäter damals schon bestehender Klöster geworden, deren Rechte und Freiheiten er schützte und erweiterte.

Die stolze Burg auf dem Kahlenberge ist verschwunden, aber das Gedenken an den heiligen Landespatron des Erzherzogtums Österreich wird niemals schwinden; alljährlich ehren die Wiener den „Leopolditag" durch einen Massenbesuch von Klosterneuburg.

Neuntes Kapitel.

Herzog Heinrich Jasomirgott.

Die dankbare Nachwelt setzte acht um Wien hochverdienten Männern auf der Brüstung der Elisabethbrücke Marmordenkmale. Als mit der Wienflußeinwölbung die Brücke verschwand, änderten die Statuen zu wiederholtenmalen ihren Ort, bis sie eine endgültige Aufstellung auf dem Platze vor dem Wiener Rathause fanden. Kein Vaterlandsfreund, insbesondere kein Wiener soll achtlos an ihnen vorübergehen, denn jedes dieser Standbilder verkörpert einen wichtigen Abschnitt in der „Chronika Wiens", in der Geschichte der Freuden und Leiden der Residenz, von ihrem Entstehen, Werden und Wachsen bis in unsere Tage herein. Da wir es in diesem Buche nicht mit einer Geschichte Österreichs, sondern nur mit Denkwürdigkeiten der Reichshauptstadt zu tun haben, so glaubt der Verfasser im Sinne der Leser zu handeln, wenn er im Zusammenhange mit der Zeitenfolge bei guter Gelegenheit den einen und anderen dieser großen und namentlich um Wien berühmten Männer in Hermelin und Harnisch, im Bischofskleide und Künstlerwamse in ihrem Tun und Wirken näher beleuchtet und ihr Andenken, damit auch die ihnen gebührende Achtung auffrischt.

Vom hohen Sockel schauen auch zwei Babenberger herab, der eine ist Herzog Heinrich II. Jasomirgott,

von Melnitzkys Meisterhand gebildet, der andere Herzog Leopold VI. der Glorreiche eine Schöpfung von Preleitner. Der historischen Zeitfolge nach wollen wir in diesem Kapitel Heinrich II. Jasomirgott behandeln und Leopold VI. dem Glorreichen, der als „Vater des Vaterlandes" vollendet, was Herzog Heinrich II. Gutes für Wien begonnen hatte, einen der nächstfolgenden Abschnitte einräumen.

Alt-Wien, das in Babenbergerzeiten mehr Tage der Freuden als der Leiden in seine „Chronika" aufgenommen hat, verzeichnete jenen taufrischen Herbsttag des Jahres 1156 n. Chr. als einen Tag unermeßlichen Jubels und überströmender Volkesfreude, an dem der Landesfürst eine reife und köstliche Frucht vom Reichstage in Regensburg mit heimbrachte, die Herzogswürde von Österreich. „Jochsamergott" (Ja, so mir Gott helfe) pflegte Heinrich II., der von wahrer Frömmigkeit durchdrungen, von Gottvertrauen beseelt wie sein edler Vater Markgraf Leopold III. der Heilige bei jeder Gelegenheit zu sagen, wenn er wichtige Dinge vor hatte, daher sein sinniger Beiname. Und Gott half dem Herzog und seinem Volke.

Auf dem Reichstage zu Regensburg, am 17. September 1156, wo sich Heinrich II. durch seine echt ritterliche Verzichtleistung auf das Herzogtum Bayern die Anerkennung von ganz Deutschland im Sturme eroberte, hatte der deutsche Kaiser Friedrich I. Barbarossa die bisherige Markgrafschaft Österreich zu einem von Bayern unabhängigen selbständigen Herzogtume erhoben und zwar zu einem solchen, welches den alten, großen und bevorzugten Herzogtümern Bayern, Sachsen

und den Erzstiften gleichzuachten sei. In dem hierüber ausgestellten kaiserlichen Freiheitsbriefe wurde neben vielen anderen wichtigen Vorrechten und Freiheiten auch das Recht der männlichen und weiblichen Nachfolge erteilt. Wenn der Herzog ohne Kinder bliebe, solle er das Recht haben, einen Nachfolger vorzuschlagen. Der Herzog ist nur verpflichtet, auf den vom Kaiser in Bayern abgehaltenen Hoftagen zu erscheinen und nur bei den Feldzügen Kriegsdienst zu leisten, welche in der Nachbarschaft Österreichs stattfinden.

Heinrich II. Jasomirgott, der erlauchte Babenberger und erste Herzog Österreichs, war an jenem Jubeltage ein vollgereifter Mann, aber mit dem Feuereifer und der Begeisterung der Jugend begann er seine jetzt mächtigere Stellung zu verwerten. Er ging sogleich daran, sein Land nach außenhin vor Feinden zu schützen und seinen Bestand zu festigen, sein Volk zufrieden, damit auch glücklich zu machen, durch Fleiß und Arbeitsamkeit und auf den Grundlagen seiner übrigen Herrschertugenden ein glückliches Österreich zu schaffen.

Für sein geliebtes Wien hatte Heinrich II. Jasomirgott schon als Markgraf große Sorge getragen, als Herzog wurde diese seine Lebensaufgabe. Der Leser hat in vorstehenden Kapiteln erfahren, daß die alte Vindobona als eine, wenn auch kleine bürgerliche Niederlassung auch nach dem Sturze der römischen Macht, durch alle Drangsale der Völkerwanderung und der Avaren- und Magyarengreuel erhalten geblieben ist.

Das „Nibelungenlied“ erzählt uns aus den Hunnenzeiten, wie die Burgunder Helden und Recken zur Hochzeit zogen „von Tulne nach Wien in die Stadt“ und

diese Hochzeit des Hunnenfürsten Etzel (Attila) mit der schönen Witwe Chriemhilde „die hat gedauert siebzehn Tage und von keinem Könige konnte man sagen, daß sie großartiger gewesen wäre“.

Der Geschichtsschreiber Otto, Bischof von Freisingen, Bruder Heinrichs Jasomirgott, nennt uns „ein Städtchen Wien, das einst die Römer bewohnten“. In diesem „Städtchen“ baute der fromme Bischof für das Stift Freisingen einen großen Hof, den sogenannten „Freisingerhof“, welcher vor hundert Jahren dem berühmten Buchdrucker Trattnern zu eigen war; an seiner Stelle wurde der heutige „Trattnerhof“ (am Graben) gebaut.

Herzog Heinrich II. Jasomirgott wollte dieses Wien, das 1157 urkundlich als Stadt genannt wird, deren Umfang damals nur das Gevierte zwischen der heutigen Goldschmiedgasse, Tiefen Graben und Salvatorgasse, also nur einige Straßenteile der heutigen inneren Stadt umfaßte, zu seiner Residenz machen, wofür ihm die Nachwelt den Dank bezeigte. Der edle Herzog hätte ja ebenso gut Tulln, wo schon in frühen Zeiten „Landtaidinge“ (Landtage) abgehalten wurden, zur Hauptstadt seines Herzogtums erheben können, sagt doch der alte Chronist Hagen:

„Bevor Wien gebaut worden, war Tulln die Hauptstadt in Österreich und wo jetzt Wien liegt, war sonst ein Gejaidhof (Jagdschloß).“ Doch Herzog Heinrich II. hatte in der günstigen Lage Wiens dessen große Zukunft erkannt und die Hebung Wiens war sein Herrscherziel. Um seinem Volke nahe zu sein, verließ der edle Fürst die prachtvolle Burg seines Vaters auf dem Kahlenberge und erbaute sich eine neue Herzogsburg

in Wien. Diese war ein wehrhafter, auf allen Seiten freistehender, den kriegerischen Zeiten entsprechender Festungsbau. Heute steht das Reichskriegsministerium an dessen Stelle und der Name „Am Hof" erinnert heute noch an die verschwundene Hofburg, die der Obhut der Bogner (Bogen- und Armbrusterzeuger) anvertraut war. Von dieser neuen Hofburg aus ließ Herzog Heinrich II. Jasomirgott seine ganze väterliche Liebe für die neue Residenzstadt Wien, die Hauptstadt seines Landes, ausstrahlen, für deren Wohlfahrt er seine besten Kräfte einsetzte, wodurch er auch die Macht und Größe seines Herzogtums förderte.

Der kunstliebende frommgläubige Herrscher gründete auch eine Kirche, bei deren Namen jedem christlichen Wiener das Herz höher schlägt — die Stephanskirche.

Im Jahre 1144 hatte der Herzog an Stelle einer an der Ostseite Wiens außerhalb der Stadtmauern gelegenen kleinen Kapelle des heil. Erzmärtyrers Stephanus eine der aufblühenden babenbergischen Residenz würdige größere Kirche erbauen lassen. Octavian Wolzner aus Krakau war der erste Baumeister, Bischof Reginbert von Passau weihte das Gotteshaus im Jahre 1147 unter großen Feierlichkeiten ein und übertrug auch die pfarrherrlichen Rechte von der Kirche Sankt Peter, die Kaiser Karl der Große errichtete, nach der jetzigen Hauptkirche Sankt Stephan. Wenn auch die häufigen späteren Vergrößerungen und Umgestaltungen von der ursprünglichen Bauanlage aus Babenbergerzeiten wenig übrig gelassen haben, so gebührt doch dem Herzoge Heinrich II. Jasomirgott das ehrenvolle Gedenken als dem Gründer der ersten Stephanskirche in Wien.

Geleitet von dem Grundsatze, daß die wahre Wohlfahrt seiner Untertanen nur auf den Grundlagen wahrer Religiosität und echter Herzensbildung beruhe, berief der edle Herzog aus dem Stammkloster Sankt Jakob in Regensburg eine Kolonie irischer Benediktiner, im Volksmunde einfach „Schotten" genannt, nach Wien, die durch strenge Klosterzucht, gutes Beispiel im Wandel, durch eifrige Missionswerke und Unterricht der Jugend im ganzen deutschen Reiche berühmt waren. Herzog Heinrich II. räumte den Mönchen einen Grundbesitz ein im Westen der Stadt zwischen dem heutigen Tiefen Graben und der damaligen Kirche Sankt Jakob an der Als, also außerhalb der damals beim Heidenschuß durch eine Ring mauer geschlossenen Stadt, und begann im Jahre 1158 den Bau des Klosters mit Kirche. Es war dies die erste religiöse Niederlassung in Wien und sollte als Herberge für Pilgrime und Kreuzfahrer, dann auch als Schule dienen und wurde darum vom edlen Stifter mit mancherlei Vorrechten und Freiheiten ausgestattet. Nach einem mehr als zweiundeinhalb Jahrhunderte langen Aufenthalte in Wien kehrten die Schottenmönche im Jahre 1418 wieder in ihr Stammkloster nach Regensburg zurück und deutsche Benediktiner zogen in das Stift Schotten ein, das heute noch, mit einem Gymnasium verbunden, eine berühmte Pflegestätte religiöser und sittlicher Bildung ist. Seit dem Jahre 1893 schmückt die äußere Längsfront der Kirche „zu Unserer lieben Frauen bei den Schotten" ein vom Abte Hauswirth gewidmetes schönes Denkmal des Klosterstifters, Herzog Heinrich II. Jasomirgott.

Dieser edle Babenberger starb im Jahre 1177 infolge eines Sturzes vom Pferde auf einer morschen Brücke und fand, wie er es gewünscht, seine letzte Ruhestätte in der „Stiftergruft" unter dem Hochaltare der Schottenkirche in Wien. Auf seinem Sarge steht die Inschrift: „Die Asche ruht — Die Wohltaten bleiben." Gesegnet bleibe das Andenken an Herzog Heinrich II. Jasomirgott.

Zehntes Kapitel.

Kreuz und Schwert.

Es war am Tage des heiligen Gangolph, 11. Mai des Jahres 1189, zu Zeiten des Herzogs Leopold V., den die Geschichte ob seiner trefflichen Eigenschaften den „Tugendhaften“ nennt, als ganz Wien, freilich das alte Wien der Babenbergerzeiten, auf den Beinen war. Der Bauer hatte seine Wiesen und Felder, der Hauer seinen Weingarten, der Jäger und Heger seinen bis nahe an die Stadtmauern grenzenden Wienerwald verlassen, die Fischer waren von der damals zusammenhängenden „Wörthinsel“ (heute Rossau und Leopoldstadt) herbeigeeilt, um mit den Städtern, mit den Bürgern und Handwerkern, ein Schauspiel zu sehen, das dem damaligen Wiener zwar nicht neu, aber immerhin sehenswert war. Es galt den Einzug des dritten Kreuzheeres, das durch die österreichischen Lande nach dem Oriente sich wandte.

In den früheren Jahrhunderten hatten die von Osten nach Westen hinausstürmenden wilden Völker der heidnischen Hunnen, Avaren und Magyaren nur Unheil und Verderben über Wien gebracht. Jetzt zogen unermeßliche Scharen von Christen von Westen nach Osten, vom Okzident zum Orient. Sie trugen das Kreuz auf der Brust und am Arme. Sie brachten Heil und Segen über Wien. Die Donau wurde ja die Heerstraße der Kreuzfahrer und bald stand Wien im Wechselverkehre

mit dem Oriente und wurde für den Handel von europäischer Bedeutung.

Schon im Jahre 1096 waren zahllose Scharen der Kreuzfahrer durch Wien nach dem Oriente gezogen, dem Rufe des französischen Eremiten Peter von Amiens folgend: „Ins Morgenland, ins Morgenland, Gott will es.“ Markgraf Leopold der Heilige hatte sich, da ihn die Sorge für die Sicherheit des eigenen Landes dieses nicht verlassen ließ, an diesem ersten Kreuzzuge nicht beteiligt, aber für das Heer der Kreuzfahrer mit wahrhaft väterlicher Fürsorge Lebensmittel herbeigeschafft und das Unternehmen mit einer großen Geldsumme unterstützt. Die fromme Ita, Mutter des Markgrafen, zog, von Glaubenseifer getrieben, im Jahre 1102 den Kreuzfahrern nach. Der edle Sohn gab seiner Mutter 300 tapfere Ritter und Reisige als Schutz- und Ehrengeleite mit. Doch weder die hohe Frau noch ihr Gefolge kehrten in die heimatlichen Gefilde zurück. Ob sie unter den Krummsäbeln der Sarazenen einen schnellen oder durch die Qualen der Sklaverei einen langsamen Tod gefunden haben, vermag niemand zu sagen.

Gott wollte es, daß in diesem ersten Kreuzzuge die Stadt Jerusalem in den Besitz der Christen kam, die Gottfried von Bouillon, ihren tapferen Führer, zum König von Jerusalem ausriefen. Er nahm die Krone nicht an, die er dort nicht tragen wollte, wo dereinst der Heiland die Dornenkrone trug. Erst sein Bruder Balduin wurde König von Jerusalem. Als aber darnach das Fürstentum Edessa, diese Vormauer Jerusalems, wieder in die Gewalt der Sarazenen kam, da zog im Jahre 1147 ein neues Kreuzheer unter dem deutschen

Kaiser Konrad III. mit 70.000 gepanzerten Rittern donauabwärts. Wien wurde wieder der Sammelplatz für diese Scharen des zweiten Kreuzzuges. Bei dieser Gelegenheit war es, als Bischof Reginbert von Passau die schon im vorigen Kapitel erwähnte Einweihung der ersten Stephanskirche in Wien vollzog.

König Ludwig VII. von Frankreich hatte auch die Oriflamme, die siegreiche Kriegsfahne der alten Franken, ergriffen und war nach dem heiligen Lande gezogen. Dieser zweite Kreuzzug fand aber durch verschiedene mißliche Verhältnisse, Krankheiten im Heere, Hungersnot, Nationalhader und dergleichen Unglück ein recht trübseliges Ende. Die Griechen wurden an den Kreuzfahrern zum Verräter und der Griechenkaiser Manuel Komnenos wurde zum Judas, der das Kreuzheer an den türkischen Sultan verkaufte.

So kam es zum dritten Kreuzzug. Wilhelm, Erzbischof von Tyrus, hatte durch seine hinreißende Beredsamkeit die Herzen des Königs Philipp II. von Frankreich und seiner Barone und Ritter entflammt und auch der tapfere König Richard Löwenherz von England hatte das Kreuz auf seinen Mantel geheftet. Daher wollten die Deutschen hinter den Franzosen und Engländern nicht zurückbleiben.

Im April 1189 stieg der deutsche Kaiser Friedrich I. Barbarossa in Regensburg zu Schiffe und fuhr mit den Fürsten, Bischöfen und Großen des Reiches den Donaustrom abwärts nach Wien, während das übrige Kreuzheer, 20.000 gepanzerte Ritter darunter, an der Donauuferstraße nach Wien gelangte. Herzog Leopold V. empfing mit einer auserlesenen Ritter-

schar den deutschen Kaiser und sein Gefolge an der Landesgrenze und sorgte für die Aufnahme der hohen Gäste mit würdiger Pracht und fürstlichem Anstande. Das nach vielen Tausende zählende Fußvolk lagerte außerhalb der Stadtmauern von Wien auf einem freien Platze, den eine ganze Zeltstadt bedeckte. Ritter und Bauern, Fiedler und Frauen wogten auf und ab, Trompeter schmetterten, Schalmeien ertönten, Gesänge erschallten, alle aber übertönte der Ruf: „Ins Morgenland, ins Morgenland, Gott will es!“

Gewaltig war das Gedränge am Tage des heiligen Gangolph — 11. Mai —, an welchem die Flotte der Kreuzfahrer den Donaustrom herabgeschwommen kam. Die schaulustige Menge hatte sich in den damals noch engen Gassen angesammelt, welche nach dem Ufer der Donau führten. Unter den blumenbekränzten Türen der Häuser, in den Laubengängen standen die Neugierigen Kopf an Kopf von den mit Teppichen und Guirlanden behangenen Erkern, ja selbst von den Giebeln der spitzen Dächer blickten sie herunter, die Hunderte auf die Tausende. Frauen und Jungfrauen, angetan mit dem Festgewande, streuten Blüten und Blumen auf den Weg, der vom Donauufer nach der Kirche Maria am Gestade führte, die in jenen Zeiten noch klein war und erst im Jahre 1393 im Schiffe erweitert und mit dem herrlichen Turme geschmückt wurde. Jetzt wurden die Wogen des Volkes stärker, die Flottille der Kreuzfahrer war angekommen, Schiff an Schiff, das größte das Kaiserschiff mit dem großen Friedrich Barbarossa. Herzog Leopold V. geleitete den Kaiser ans Land, der den edlen Babenberger im

Angesichte der Tausende an seine Brust drückte. Die österreichischen Ritter begrüßten die deutschen Helden mit Handschlag. Die Glöcklein der kleinen Kirchen Sankt Pankraz, Sankt Ruprecht, Sankt Peter begannen ihre leisen Stimmen erschallen zu lassen, in die sich dann die größeren Glocken von Sankt Stephan, damals schon die Hauptkirche von Wien, mit mächtigerem Klange einmischten. Von den Zinnen der Warttürme der Stadtmauern ertönten die Trompeten der Wächter. Die „Rumorknechte" (Stadtwächter) mußten mit ihren Hellebarden Platz machen.

Zwei reichgeschmückte Herolde, deren einer das Banner Österreichs, das damals einen roten Adler im weißen Felde vorstellte, der andere das Banner Steiermarks trug, eröffneten den Zug und ließen aus ihren Trompeten kräftige Fanfaren in die Morgenlüfte hinausschmettern. Mit großen Augen beschauten die Wiener das Wappen der steirischen Lande, das Pantertier. Herzog Leopold V. hatte ja erst vor kurzem diese herrliche Mark von seinem Vetter Ottokar, dem letzten Herzog der Steiermark, durch einen Erbvertrag überkommen und dadurch die Machtstellung und das Ansehen der Ostmark bedeutend erhöht. Hinter den Herolden kamen 50 Armbrustschützen und 300 Lanzenträger zu Fuß, deren Speere im Sonnenlichte aufglänzten, weiter folgten 50 Edelmänner, angetan mit weißen, weitgefalteten Atlasröcken, 100 Ritter in rotsammtenen Waffenröcken. Die Österreicher und Steiermärker waren vorüber und die Kreuzfahrer aus deutschen Gauen zogen heran. Ein Reichsherold, hoch und schmuck zu Rosse, ließ die große Fahne des römisch-deutschen Reiches im Morgenwinde

flattern. Hinter diesem Hoheitszeichen ritt Ludwig V., Landgraf von Thüringen, mit seinen Rittern, dann kamen der Herzog von Meran, der Markgraf von Baden, der Altgraf von Holstein, der Graf von Holland. Hoch zu Rosse, streitbar gerüstet, von Bannern der Kirche umgeben, leuchteten jetzt in ihren Würdekleidern die Bischöfe und Äbte aus der Schar der Kreuzfahrer heraus, so Theobald Graf von Bogen, Bischof von Passau, mit seinem Domherrn Tageus, die Bischöfe von Würzburg, Münster und Osnabrück. Ein Herold erschien jetzt, die gewaltige Kreuzfahne tragend, welcher 100 gewappnete Ritter das Ehrengeleite gaben. Hinter diesem Hoheitszeichen ritt des Kaisers Sohn, der Schwabenherzog Friedrich. Hinter ihm auf stolzem, reichgeschirrtem Streitrosse kam ein etwa siebzigjähriger Greis in glänzender Ritterrüstung, die von einem langen Purpurmantel umwallt war. Auf dem Haupte trug er einen kronenartigen Helm, das Antlitz zeigte Ernst und Milde gepaart und von ihm floß ein langer, rötlich schimmernder, schon stark mit Weiß durchzogener Bart auf die starke Brust herab, deren Panzer das rote Kreuz schmückte. Die ganze Gestalt war von majestätischem Ansehen. Das war ja der große Friedrich I. Barbarossa, „Rotbart" genannt, der zweite deutsche Herrscher aus dem Hause der Hohenstaufen, einer der mächtigsten und einflußreichsten Regenten Europas, ein tapferer, freigebiger, im Glück und Unglück gleich standhafter Fürst.

Der Kaiser war den älteren Wienern nicht unbekannt, da er schon im Jahre 1165 als gerne gesehener Gast am Hofe Herzogs Heinrich II. Jasomirgott geweilt und alle die Frohmale, Tänze und Ritterspiele

mitgemacht hatte, welche gelegentlich der Verlobung der einzigen Tochter des Herzogs, Agnes, mit dem jungen Könige Stephan III. von Ungarn stattfanden.

Dem Kaiser zur Seite ritt ein Mann von etwa 32 Jahren, angetan in strahlender Rüstung. Das Auge des Reiters schweifte kühn und doch wieder so milde über die Volksmenge hin, welche ihm laut zujubelte, während sie dem Kaisergreise durch Verbeugungen Ehrfurcht zollte. Herzog Leopold der Tugendhafte war es, der würdige Sohn des Herzogs Heinrich II. Jasomirgott, der mannhafte Babenberger und getreue Anhänger des Kaisers. Ein Blumenregen aus den Erkern der Häuser überschüttete die beiden Herrscher. Hinter ihnen kamen zahlreiche Edle und Ritter aus den ersten Familien Deutschlands als Garden und eine Schar Reisige schloß den schier endlosen Zug. Helden waren sie alle, der deutsche Kaisergreis und der junge Babenberger, alle die Bischöfe, Fürsten, Grafen, Ritter und Knappen, alle die Völker draußen im Heerlager, die das Kreuz am starken Arme, den frommen Glauben in der Brust trugen und das geweihte Schwert in der Hand, alle, die von Nord und Süd und West nach dem Osten zogen, nach Palästina, um dieses heilige Land, auf dem der Fuß des Erlösers gewandelt, den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Die Landleute vertauschten die Pflugschar mit der Lanze, die Mönche verließen ihre Einsiedeleien, der Mann trennte sich von der Gattin, der Sohn von den Eltern, um das rote Kreuz auf die rechte Schulter als Zeichen des gemeinsamen Unternehmens und der christlichen Verbindung zu h[illegible]. Abertausende dieser Kreuzfahrer haben die

heimatliche Scholle nimmer gesehen, sie fanden den Heldentod auf fremder, auf heiliger Erde für ihre schönen und heiligen Ideen. Wenn die Kreuzzüge auch das hohe Ziel nicht erreichten, das sie vor Augen hatten, so galten sie unstreitig als eine der größten Völkerbewegungen des Mittelalters, welche das Abendland mit dem Morgenland verband und auf Handel und Verkehr, auf Kunst und Handwerk den nachhaltigsten Einfluß übte. Wien hatte sein Erblühen vielfach den Kreuzzügen zu danken.

Mittlerweile war der Zug vor der Kirche Maria am Gestade (Maria Stiegen) angelangt; die österreichischen und steirischen Ritter und Reisigen hatten draußen in Doppelreihen Aufstellung genommen, die Bischöfe, Äbte und die Vornehmsten der deutschen Kreuzfahrer traten in die Kirche. In der Nähe des Hochaltares war ein schöner Thronhimmel angebracht, unter welchem in der Mitte der deutsche Kaiser, zu seiner Rechten Herzog Leopold, zur Linken der Schwabenherzog Platz nahmen.

Einer der Bischöfe hielt ein feierliches Hochamt, in welchem er des Himmels Segen auf die Kreuzfahrer herabflehte.

Wenige Tage später hielt Kaiser Friedrich I. Heerschau über die Scharen der Kreuzfahrer und entließ solche Eindringlinge, die vermeint hatten, unter dem Zeichen des Kreuzes wilden Leidenschaften fröhnen zu dürfen. Hierauf nahm der Kaiser Abschied von Leopold, den wichtige Herrscherangelegenheiten für den Augenblick noch von der Teilnahme am Kreuzzuge zurückhielten. Die beiden Fürsten sahen sich auf Erden

nimmer. Friedrich Barbarossa zog nach Kleinasien und erfocht dort glänzende Siege über die Türken, ertrank aber am 10. Juni 1190 in den kalten Fluten des Kalikadnus (Seleph), also in demselben Flusse, in dem im Altertume auch der Held Alexander der Große vom Tode bedroht wurde.

Eilftes Kapitel.

Österreichs Ehrenschild.

Wohl keine Zeitperiode hat uns so viele und darunter so liebliche Volkssagen überliefert als die der Kreuzzüge. An Klöstern, Kirchen und Kapellen, an Bildsäulen und Denksteinen, an Burgen und Ruinen, an Waldbrünnlein und Bergquellen knüpfen sich diese Sagen, in denen meistens ein Kern geschichtlicher Wahrheit liegt. Eine derselben malt uns auch das Entstehen des neuen Wappenschilds Österreichs aus.

Herzog Leopold der Tugendhafte griff bald nach dem Abzuge des Kreuzheeres auch zum Schwerte, um, wie er selbst sagte, „im fernen Morgenlande für den ewigen, nicht für den zeitlichen König zu streiten“. Mit seinem Bruder Heinrich von Mödling, dann mit den Scharen der Edelsten aus Österreich und Steiermark, mit den Fähnlein der Bürger aus Köln und den Städten am Niederrhein brach Leopold nach dem Oriente auf, um seine Scharen in den heiligen Kampf zu führen.

Im Juli 1191 kam es zum Hauptsturme der Christen auf die von den Sarazenen verteidigte Stadt Ptolemais oder Accon. Herzog Leopold V. schwenkte das Banner Österreichs, den roten Adler im weißen Felde, ermunterte seine Heldenscharen, beseelte ihren Mut und stürmte an der Spitze derselben gegen den

Feind. Streich auf Streich und Hieb auf Hieb hagelte des Herzogs Schwert auf die Ungläubigen nieder und bald war der weiße Waffenrock des Helden vom Feindesblute ganz rot getränkt bis auf den Streif, der quer um die Hüfte vom Wehrgehänge bedeckt und deshalb weiß blieb. Durch die Tapferkeit der vereinten Christenscharen, besonders durch die Kühnheit Herzogs Leopold wurde Accon erstürmt. Die Heldentaten des Herzogs sollen nach der Überlieferung mehrerer Geschichtsschreiber den historischen Anlaß zur Aufnahme des neuen Wappens Österreichs gegeben haben, das der tapfere Herzog selbst auf seinem weißen Waffenrocke mit dem Blute des Feindes der Christenheit vorgezeichnet hatte.

Ein weißer Querbalken im roten Felde war von dieser Zeit an Österreichs Schild.

Als Herzog Friedrich II., der Streitbare, der letzte aus dem glorreichen Herrschergeschlechte der Babenberger, am 8. Februar 1232 in der Schottenkirche in Wien in feierlicher Weise die sogenannte „Swertleite" empfing, das heißt, sich nach altehrwürdiger Rittersitte mit dem Schwerte wehrhaft machen und in den Kreis der Ritterschaft aufnehmen ließ, da trugen der Herzog und die zweihundert Jünglinge aus den edelsten Geschlechtern Österreichs und Steiermarks, die von der Hand des jugendlichen Landesfürsten den Ritterschlag empfingen, scharlachrote wallende Gewänder, mit Hermelin verbrämt, einen weißen Gürtel um die Hüfte, scharlachrotes Barett mit weißem Federschmucke. Dieses Rot-Weiß in der Kleidung entlehnte Herzog Friedrich II. aus seinem neuen Wappenschilde, welches er im Jahre 1231 angenommen hatte

und das statt des roten Adlers im weißen Felde den weißen Querbalken im roten Felde, enthielt. Der Herzog ehrte hierdurch das Andenken Leopolds des Tugendhaften, an den sich auch jeder Vaterlandsfreund erinnern soll beim Anblicke von Österreichs Bindenschild, einem Schilde der Ehren.

Hat uns diese erste Sage, welche die Kreuzfahrer aus dem fernen Oriente mitheimbrachten, Leopold den Tugendhaften in seinem Heldenmute gezeigt, so stellt uns eine zweite Sage, welche in Wien ausklingt und deshalb hier erzählt wird, den großen Helden auch in der Tugend der Selbstbeherrschung dar, wie er sich selbst bezwang, also den größten Sieg errang.

König Richard Löwenherz von England, ein kühner, aber auch stolzer und ungestümer Held, der seine tapferen Scharen mit den riesigen Wurfmaschinen beim Sturme auf Accon mithelfen ließ, sich den Sieg des schönen Kampftages aber allein zuschreiben wollte, hatte in seiner Eifersucht auf den Ruhm Leopolds V. das Banner Österreichs von der Mauerzinne von Accon herabreißen und in den Kot zerren lassen. Die ob dieser Freveltat entrüsteten Österreicher brachten auf einer Lanze das beschimpfte Banner Österreichs, das schon in hundert Schlachten siegreich geweht und sich im fernen Abendlande Ruhm und Ehren zu verschaffen gewußt hatte und jetzt im Morgenlande in der Hand Leopolds zum Schrecken aller Ungläubigen geworden war und als erstes Siegeszeichen auf den erstürmten Mauern von Accon flatterte, dem Herzog. Doch war dieser ja ein Sohn des milden Herzogs Heinrich Jasomirgott und ein Enkel des Markgrafen Leopold des

Heiligen. Schmerzvoll blickte der Herzog auf das beschmutzte Banner Österreichs nieder und schwieg. Er war nur nach dem heiligen Lande gezogen, um für das Kreuz zu kämpfen, nicht aber, um den Samen der Zwietracht auf dem heiligen Boden von Palästina auszustreuen. Er verschloß seinen gerechten Unmut über des Königs Freveltat in seinem Herzen und kehrte mit seinen Scharen nach Österreich heim, das er schon im Jänner 1192 erreichte, nachdem er noch auf dem Wege bei Kaiser Heinrich VI. in Regensburg vorgesprochen hatte.

König Richard, der sich das Oberkommando über die vereinigten Christenscharen angemaßt hatte, war von Ptolemais weg nach Cäsarea und Jaffa gezogen. König Philipp August von Frankreich hatte inzwischen mit dem größten Teile seiner Franzosen voll Ingrimm über den stolzen König Richard das Morgenland verlassen und dieser, der seinen Ruhm durch die herrlichen Erfolge des französischen Königs überstrahlt sah, lächelte freudig, weil er seines Nebenbuhlers losgeworden. Doch auch für König Richard schlug die Stunde der Vergeltung. Aus England war die Kunde nach Palästina gekommen, daß Johann, der Bruder des Königs, sich des englischen Reiches bemächtigen wolle. Richard schloß daher rasch Frieden mit Sultan Saladin und kehrte, getrennt von seinem Heere, nach dem Abendlande zurück. Im Oktober 1192 hatte er sich eingeschifft und war nach vielen Stürmen und Irrfahrten, nach Not und Gefahren auf der Insel Lacroma, nahe Dalmatien gelandet. Da er sich durch seine Ränke und Gewalttaten mit allen Reichsfürsten überworfen hatte, und vom deutschen Kaiser Heinrich VI. ganz offen als

Feind des Reiches erklärt worden war, fand es Richard für zu gefährlich, die Weiterreise als König von England fortzusetzen. In der Verkleidung eines Händlers verließ er die Insel und trat von Aquileja aus den Landweg an, um durch Kärnten, Steiermark, Österreich und Böhmen nach Sachsen zu gelangen, wo er Schutz bei seinen Verwandten zu finden hoffte. Aber im Auftrage des Kaisers Heinrich VI. waren ihm der Graf Meinhard von Görz und andere über den König Mißvergnügte Tag und Nacht auf der Fährte. Denn der Kaiser fürchtete, daß König Richard nach seiner Rückkehr nach England mit mächtigen Freunden Bündnisse schließen und dem deutschen Reiche durch seine Unternehmungen gefährlich werden könnte. So wanderte Richard Wien zu. Er meinte, daß man ihn in nächster Nähe des vom Könige so tief beleidigten Herzogs Leopold V. am wenigsten suchen und im Gewoge der aufblühenden Residenz nicht so leicht finden würde. Einige Tage der Ruhe waren dem ermüdeten Körper Bedürfnis und von Wien weg nahmen dann die Gefahren für den König mit jedem Schritte ab.

Es war am 20. November 1192. Um das herzogliche Rüdenhaus (Jagdhaus) beim Dörfchen Erdpruch (heute Erdberg) herrschte ein bewegtes, fröhliches Volksleben. Der Winter hatte sich zeitig eingestellt und die Fischer und Schiffer hatten auf der festgefrorenen Donau ein „Eisschießen“ veranstaltet. Der leutselige Herzog Leopold V. hatte sich mit seiner Gemahlin Helena, einer Tochter des Königs Geysa von Ungarn, mit den Prinzen Friedrich (als Herrscher später der „Katholische“ genannt) und Leopold, dem der Leser im nächsten Kapitel als „dem Glorreichen“ begegnen wird, sowie mit dem

ganzen Hofstaate eingefunden, um einer von den Schiffern ergangenen geziemenden Einladung nachzukommen. Das Volk war in Scharen von selbst herbeigekommen. Draußen lag der bitterkalte Wintertag auf Strom und Au, drinnen aber im Jagdhause, in der herzoglichen Hofküche, ging es heiß her. Der Leibkoch Josef Statz, der mit seinem Herzoge Leopold im Orient gewesen, schwang den Kochlöffel als Szepter und seinem Befehle mußten die Unterköche und „Kuchelknechte“ und „Kuchelmenscher“ folgen.

Der Herzog wollte sich gastfreundlich zeigen; der Bedarf an Speisen war groß und des gewöhnlichen Personales zu wenig. Daher wurden von der Straße herein einige Helfer in die herzogliche Hofküche geholt. So stand auch ein in ärmlicher Händlertracht gekleideter Mann am Herde, um eine Weile den Bratspieß mit der Martinsgans zu drehen, die ja einen Festschmaus abgeben sollte, als der sie heute noch gilt. Der Gehilfe schien seiner Sache gar nicht gewohnt zu sein, denn er stellte sich so ungeschickt dabei an, daß der herzogliche Leibkoch fortwährend ein scharfes Auge auf den unanstelligen Gehilfen haben mußte. Als nun einmal der grelle Feuerschein vom Herde auf die zarte Hand des Fremden fiel und an dieser ein kostbarer Ring hellaufblitzte, sagte der Leibkoch, seine Rechte auf die Schulter des Fremden legend:

„Heda, Ihr erlauchter, wohledler Mann, Ihr seid viel zu fein, um in Wien einen Bratelbrater abzugeben; statt des eisernen Bratspießes führt Ihr ja sonst das goldene Szepter von England. 'Ihr seid doch König Richard Löwenherz und jetzt in der Gewalt

eines Dieners meines Herzogs Leopold, dessen Banner Ihr vor Accon schimpflich beleidigt habt; ich war auch Zeuge Eures Frevels. Macht nun kein Aufsehen, denn es würde Euch nichts nützen."

„Wohlan denn," sagte der König, als er sich erkannt sah, „es mag dich ergötzen, daß dir der König Richard Löwenherz von England Küchendienste geleistet. Rufe deinen Herzog, nur ihm allein ergibt sich Englands König." Schon hatte der Leibkoch einen Diener nach dem Herzog geschickt, der rasch herbeieilte und in aller Stille die Verhaftung seines königlichen Feindes anordnete. Sie war kein persönlicher Racheakt des die Ehre des beleidigten Banners Österreichs schirmenden Herzogs, sondern geschah im Auftrage des deutschen Kaisers und im Interesse des Reiches, dessen Ruhe durch König Richards Ränke gefährdet erschien.

Herzog Leopold V. brachte seinen hohen Gefangenen sogleich an das kaiserliche Hoflager nach Regensburg, kehrte aber, da keine Einigung wegen der Gegenbedingungen bezüglich des Lösegeldes erzielt werden konnte, mit dem Könige wieder nach Österreich zurück. Daselbst übergab er den Gefangenen auf einige Monate an Hademar VI. von Kuenring, Oberstschenk von Österreich, zu ganz ehrenhafter Obhut in der Burg Dürrenstein bei Krems an der Donau. Alle Sagen von Qualen, die König Richard Löwenherz in Dürrenstein und in Greifenstein erduldet haben soll, sind eine böswillige Erfindung englischer Geschichtsschreiber. Der König selbst schildert in einem Briefe an seine Mutter seine Haft auf Dürrenstein als eine „gar vornehme, da er vom Herzoge in ehrenhafter Art gehalten werde".

Auf der Veste Greifenstein bei Wien, wo einmal ein Spaßvogel von einem Burgwart einen eisernen Käfig als Gefängnis des Königs Richard zeigte, war dieser keine Minute in Obhut.

Die poetische Verklärung der Veste Dürrenstein vom treuen Sänger Blondel, der aus England auszog, um seinen König Richard Löwenherz zu suchen und diesen durch ein angestimmtes englisches Lied auf der Burg Dürrenstein fand, umrankt auch die Veste Trifels in badischen Landen.

Leopold V. brachte den König nach kurzer Haft auf Dürrenstein im März 1193 nach Speyer und lieferte seinen hohen Gefangenen an den deutschen Kaiser Heinrich VI. aus, der ihn nach weiteren Unterhandlungen nach England freiließ. Englands König hatte dem Herzog bezüglich der Erwirkung seiner Freilassung große Versprechungen gemacht, doch gehalten hat er wenig oder gar nichts.

Leopold der Tugendhafte starb im Jahre 1194 während der Zurüstungen zu einem neuen Kreuzzuge in Graz infolge eines Sturzes vom Pferde und fand seine letzte Ruhestätte im Kloster Heiligenkreuz bei Wien. An seiner Seite ruht auch sein Sohn und Nachfolger Friedrich I. der Katholische der auf einem Kreuzzuge im Jahre 1198 im vierundzwanzigsten Lebensjahre zu Accon an einer Fieberkrankheit starb. Sein Begleiter, Bischof Wolfger von Passau, brachte den Leichnam des edlen Babenbergers in die Heimat zurück. Ein Zeitgenosse schildert in den kurzen, aber treffenden Worten sein Leben und sein Streben: „Herzog Friedrich I. lebte tadelsohne, nach Preis stand sein Gemüt, sein Name ist gekommen zu hohen Ehren“.

Zwölftes Kapitel.

Der Vater des Vaterlandes.

In der Reihe der Denkmalsbilder vor dem Wiener Rathaus steht außer Heinrich Jasomirgott noch ein anderer Babenberger, Leopold VI. der Glorreiche. Wer diesen edlen Herzog, den berühmtesten aus dem berühmten Herrschergeschlechte der Babenberger, aus der Geschichte näher kennen gelernt hat, der vermeint heute noch, daß aus den toten, starren Augen die helle Lieb' und Güte, die „Sonne der deutschen Lande", wie ein Zeitgenosse diesen fürtrefflichsten Regenten benannt hat, golden strahlt. Er glaubt aus dem steinernen Fürstenwamse heraus das gute Herz schlagen zu hören, das für verlassene Witwen und arme Waisen, für alle Bedrängten und Beklemmten so warm gefühlt hat, das treue, das deutsche, das liebende Vaterherz. Seine Regierung war die glücklichste Periode während der 270 Jahre währenden Herrschaft der Babenberger in Österreich. Herzog Leopold der Glorreiche war gleich groß als Mensch und Christ, wie als Fürst, Held und Staatsmann, als Gesetzgeber wie als Volksfreund, als Hort der Religion und Schirmherr der Kirche wie als Schützer der Unschuld und des Rechtes.

Als wahrer Vater des Vaterlandes — einen schöneren, einen erhabeneren Titel vermochte ihm die Geschichte nicht zu geben — weilte der gute Herzog gerne unter seinem

Volke; er kannte keine Schranken, die Fürsten und Volk trennen. Besonders aber liebte der Herzog seine damals schon frohgemuten Wiener. Mit ihnen feierte er alljährlich am 1. Mai, damals ein Volksfesttag, an dem „Alt-Wien" den „Raigen" (Tanz im „Maien") stiftete, das sogenannte „Veilchenfest", das der Herzog mit dem ersten Tanze eröffnete. Mit seinen lieben Wienern, mit seinen Kindern, wollte der Vater des Vaterlandes auch einmal den heiligen Christabend feiern. Anno 1227 war es, wie uns Jans der Enenkel, ein Wiener Chronist des 13. Jahrhunderts, in seinem „Fürstenbuch aus Österreich und Steierland" erzählt. Es war ja schon in Alt-Wien eine schöne Sitte, daß an diesem Abende die Eltern ihre Kinder, Freunde und Bekannte sich gegenseitig beschenkten und zur Feier des Tages auf öffentlichen Plätzen mit allerlei Spiel und Kurzweil ergötzten.

Zeitungen gab es in jenen glücklichen Zeiten noch nicht, aber durch den Leibbarbier des guten Herzogs, der sich in der Hofküche das warme Wasser für seine Seifenschüssel holte, mochte die wundersame Mär in die Küche gedrungen sein, daß der gnädige Herr und Herzog den sinniglichen Weihnachtsabend unter seinen Wienern begehen wolle. Da der gütige Landesvater wünschte, daß jedes seiner Kinder an Sonntagen ein Hühnlein im Topfe habe, so fanden sich an solchen mancherlei arme, alte Weiblein in der herzoglichen Hofküche ein, die mit einem geschenkten Hühnchen auch die frohe Mär in die Wienerstadt hinaustrugen. Sie machte so blitzschnell die Runde, trotzdem der Herzog einen Teil der vollkommen ausgebauten Vorstädte, so die damalige „Wollzeile", mit

der Stadt vereinigt, die Wälle, Gräben und Ringmauern bedeutend hinausgerückt und so seiner aufblühenden Residenz einen ziemlich bedeutenden Umfang gegeben hatte.

Die Bürger jubelten und wollten sich im besonderen Grade dankbarlich bezeigen, weil ihr guter Herr den Handel und Wandel, das Leben und Streben seiner geliebten Reichshauptstadt durch Rechte und Freiheiten gehoben und das bürgerliche und politische Leben so gefördert hatte, daß der damalige Papst Innozenz III. Wien „die wichtigste Stadt Deutschlands nach Köln" nennen konnte. Herzog Leopold, den ein Chronist den „Fürsten ohne Gleichen unter seinen Zeitgenossen" nannte, hatte ja im Oktober 1221 in feierlicher Versammlung den Wienern nach dem Muster der alten Reichsstädte Deutschlands das Stadtrecht verliehen.

Der ersehnte Weihnachtsabend war gekommen. Ein frischer, trockener Winternachmittag blaute über Alt-Wien und die guten Wiener hatten an ihm zeitig „blau" gemacht, denn das Ringen und Kämpfen ums Dasein war zu Zeiten der Babenberger längst nicht so gewaltig als heute. Verstummt war schon am Mittag das Gehämmer der „Kaltschmiede" und die „Rotschmiede" hatten ihre Essen kaltgestellt. Die Werkstätten wurden geschlossen und der Straßenlärm hörte auf, denn das fleißige Wien hatte zeitiger als sonst Feierabend gemacht, dem Herrn im Himmel und seinem Herzog auf Erden zur Ehr'.

Die Wintersonne beglänzte die schneebedeckten Spitzdächer der kleinen Häuschen und die Giebel der größeren, die sich hoch hinanreckten, die Kreuze auf den Kapellen und Kirchen, die massigen Türme und Bastionen der neuen Residenz, die einen Teil der jetzigen Hofburg

eingenommen hat. Herzog Leopold VI. hatte die frühere, am „Hof“ gelegene Burg seiner Väter verlassen, da sie für seinen wachsenden Hofhalt nicht mehr ausreichte. Durch den Baumeister Martin Buschperger schuf er sich ein neues, für die damaligen Zeiten großartiges Fürstenheim, welches nach jahrelangem Bau um 1221 vollendet dastand. Diese neue Herzogsburg war kein Prachtbau, sondern ein im regelmäßigen Viereck angelegter, durch massive Mauern, vier starke gezinnte Ecktürme, Wall und Graben, dann durch eine Zugbrücke gegen feindliche Einfälle geschützter Wehrbau. Er war gegen die jetzige Burgbastei hin, also noch außerhalb der städtischen Ringmauern gelagert. Erker und Söller dienten zur Bequemlichkeit und zum Schmucke. Der heutige „Schweizerhof“ der Hofburg und die schöne Burgkapelle sind noch Reste der Babenberger-Herzogsburg. Gleichzeitig ließ der fürsorgliche Herzog, der im leiblichen und geistigen Glück seiner Untertanen das eigene erblickte, auf dem sogenannten „Wild- oder Holzmarkt“ in der Nähe der Hofburg eine große Kirche „zu Ehren unserer lieben Frauen und des heiligen Erzengels Michael“ samt Pfarrhof erbauen, „damit seine Diener und alle in und um die Hofburg wohnenden Bürger- und Dienstleute ihre eigene Pfarrei haben“. Das aus dieser Periode stammende Kirchenschiff der heutigen Michaelerkirche zeigt uns noch die ursprüngliche Bauanlage.

Aus dieser seiner Burg ritt nun Herzog Leopold VI. am Weihnachtsabend aus, nicht wissend, daß das Volk von Wien schon mit Ungeduld seiner harre. Der reiche Bürger Dietrich, der auch im Rate des Herzogs saß,

hatte für diesen Christabend zu Ehren des geliebten Landesfürsten einen Festzug vorbereitet, wie einen solchen Wien bis dahin noch nie gesehen hatte. Dietrich, der auf seiner Besitzung außerhalb der Stadt, Zaismannsbrunn genannt, im Jahre 1211 eine Kirche zu Ehren des heil. Ulrich erbaut hatte (heute Sankt Ulrich), war auf ehrliche Weise durch seinen während der Kreuzzüge schwunghaft betriebenen Weinhandel zu einem solchen Reichtum gelangt, daß er sein Geld niemals zählte, sondern nur mit Schaufeln schöpfte, wie ein Chronist sagt. Der Herzog hatte dem Dietrich auch die Schlüssel seiner Schatzkammer anvertraut.

Die Spitztürlein der Häuser öffneten sich, ehrsame Bürger, die aber der Herzog hochschätzte, angetan mit einem faltigen Rock, den Gürtel um die Mitte, traten heraus, ihre tugendsamen Frauen an der Seite, diese in dunkelfarbigen Kleidern, das Haupt mit einer Kapuze bedeckt, die mantelartig den Rücken hinabfiel. Das waren die schlichten Leute. Die Vornehmen in ihrer minniglichen Tracht dieses poesievollen Zeitalters bekommt der Leser später zu Gesicht. Sie stellten sich auf die Gassen und Plätze, die schon dicht besetzt waren von der schaulustigen Menge. Aus allen Erkern mit ihren traulichen Lauschwinkeln, aus allen Ecktürmchen hielten Greise, Frauen und Kinder Ausschau nach dem Festzug, der herannahte.

Reichgeschmückte Herolde mit dem Banner der Stadt Wien eröffneten ihn, hinter ihnen schritt eine Schar Spielleute. Den „Pfeiffern" waren trotz der Kälte die schrillen Töne nicht eingefroren, die „Trumetten" schmetterten, alle aber übertönte die „Sumber" (Pauke).

Nun bewegten sich frischen, kräftigen Schrittes die Zünfte und Gilden der Handwerker heran, denen Herzog Leopold VI. durch seine weisen Satzungen ein wahrer Schutzpatron geworden war. Das Handwerk hatte ja im Mittelalter einen goldenen Boden und die Zunftfahne wurde in Ehren gehalten. „Die Zünfte müssen so rein sein, als seien sie von Tauben gelesen", sagt ein damaliges Sprichwort. Nur Bürger waren zur Ausübung eines Handwerkes befugt und ein frischer Zug ging ja durch das Bürgertum des Mittelalters. Es galt als festeste Stütze der Macht des Landesfürsten, als schweres Gegengewicht gegen die vielen, oft widerspenstigen Adelsherren. Der Bürger, der innerhalb seiner Stadtmauern Wohlstand, Ruhe, Sicherheit, Recht und Gerechtigkeit, Geselligkeit und Bildung fand, beneidete den hohen Ritter nicht, der auf seiner von Wind und Wetter umtosten, einsamen Waldburg saß und es schließlich nicht selten verschmähte, sich um das Bürgerrecht in einer Stadt zu bewerben.

Bogner und Pfeilschnitzer, die in jenen Zeiten, wo das Pulver noch nicht erfunden war, eine wichtige Gilde waren, dann Waffenschmiede schlossen sich dem Zuge der Handwerker an. In jenen Zeiten des Faustkampfes, in denen nicht der Gelehrte mit der Feder, sondern der Ritter mit dem Schwert in der Hand in höherem Ansehen stand, waren die Waffenschmiede eine Zunft, in die nur freie Männer und keine Leibeigenen aufgenommen werden durften. Wenn der Waffenschmied ein Schwert glühend schmiedete, sprach er unter gewissen Zeremonien heiße Segenswünsche darüber und in die dröhnenden Hammerschläge mischten sich leise Weihelieder.

Hinter den Zünften der Handwerker schritten die Kaufleute, die Großhändler vom Regensburgerhof und Kölnerhof darunter, in weitfaltigen, mit Pelz verbrämten Samtwämsern, enganliegenden Tuchhosen, das Haupt mit dem dunklen Barett bedeckt. Ernst und gemessen waren ihre Mienen, denn die Herren von der Elle und Wage waren sich ihres Ansehens bewußt, das sie beim Herzog genossen, der zum Rat Dietrich gesagt hatte:

„Ich bin der Stadt mit Treuen hold und auch die Bürger sind mir nicht gleichgültig. Ich mache sie reich an Ehren und Gut."

In der Tat hatte der großmütige Herzog, der Helfer in Tagen der Not, auf Dietrichs Rat den Wiener Kaufleuten 30.000 Mark Silber, damals viel Geld, vorgestreckt hatte, womit sie wacker wirtschaften konnten und zu Wohlhabenheit gelangten. Die günstige Lage der Stadt Wien an der Donau, damals der wichtigsten Völkerstraße des mittleren Europa, der Zusammenfluß vieler Fremder, die sehenswerten Neubauten der Residenz machten das jugendkräftige Wien an Glanz den deutschen Städten am Rhein ebenbürtig, an Blüte gleich reich.

Stolzerhobenen Hauptes, mit wichtigen Amtsmienen, zogen jetzt die Ratsherren und Staatswürdenträger heran, die sogenannten 24 „Geschworenen" und die 100 „Genannten", die vornehmsten, weisesten und ehrbarsten Männer der Stadt, denen die Überwachung des Handels und der Verträge anvertraut war. Sie trugen schwarzseidene, enganliegende Beinkleider, einen weitfaltigen Tuchmantel mit feinem Pelz, das goldene Ehrenkettlein auf der Brust, das dunkle Barett auf dem Haupte.

Auf reichgeschirrtem Rosse ritt jetzt Herzog Leopold VI. selbst heran. Das treue Tier hatte seinen Herrn in das Gewühl der Sarazenenschlachten im Orient getragen, ohne zu zittern, es bäumte sich auch jetzt nicht störrisch auf, als es im alten Wien die Wogen des Volkes an den Herzog heranströmen sah und tausendstimmiger Jubel diesen umbrauste. Herzog Leopold VI. der Glorreiche hatte ja den vierten Kreuzzug mitgemacht und am Palmsonntage 1219 vor Damiette in Unterägypten mit seinem deutschen Babenbergerschwerte einen glänzenden Sieg über die Türken erfochten. Walter von der Vogelweide, der Sänger und Kreuzfahrer, begrüßte bei der Rückkehr des tapferen Herzogs aus dem Orient diesen mit den Worten:

„Wert seid Ihr, daß die Glocken Euch entgegenläuten, daß drängend schaut das Volk, als ob ein Wunder käme.“

Auch jetzt, an diesem friedlichen, fröhlichen Weihnachtsabend drängte sich alt und jung, vornehm und gering, groß und klein heran, um den geliebten Vater des Vaterlandes zu sehen und zu begrüßen.

In voller Manneschöne saß der Herzog hoch zu Roß. Seinen Oberkörper deckte ein Wams aus schwerem schwarzen Seidenstoffe, vielfach geschlitzt und mit roten Nähten verziert, den Unterkörper umschlossen enganliegende Beinkleider aus Atlas; ein blausamtener Mantel, mit Hermelin gefüttert, umwallte die vornehme Gestalt, ein zierliches Purpurbarett mit weißem Federschmuck bedeckte das Haupt und eine dreifache Goldette zierte die Heldenbrust.

Im Gefolge des Herzogs schritten Adelsherren, in hellfarbigen, pelzverbrämten Atlas gewandet, mit geschlitzten

Ärmeln, auf dem Samtbarett schmucke Federn tragend. Minnigliche Frauen und Töchter folgten, in Kleidern aus hellfarbigen Stoffen, die Ärmel bauschig aufgepufft, um den Leib den mit Perlen und Goldstickereien geschmückten Gürtel gespannt, der eine zierliche Tasche trug, unter ihm wallte der Rock bis auf den Fuß lange herab, so daß er mit der Hand züchtig emporgehalten werden mußte. Das blendend weiße Nesseltuch, die Spitzenkrausen um den Hals, der den Rücken hinabwallende Schleier, zierliche Ketten, Ringlein und anderes Geschmeide, echt und von Wert, nicht Tand wie heutzutage, erhöhten das Malerische der Frauengewandung jener Zeiten.

Auf einem freien Platze wurde jetzt Halt gemacht und der Festzug bildete einen Kreis, in dessen Mitte der Herzog ritt. Das Volk drängte sich herbei und küßte ihm Hände und Füße, das Schwert und den Steigbügel, den Mantel und das Wams, ja selbst den Saum der Pferdedecke, wie der Chronist Jans der Enenkel als Augenzeuge erzählt.

Denn Herzog Leopold der Glorreiche hatte seinen Wienern, die seit seinem Regierungsantritt durch Hochwasser, Heuschreckenschwärme, Mißwachs und Seuchen schwer heimgesucht worden waren, schon viele und große Wohltaten erwiesen; an diesem Weihnachtsabend wollten die Wiener eine kleine Vergeltung üben. Der Chronist erzählt uns hiervon wörtlich:

„Die kleinen und großen Hausgenossen brachten dem Herzoge lange breite silberne Borten, dann silberne Becher in getriebener Arbeit und Fingerlein (Ringe), mit edlem Gestein besetzt, ferner Spangen (Gürtel=

schnallen) aus gutem Gold, als man es nur wünschen wollt."

Sie konnten es auch tun, diese „Hausgenossen", unter denen die Münzpräger und Geldwechsler verstanden wurden. Sie bildeten eine wichtige Korporation, welcher Herzog Leopold VI. die aufgelassene Burg am „Hof" als „Schlagstube" (Münzamt) eingeräumt hatte. Die „Hausgenossen" waren die Bankiers der Babenbergerzeiten; ihre Häuser hatten das sogenannte „Asylrecht", das heißt, sie boten den Verfolgten, welche sich dorthin flüchteten, Schutz.

Jetzt traten die Kaufleute Wiens heran, welche sich dem Herzog „mit blauem, grünem und braunem Samt, rotem Scharlachgewand, mit feinstem Tuche und anderem Gewebe dankbar beweisen wollten". Sie hatten auch guten Grund zur Dankbarkeit, denn Herzog Leopold VI. hatte ihrer Stadt das von Hainburg nach Wien verlegte Niederlags- und Stapelrecht verliehen. Kraft desselben mußten in Wien alle nach Deutschland und Ungarn gehenden Waren zum Verkaufe ausgestellt werden. Erst was die Wiener übrigließen, ging weiter. Durch dieses Recht wurden zahlreiche Fremde nach Wien gezogen. Wiens Handel und Verkehr nahm in jenen Zeiten einen ungeahnten Aufschwung.

Die „Wildwerker" (Kürschner) brachten kostbare Pelze und feine Hermeline herbei. „Da mochte bald nichts schöner sein, den lieben Herrn zu ehren". Die Krämer überbrachten seidene Gewänder und Zendal (Halbseidenstoff), auch Gewürze. Die dankbaren Wiener, welche schon damals auf einen guten Bissen etwas hielten, wollten ihren geliebten Herzog nicht allein kostbar

kleiden, sondern auch vortrefflich nähren, da er ihnen so viele ergiebige Nahrungsquellen eröffnet hatte. Der Chronist erzählt weiter:

„Es rückten deshalb auch die Fleischer heran und führten an Seilen dreißig buntbebänderte Rinder dem Herzog zu mit den Worten:

„Guter Herre, rein und wohlgemut, Ihr müßt dieses nehmen und es nicht verschmähen."

Den Fleischhauern folgten die Bäcker auf dem Fuße und überbrachten große „Chyphen" (heute noch als Kipfel ein österreichisches Spezialgebäck), dann Flecken und Wecken vom feinsten Mehl, daß „Schnee und Hermelin nicht weißer konnten sein". Fleischer und Bäcker liebten ihren Herzog Leopold, trotzdem er ihnen scharf auf die Finger sah und in seinem berühmten Stadtrecht auf falsches Maß und unrechtes Gewicht hohe Strafen gesetzt hatte. Alle diese reichen Christgeschenke wurden nach der Hofburg gebracht. Der gute Landesvater war tief gerührt über die Liebesbeweise seiner Wienerkinder. Er wollte ihnen in seiner fürstlichen Großmut ein reiches Gegengeschenk machen und sagte in leutseligster Weise zu den Spendern:

„Ihr habt mich wohl geehrt, wofür ich euch dankbar sein werde. Sagt nur, was euch allen, arm und reich, gleich von Nutzen ist?"

Die Wiener kannten ihren Herzog Leopold gut und hatten sich wohl schon vorher über einen Wunsch verständigt. Ihr Wortführer antwortete unter einer Verbeugung:

„Wenn Ihr, gnädigster Herr, uns eine Gnade erweisen wollet, so bitten wir um das Eine: Verkündet

in allen Städten und Märkten, daß den Fremden geboten werden möge, uns zu einer bestimmten Frist zu bezahlen, was sie von Eurem vorgestreckten Geld uns schuldig seien; anders vermögen wir nicht zu unserem Gelde zu gelangen."

Die Wiener Kaufleute hatten nämlich an fremde Händler große Schuldforderungen, die von den auswärtigen schwer einzutreiben waren.

„Es sei," stimmte der Herzog, dieser Hort des Rechtes, der Bitte bei, „bringet mir morgen eure Schuldbriefe, damit ich mich von der Richtigkeit eurer Forderungen überzeugen kann."

Die Wiener waren hocherfreut und brachten am nächsten Tage die verlangten Schuldbriefe zur Beglaubigung nach der Hofburg. Der Herzog prüfte sie und gab sogleich allen Gerichten in seinen Landen den Befehl, die Forderungen der Wiener bei Heller und Pfennig streugstens eiuzutreiben, was auch mit vollem Erfolg geschah. So feierten Fürst und Volk, der Landesvater und seine Kinder Weihnachten in Alt-Wien.

Während die Männer draußen dem geliebten Herzog huldigten, schaltete und waltete in der heimeligen Stube die deutsche Hausfrau. Sie legte einige große Scheite Holzes in den Kamin, es knisterte und flüsterte so geheimnißvoll im traulichen Raume. Auf dem schweren Eichentische mit den gespreizten Beinen stand schon nach damaliger Sitte der grünende Tannenbaum, mit Äpfeln und Nüssen behangen. Die Hausfrau trug einen aus Mehl und Honig bereiteten Festkuchen herbei und setzte Met und einen Humpen guten Weines aus der Wienergegend dazu. Es war das altgermanischer Brauch. Die

Wintersonnenwende, in der sich nach dem Glauben der alten Germanen das am 24. Juni erloschene Himmelsfeuer wieder zum Segen der Menschheit entzündete, verteilte sich auf die sogenannten „Zwölfnächte“ vom 25. Dezember bis 6. Jänner. Das große Julfest zu Ehren des germanischen Gottes Freyr, der anfangs als Sonnengott, später als Gott der Fruchtbarkeit galt, war der Mittelpunkt der Gelage, Schmausereien, Spiele und Tänze. Die deutschen Frauen bereiteten Honigkuchen, gaben Nüsse und Äpfel als Sinnbild der Fruchtbarkeit und stellten grünende Tannenbäumchen in ihre Gemächer. Das Christentum begeht zu dieser Zeit das hohe Geburtsfest des Erlösers; die Menschheit beschenkt sich gegenseitig nach altem Gebrauch. Der Christbaum mit seinen Lichtern hat aber eine höhere Bedeutung erlangt als Sinnbild des Lichtes, das in die Welt gekommen ist, um sie zu erleuchten.

So harrte auch an diesem Weihnachtsabende die Wiener Hausfrau der Heimkehr ihrer Lieben. Das deutsche Haus in Alt-Wien war ja der Lieblingsaufenthalt der Familie. Herzog Leopold VI., der Glorreiche, hat in seinem „Stadtrechte“ so schön gesagt:

„Wir wollen, daß jedem Bürger sein Haus eine Feste sei und eine Zuflucht für ihn, seine Hausgenossen und jeden, der das Haus betritt oder in dasselbe flieht.“

Der Herzog hatte die „Hausfreiung“, das ist die Mauern und Planken, welche ein Haus umfriedeten und dieses selbst von jedem Fremdenbruche (Heimsuoche) durch hohe Strafen geschützt. Friede geschah an diesem Weihnachtsabend jedem Hause in Wien, Friede allen, die guten Willens waren.

Dreizehntes Kapitel.

Leyer und Schwert.

An einem Frühlingsnachmittage des Jahres 1228 war es, als auf den Gassen Wiens, welche nach dem damaligen Turnierplatze führten, der beim heutigen Penzing gelegen, ein großes Gedränge herrschte, denn alt und jung wollte den Kampfplatz rechtzeitig erreichen.

Ein Ritter Ulrich von Lichtenstein hatte ein Ladschreiben an alle Ritter in der Lombardei, Friaul, Kärnten, Steiermark, Österreich und Böhmen geschickt, in welchem er kund und zu wissen tat, daß er als Göttin der Schönheit verkleidet zu ihnen kommen und ein Turnier besuchen werde, um dort zu Ehren aller minniglichen Frauen eine Lanze einzulegen. Der kampflustige Held bestand die Ahnenprobe, welche bei Turnieren Brauch und Sitte war, denn die Turniervögte mußten die ritterlichen Ahnen der Kämpfer kennen und in Bezug auf sittlichen, ehrbaren Lebenswandel die Turnierfähigkeit genau und gewissenhaft prüfen.

Ulrich von Lichtenstein entstammte der steirischen Linie des angesehenen Adelsgeschlechtes der Lichtensteine, welches auf der Burg Lichtenstein bei Judenburg ansässig war. Der Leser kann dort heute noch die Ruine der Burg beschauen. Ulrich verlebte vier Jahre als Page am Hofe des Markgrafen Heinrich

von Istrien aus dem Hause Andechs-Meran, wo der fünfzehnjährige Jüngling freundliche Aufnahme fand. Der Markgraf fand Gefallen an ihm, unterwies ihn in allen ritterlichen Tugenden, zu denen vor allem frommer Glaube, unerschütterliche Treue und Tapferkeit, wie auch Gehorsam in allen Dingen gehörten. Als Ulrichs Vater im Jahre 1219 gestorben war, kehrte der Jüngling nach der väterlichen Burg Lichtenstein zurück. Er übte sich dort in allen Waffenspielen, namentlich im Turniere, als Vorbereitung für den Ritterschlag, den er aus der Hand des Herzog Leopold des Glorreichen empfangen wollte.

Es war nämlich im Jahre 1222, als die Feierlichkeit des Ritterschlages die Reihe der Festlichkeiten gelegentlich der Vermählung von Agnes, der Tochter Herzogs Leopold, mit dem Herzog Albrecht von Sachsen, verherrlichen sollte. Unter den 250 edlen Jünglingen, welche an diesem Tage zum Ritter geschlagen werden sollten, befand sich auch unser Ulrich von Lichtenstein. Der Herzog schlug auch ihn dreimal mit entblößtem Schwerte im Namen Gottes, dann des heiligen Erzengels Michael und des heiligen Georgs, dieser drei Patrone der Ritterschaft, sanft auf die Schulter, wobei er feierlich ausrief:

„Nimm hin die höchste Würde, die einem Edlen ziemt, empfange diese drei Schläge und fürder keinen mehr, lasse es das letztemal sein, daß dich ein fremdes Schwert ungerächt berühre.“ Die Paten hatten hierauf den Ritter, den jüngsten derselben, mit dem geweihten Schwert umgürtet, ihm die goldenen Sporen umgeschnallt. An diesem Ehrentage erhielten auch 1000 Ritter von Leopold

Pferde edler Rasse und kostbare Rüstungen und an 5000 Ritter saßen und aßen an der herzoglichen Tafel.

Von Wien weg war dann Ulrich von Lichtenstein in die weite Welt gezogen auf alle Turnierplätze, wo die Pracht der Erde entfaltet wurde und Fest an Fest sich drängte. Dort war der fahrende Ritter Ulrich von Lichtenstein, der damals schon neben dem Schwerte auch die Leyer als Sinnbild der Sänger trug, zu finden. Er holte sich selten als Besiegter eine Schramme, desto häufiger aber als Sieger den „Dank" (Ehrenpreis) aus zarter Frauenhand.

So war Ulrich von Lichtenstein im Jahre 1227 von Venedig aufgebrochen, hatte die Lombardei, Friaul, Kärnten, Steiermark und Österreich durchzogen und war im Mai 1228 nach Wien gelangt. Der neue Marschall, der ritterliche Domvogt von Regensburg, empfing ihn hoch zu Rosse mit einem weiß-roten Banner. Hinter dem Domvogt, der einen hohen Busch von Pfauenfedern auf dem Helme, darunter einen wehenden Schleier am Haupte und einen Waffenrock von rotem Samte am Leibe trug, führten 50 Knappen 50 schnelle Rosse, die mit türkischen Sätteln belegt waren. Dann marschierten 50 Armbrustschützen einher. Einem zweiten Banner folgten abermals 50 Knappen mit 50 Pferden anderer Rasse und 300 Lanzenträger. Ulrich von Lichtenstein hatte auf seiner langen Abenteuerfahrt schon 300 Speere gebrochen und an diesem Nachmittage wollte er auch zu Wien „einen Speer verstechen" zu Ehren der minniglichen Frauen.

Eine zahlreiche Menschenmenge umwogte die den Kampfplatz umgebenden Schranken. Auf der Tribüne

saßen auf reichverzierten Bänken in langen Reihen die Edeldamen, die Kampfrichter, Hademar von Kuenring und der Edelherr von Gars darunter, dann alle geladenen Gäste. Sie harrten eines Schauspieles, das in damaligen Zeiten voll Kraft und Mutes alle Herzen bewegte. Die Zuschauer waren gewohnt, die Ritter als Helden anzusehen, welche in glänzender Rüstung auf feurigem Renner mit flatterndem Helmbusch dahinstürmten, die Streitaxt, Lanze oder das blitzende Schwert in der nervigen Faust, um den Schwachen als Stütze und Hort, der verfolgten Unschuld als Schutz und Schirm wider Bosheit oder Übermut zu dienen oder gegen die Feinde von Fürst und Vaterland in den Kampf zu ziehen. Sie waren gewohnt, Männer in Stahl und Eisen zu sehen. Doch was sahen sie jetzt? Welche Überraschung bot sich den Harrenden bei diesem Turniere?

Ein langgezogener Trompetenstoß ertönte und Ulrich von Lichtenstein ritt in den Kampfplatz ein. War das ein Ritter, ein Mann? Auf einem gewaltigen Streitrosse, das eine silberweiße Wappendecke trug, auf glänzend geputztem Sattel saß Ulrich von Lichtenstein, auch „Österreichs weißer Schwan“ genannt. Ein weites wallendes Frauengewand von weißem Samte deckte den Harnisch, zwei mit einer Perlenschnur durchflochtene Haarzöpfe hiengen vom Haupte herab, das einen Kranz von weißen Rosen trug, während das Gesicht mit einem durchsichtigen Schleier bedeckt war. Seidenhandschuhe deckten die Hände, nur ein gewaltiger Speer war das einzig Ritterliche an diesem weibischen Reiter. Der neben seinem Herrn schreitende Schildknappe trug ein weißes

Tuchwams. Ulrich von Lichtenstein verneigte sich mit edlem Anstande vor den holden Frauen, die ihm freundlich zulächelten, da er ja um der Frauen Lob und Ehre seinen abenteuerlichen Turnierzug vom adriatischen Meere bis zur Donau, ja später bis zur Thaya, an Mährens Grenze, unternahm. Die Mitkämpfer des Lichtensteiners waren schon eingeritten, ein Ritter Konrad von Streitwiesen aus Niederösterreich darunter, ein ehrbarer, aber ziemlich ungeschlachter Mann, welcher der ihm verhaßten Göttin der Schönheit — als solche hatte sich Ulrich verkleidet — im ehrlichen Zweikampfe seine deutsche Faust fühlen lassen wollte.

Die „Gries- (Kreis-) Wärtel" hieben mit einem scharfen Streiche das Seil ab, welches die Kampflustigen bisher getrennt hatte. Diese schlossen das Visier am Helme. Der Schildknappe reichte dem Lichtensteiner einen Streithelm, mit dem derselbe das Haupt bedeckte, von dem er den Kranz Rosen gelöst hatte. Die Ritter legten die Stechstangen auf den „Rüsthaken" ein, der an der rechten Seite des Brustpanzers angebracht war. Die „Schwebscheibe" oder das „Garbeisen" schützte die Hand vor Verletzung. Die Rosse bäumten sich unter dem Drucke der Sporen hoch auf und die Kämpfenden sprengten gegeneinander. Die Menge, in der es früher wie das Brausen der Wogen ertönt hatte, war jetzt bewegungslos und lautlos geworden, nur das Dröhnen der eisernen Rüstungen der Ritter, das Schnauben der Rosse war zu vernehmen. Im beiderseitigen Anpralle auf die stählerne Brust waren die Speere wie Strohhalme entzweigebrochen und die Kämpfer warfen die Schäfte auf den Sand hinaus. Die Knappen eilten

herbei und brachten den Rittern neue Speere. Wieder stellten sich die Streitrosse mit weitgeöffneten Nüstern, weißumschäumtem Maule und fliegenden Mähnen gegeneinander, die Weichen von den eindringenden Sporen blutig geritzt; wieder wallten die Helmbüsche und flogen die Haarzöpfe des Lichtensteiners und mit furchtbarer Wucht stürmten die Kämpfer gegeneinander. Lassen wir den Lichtensteiner selbst erzählen, wie der Ausgang seines Zweikampfes zu Wien gewesen. Er sagt selbst:

„Da ich wohl zwanzig Speere verstochen hatte, kam ein Ritter gegen mich, Herr Konrad von Streitwiesen, der war mir vom Herzen gehaßt, und man warnte mich, weil er sich vermesse, mir ein Leid zuzufügen. Ich sprach: Dem mag wohl Rat werden; wer mich mit Stoß darnieder reiten will, gegen den treibe ich mein Roß so, daß es ihm wohl mag leid werden und er zusammt mir muß zu Haufen liegen. Er hat schon viele hohe Dinge um Frauen getan; er führte ein starkes Speer, das er mir auf der Brust verstach, so daß es mir durch die Platte drang. Ich traf ihn oberhalb des Schildes (Tartsche genannt, zum Schutze des Halses) am Halse so stark, daß er auch auf das Land fallen mußte. Davon war auf dem Felde großer Lärm. Man trug den Ritter leblos aus der Stechbahn, ließ einen Priester rufen, um den Segen über ihn auszusprechen. Doch dieser, welcher soeben von einer Wallfahrt nach San Jago di Compostella zurückgekommen war, verweigerte ihn, weil die Kirche alle jene Ritter, die im Kampfspiele den Tod finden und mit schweren Sünden dem Leben entrissen werden, nicht für ihre Söhne erkenne. Auch das Begräbnis in geweihter Erde

ward dem Leichnam versagt. Er wurde daher in der Nähe des Kampfplatzes von den trauernden Rittern zu Grabe geleitet."

Eine hochinteressante mittelalterliche Beleuchtung der Ansichten der katholischen Kirche über den Zweikampf oder das Duell!

In demselben Augenblicke, als dem Besiegten der Lebensatem ausgegangen war, weitete sich die Brust der Menge und ein brausender Jubelruf durchdrang die Frühlingslüfte. Es lag gewiß nicht in der Absicht des Lichtensteiners, das Leben seines Gegners zu vernichten; die Zuschauer vermeinten auch, daß es beim Streitwieser nicht das Herzblut, sondern nur einen tüchtigen Aderlaß gegolten habe. Die Frauen aber hatten sich erhoben, um den zu schauen, der für ihre Ehre wieder „einen Speer verstochen hatte", die Hörner schmetterten das Ende des Turniers hinaus, aus dem die Göttin der Schönheit, die Venus, abermals siegreich hervorgegangen war.

Ulrich von Lichtenstein war aber nicht bloß ein fahrender Ritter, sondern auch ein fahrender Sänger, im Minnelied einer der besten seiner Zeit. Die mannigfachen Abenteuer, die er auf seinem Turnierzuge erlebt hatte, beschrieb er in einem Gedichte, betitelt „Frauendienst", das nicht weniger als 18.882 Verse umfaßt und ein treues Gemälde über Sitten und Wesen seiner Zeit entrollt. Dieser Dichtung folgte das „Frauenbuch", in welchem Ulrich den Verfall der ritterlichen Zucht und des Minnedienstes beklagt. Der deutsche Dichter Uhland sagt: „Ulrich von Lichtenstein ist einer der anmutigsten Sänger der Minne.

Seine kindliche Heiterkeit, sein fröhlicher Rittermut sind überaus ansprechend und keiner vielleicht weiß die Sprache mit solcher Leichtigkeit zu handhaben. Liebliche und treffende Bilder streut er ungesucht ein, sein Gefühl ist entzündlich und rege."

Von seinem Turnierzuge, dem zwölf Jahre später ein solcher als „König Artus" folgte, kehrte Ulrich von Lichtenstein auf die Burg seiner Väter heim, wo er an Seite seiner Ehefrau Berta von Weißenstein als Gatte und Vater ein glückliches Familienleben führte. Unter der Regierung des Herzogs Friedrich II. des Streitbaren gewann Ulrich von Lichtenstein bei der Geistlichkeit ein großes Ansehen, das ihm seine Frömmigkeit, Rechtlichkeit und Treue verschafften; er wurde Truchseß, oberster Richter und Landeshauptmann von Steiermark. Die Wirren der nach des letzten Babenbergers Tode eingetretenen schrecklichen, der „herrenlosen" Zeit, dann die Kämpfe unter der Herrschaft des Königs Otakar von Böhmen machten des Lichtensteiners Burg Murau zur Ruine, brachen aber auch den Lebensmut des Herrn. Ulrich von Lichtenstein beschloß im Jahre 1275 sein Ritter- und Sängerleben; er ist nicht des Spottes, sondern eines ehrenden Gedenkens wert.

Vierzehntes Kapitel.

Am minniglichen Hofe.

Im schönen Lande Oberösterreich am Saume der Traunebene zwischen Linz und Wels dunkelt der Kürnbergerwald. Am Fuße des Berges erstrecken sich heute die weitläufigen Gebäude des Zisterzienserklosters Wilhering. Im Walde droben soll dereinst die Burg der Kürenberger gestanden haben. Sie ist spurlos untergegangen; aber ihr Name lebt fort in einem der bedeutendsten Minnesänger „Kürenberger". Man hat diesen auch in nahe Beziehung zum „Nibelungenliede" gebracht, das ein Forscher „den ersten Sonnenstrahl am Morgen des deutschen Dichterhimmels" nennt. Dieser größte Schatz der deutschen Literatur des Mittelalters ist nicht vergraben, sondern gehoben und soweit die deutsche Zunge klingt, freut man sich seiner. Man forschte mit allem Eifer nach dem edlen Manne, der ihn gesammelt und uns als reiches Erbe hinterlassen hat und glaubte ihn im Kürnberger gefunden zu haben. Wenn sich dies auch nicht bewahrheitet hat, gehört er doch durch seine edlen Lieder mit zu den Sängern, die die Gönnerschaft Leopolds des Glorreichen gefunden haben, dessen Hof der Mittelpunkt des damals blühenden Minnesanges und seiner Vertreter wurde. Der österreichische Dichter Heinrich von Ofterdingen singt um dessentwillen das Lob des Herzogs mit den

Worten: „Vom Fuß bis zum Giebel lobt alle Welt den Fürsten von Österreich.“

Auch der berühmteste aller Minnesänger, Walther von der Vogelweide, wird nicht müde, Leopolds Preis der Welt zu künden, an dessen Hofe er ein gern gesehener Gast war. „Ob jemand leben mag, der sah, daß größere Gabe je geschah, als wir beim Fest zu Wien empfangen haben! Man sah den jungen Fürsten geben, als will er nun nicht länger leben: da sah man Wunder viel an Gaben. Man gab da nicht an dreißig Pfunden, nein, Silber, gleich als wär's gefunden, und reiche Kleider gab man hin. Roß, als ob es Lämmer wären, wurden manchem zu Gewinn. Das war ein minniglicher Sinn.“

Wenn der Leser einmal das schöne Alpenland Tirol besucht, dann fesselt ihn in der Stadt Bozen das Denkmal Walthers von der Vogelweide. Bei Waidbruck am Eingange des Grödnertales in Tirol liegt eine sonnenlichte Halde, das „Lainer-Ried“ genannt. An Stelle des jetzigen kleinen Gehöftes stand im Mittelalter ein viel größeres Herrenhaus, das im Jahre 1703 vom Blitze eingeäschert wurde. Auf diesem Gute, „die Vogelweide“ genannt, soll im Jahre 1165 Walther das Licht der Welt erblickt haben. Eine Gedenktafel erinnert uns heute daran.

Im Alter von fünfundzwanzig Jahren wanderte der ritterliche Jüngling, reich an Hoffnung, aber arm an Gelde, aus seinen stillen Bergen nach dem liederfrohen Österreich, um daselbst „singen und sagen (dichten) zu lernen“, denn am Hofe der edlen Babenberger war jeder willkommen, der eine Harfe trug, das Zeichen des Minnesängers.

Walther, der unerfahrene Jüngling, fand an dem Minnesänger Reinmar, der „Alte“ genannt, einen Schützer und Lehrer. Reinmar, die „Nachtigall von Hagenau“ war schon zu Zeiten Leopolds des Tugendhaften aus dem Elsaß nach Österreich gekommen und hatte hierher den Minnegesang nach dem Vorbilde der Provençalen oder der ritterlichen Dichtungen des südlichen Frankreichs verpflanzt. Reinmar der „Alte“ hatte vieler Herren Länder gesehen, den Kreuzzug Herzog Leopolds mitgemacht und teilte von seinem reichen Schatze von Erfahrungen und Lebensweisheit dem Walther mit. Doch bald übertraf der jugendliche, hochbegabte Schüler seinen Meister, den „Alten“. Übrigens war auch der Sohn des alten Reinmar ein Sänger. Man nannte ihn Reinmar von Zweter (Zwettl). „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen“, sagt das Sprichwort. Der Sohn schlug nicht aus des Vaters Art, wurde ein trefflicher Dichter und auch ein Mann voll inniger Frömmigkeit und Tatkraft. Als solchen berief ihn auch Landgraf Hermann von Thüringen zum „Sängerkrieg auf der Wartburg“. War er auch nicht hochberühmt, so gehörte er doch zur Sängerrunde. Uhland, der große Dichter, sagt: „Die sämtlichen Lieder der Minnesänger machen nach Inhalt und Form ein Ganzes aus. Jeder einzelne Sänger stimmt in dieses wie in einen großen Waldgesang ein. Wer nur in sparsamen Tönen sich versucht, gehört diesem Liederreiche nicht minder an als der fruchtbarste Meister.“

Walther von der Vogelweide verlebte nun am Hofe der Babenberger, dieser kunst- und hochsinnigen Fürsten, die sonnigsten, die schönsten, die seligsten Tage, seine

goldene Jugendzeit, in welcher er auch die innigsten und sinnigsten Dichtungen geschaffen hat. Sie preisen den „Herrendienst“, „Frauendienst“ und „Gottesdienst“. In den einen spricht sich tiefe Lebensweisheit aus, die anderen sind ein Lobgesang zum Allmächtigen und zur seligsten Jungfrau Maria, jedes Wort ein frommes Gebet. Walthers Dichtungen sind ein Spiegel der Gefühle seiner Zeit; keiner seiner Zeitgenossen wußte aber auch die Vaterlandsliebe, die Begeisterung für alles Erhabene und Heilige und nicht am wenigsten auch für einen Kreuzzug so zu wecken wie er.

Als Herzog Friedrich I. der Katholische im Jahre 1198 auf dem Kreuzzuge in Palästina gestorben war, da klang die Leyer Walthers in schmerzvollem Tone auf. „Da drückt ich meine Kraniche (Schnabelschuhe) tief in die Erde, da ging ich schleichend wie ein Pfau, das Haupt hängt ich nieder bis auf meine Knie,“ klagt Walther. Er bat jetzt den Nachfolger Friedrichs, Herzog Leopold den Glorreichen „von dem reichen Überfluß und Segen, den er verbreite, auch auf ihn einen Tropfen fallen zu lassen“. Leopold ließ sich nicht zweimal bitten. Als der Fürst im Jahre 1200 die „Schwertleite“ empfing, das heißt, die Ritterwürde, da freute sich auch Walther von der Vogelweide eines reichen Geschenkes. Es war kein Tropfen allein, es war ein Strom von Gaben an Silber und kostbaren Kleidern, der den Sänger beglückte. Vom Wandertriebe ergriffen, litt es aber Walther nicht lange auf einer Stätte, er wollte Länder und Völker sehen und hören, wie man anderswo „singe und sage“. Er verließ den minniglichen Hof der Babenberger, wo er als Jüngling so glück-

lich gelebt und so herrlich gesungen hatte. Walther ging an den deutschen Hof des Königs Philipp von Schwaben, kehrte aber bald wieder nach Österreich zurück, nach dem Lande seiner Sehnsucht.

„Lande hab ich viel geseh'n,
Nach dem besten blickt ich allerwärts"

und als das beste galt ihm Österreich. Doch bald trieb es ihn wieder hinaus bis an die Elbe und an den Rhein, an die Seine und an den Po. Walther betete seinen „Reisesegen":

„Mit Segen lass' mich heut ersteh'n,
Herr Gott, in deinem Schutze geh'n
Und reiten, wo hinaus mein Weg sich kehre;
Herr Christ, an mir gib an den Tag,
Was deiner Güte Kraft vermag,
Und steh' mir bei, zu deiner Mutter Ehre!
Wie ihr der Engel half, der gute,
Und dir, der in der Krippe ruhte,
Jung als Mensch, als Gott so alt,
Demütig vor dem Esel und dem Rinde,
Und doch mit himmlisch treuen Sorgen
Hielt dich Gabriel geborgen
Vor Gefahren mannigfalt,
So schütz' auch mich, daß man nicht falsch mich finde
Noch gegen deine Liebe kalt."

Walther fand nach langem Herumwandern endlich auf der Wartburg eine gastliche Stätte, bis ihn sein unruhiger Geist auch von hier wieder wegtrieb. Seinen Lebensabend verbrachte Walther von der Vogelweide im Kollegiatstift Neumünster in Würzburg, wo er im Jahre 1230 starb. Unter der Linde in dem vom Kreuzgange umschlossenen stillen und kühlen Hofe von

Neumünster zu Sankt Salvator wurde der Sänger begraben. Ein Gedenkstein auf dem sogenannten „Leichenhofe“ zeigt eine Spalte, aus welcher Vögel Körner picken. In seinem Testamente soll nämlich Walther verfügt haben, daß seinen Freunden, den Vögeln, Futter gestreut werde.

So hatten Harfe und Leyer der Dichter und Sänger am minniglichen Hofe der Babenberger eine gastliche Heimstätte gefunden. In Wien erfloß die reine Quelle einer echten Volkspoesie, aus der auch Deutschland vielfach Anregung zu geistigem Schaffen schöpfen konnte.

Fünfzehntes Kapitel.

Das erste Stadtwappen.

Herzog Leopold der Glorreiche starb im Juli 1230 im 54. Jahre seines dem Wohle seines Volkes geweihten Lebens zu San Germano in Italien, wo er wichtiger Unterhandlungen halber geweilt hatte. Seine Vasallen, die ihn dorthin begleitet hatten, brachten den Leichnam des geliebten Herrn nach Wien, wo er in der Hofburg aufgebahrt wurde. Wie dankbare Kinder um einen verstorbenen Vater, so vergossen die Wiener um ihren geliebten Regenten helle Zähren, die nimmer zu fließen aufhören wollten. Der Nachfolger Leopolds, Herzog Friedrich II. der Streitbare, ließ schon am zweiten Tage die Leiche seines Vaters unter fürstlichem Gepränge über Mödling und Heiligenkreuz nach dem Kloster Lilienfeld überführen. In dieser seiner Stiftung schläft der edle Herrscher den Schlaf des Gerechten. Über ihn schrieb Papst Gregor IX. an seine Witwe Theodora:

„Wir haben ihn geliebt mit besonderer Zuneigung und Wir setzten ein solches Vertrauen auf seine Redlichkeit, daß Wir in allen Geschäften seinen Rat gehört haben.“

Im deutschen Orden, dem Herzog Leopold VI. auf dem Zuge zur Bekehrung der heidnischen Preußen Schutz und Aufnahme gewährte, beteten die Priester im

Chorgebete: „Laßt uns gedenken des Herzogs Leopold von Österreich.“ Die „Sonne der deutschen Lande“ war gesunken und Gewitterwolken stiegen über Österreich auf. Herzog Friedrich der Streitbare, des glorreichen Vaters kühner, tapferer, aber streitsüchtiger Sohn, trieb wohl zu Anfang seiner Regierung die Raubritter, namentlich im Tale der Wachau an der Donau, aus ihren Nestern. Aber er brach auch gleich einen Streit mit hochedlen Nachbarn wie einen Pfahl vom Zaune. So geriet der junge Herzog wegen des Brautschatzes seiner Gemahlin in Fehde mit dem Bayernherzog Otto II. Das Land ob der Enns, das Herzog Leopold VI. zum größten Teile durch Kauf an sich gebracht und das unter der Regierung des friedliebenden Vaters so ruhige Zeiten erlebt hatte, ertönte jetzt von wildem Waffenlärme. Feuersäulen verbrannter Gehöfte und Ortschaften, die den einstürmenden Bayern in die Hände gefallen waren, röteten den Himmel. Selbst mit Kaiser Friedrich II. geriet der Herzog in Streit, da er dessen Sohn in seiner Rebellion gegen den Vater unterstützte. Dafür erklärte Friedrich 1236 auf dem Reichstage zu Augsburg den Babenberger in die Acht und seine österreichisch-steirischen Lande als erledigtes Reichslehen an Deutschland heimgefallen. Der Kaiser, der die schönen Länder Österreich und Steiermark zur Vermehrung seiner eigenen gesunkenen Hausmacht so gerne an sich gerissen hätte, schloß Bündnisse mit dem Könige Wenzel von Böhmen, dem Herzoge Otto von Bayern, dem Pfalzgrafen zu Rhein, dem Markgrafen von Brandenburg, mit dem Patriarchen von Aquileja und anderen Großen des Reiches.

Das feindliche Heer rückte vor Wien, das sich bald ergab. Denn der Herzog hatte durch vielfache Bedrückungen und übermütige Handlungen das gute Einvernehmen zwischen Fürsten und Volk gestört.

Im Jahre 1237 empfing Wien den Kaiser selbst, dem Herzog zum Trotz, in feierlicher Weise und mit Jubel als seinen neuen Herrn. Dafür wurde es im April 1237 zur freien Reichsstadt erhoben, die unter des Kaisers und des Reiches unmittelbare Herrschaft gestellt war. Gleichzeitig verlieh der Kaiser der Stadt das erste Wappen, einen einfachen (einköpfigen) Adler mit ausgebreiteten Schwingen.

Mehr als zwei Jahrhunderte später (1461) verlieh Kaiser Friedrich III. „zum Danke und in Anerkennung der treuen und ausgiebigen Dienste, welche die würdige Stadt Wien ihm im Sommer dieses Jahres gegen Herzog Albrecht von Österreich und andere Widersacher aus Ungarn, Böhmen und Bayern, sowie deren Anhänger in Österreich geleistet", ein neues Wappen, den goldenen gekrönten kaiserlichen Doppeladler im schwarzen Felde und gab zugleich den Befehl, daß sich die Hofkanzlei gegen den Wiener Stadtrat in den Zuschriften des Ausdruckes bediene: „Ehrsame, weise, besonders liebe und getreue".

Die Hauptstadt Wien hatte ihrem Herzoge Friedrich II. den Gehorsam verweigert, nur die „allezeit eine getreue Wiener-Neustadt" bot dem bedrängten Regenten Zuflucht in den Zeiten des Unglücks.

Hart war die Schicksalsprobe für den Streitbaren, aber auch nicht ganz unverdient. Er blieb aber unverzagt, groß in seinem Unglücke; ungebeugt setzte er den

Krieg fort. Binnen Jahresfrist hatte er mit seiner eisernen Faust die grimmen Feinde auf dem Steinfelde bei Wiener-Neustadt geschlagen, alle Burgen wiedergewonnen und nun ging der Sieger ins Gericht mit seinen Gegnern. Dabei trat sein im Grunde des Herzens schlummernder Edelsinn offen zutage. Die gefangenen Bischöfe von Passau und Freising behandelte er mit Auszeichnung, schenkte ihnen die Freiheit und gewann so treue Freunde an ihnen. Als über Kaiser Friedrich II. wegen seines „kirchenfeindlichen Strebens" vom Papste der Bannfluch ausgesprochen wurde, über den selbstsüchtigen Hohenstaufen, der den Babenberger mit aller Macht zu verderben getrachtet hatte, da trat der hochgesinnte Herzog den Gegnern des Kaisers nicht bei. Er versöhnte sich mit dem Hohenstaufen, dessen Gestirn im Sinken war. In Wien, das Herzog Friedrich II. durch Hunger bezwungen hatte, zog er nicht als Rächer ein, sondern als Retter, milde verzeihend und helfend. Schneller als sie verloren waren, hatte er seine Länder wiedergewonnen.

Seinem Namen, „der Streitbare", lebte Herzog Friedrich bis an sein Ende nach. Er starb, mit dem Ungarnkönig Bela IV. in Streit geraten, am 15. Juni 1246 auf dem Schlachtfelde den Heldentod durch den Lanzenstoß eines feindlichen Reiters Frangipani. Der Sieg der Österreicher war mit dem Heldenleben des erst 35 Jahre alten Herzogs Friedrich teuer erkauft. Im Klostergange von Heiligenkreuz bei Wien ruht der letzte Babenberger im ewigen Schlummer.

An seiner Gruft standen keine Nachkommen. Sorglos denkend, wie der verblichene Held es war, hatte er

von seinem Rechte der Bestimmung eines Erben oder Nachfolgers keinen Gebrauch gemacht. Er hinterließ seine Länder, die er bei Lebzeiten gegen Feinde so kraftvoll geschützt hatte, nach seinem Tode verwaist. Die günstige Gelegenheit benützte Kaiser Friedrich II., um die Hohenstaufen in den Besitz der Babenbergerlande zu bringen und eine neue Hausmacht zu gründen, da die eigene durch die langjährigen Kriege gegen Papst und Kirche viel Schaden gelitten hatte. Geleitet von dieser Absicht erklärte der Kaiser die babenbergischen Länder nach deutschem Rechte für ein eröffnetes Reichslehen. Seine Ansprüche begründete er damit, daß seine Schwiegertochter Margaretha eine Schwester des letzten Babenbergers war. Sofort setzte er Reichsverweser in Österreich ein, den Grafen Otto von Eberstein, den Herzog Otto II. von Kärnten, den Grafen Meinhard von Görz. Doch keiner vermochte sich lange in dem Wirrsale zu halten.

Kaiser Friedrich II. starb im Jahre 1250 in Italien und sein Sohn Konrad kümmerte sich viel mehr um die schönen Gefilde Italiens und sehr wenig um Österreichs Geschick. Eine traurige Zeit brach an, die herrenlose, die schreckliche. Die Ritter, welche früher „der streitbare" Herzog mit starker Faust im Zaume gehalten hatte, wurden nach dem Tode des gefürchteten Zwingherrn wieder übermütig und befehdeten sich in toller Rauflust selbst untereinander und spotteten des Burg- und Gottesfriedens. Die Burgen wurden zu Räuberhöhlen, von denen aus die Warenschiffe der Regensburger Kaufleute auf der Talfahrt nach Wien gekapert wurden. Wo früher der Wanderer auf der Heerstraße arglos

gezogen kam, da lauerten jetzt Strauchdiebe, plünderten und mordeten oder schleppten Gefangene nach den grauenvollen Burgverließen, um von den Unglücklichen hohe Lösegelder zu erpressen. Ruhe und Frieden waren dahin, Treue und Recht verschwunden, dafür Elend und Jammer in Österreichs Landen und in der Hauptstadt Wien eingekehrt. Familien bekämpften, Städte bekriegten sich gegenseitig. Wem sollten die Untertanen Treue wahren, da sie ja keinen Herrn kannten? Die Wiener waren so stolz auf ihr neues Stadtwappen und ihre Reichsunmittelbarkeit gewesen, gern hätten sie diese Herrlichkeit geopfert, wenn nur ein neuer Herr gekommen wäre, dem sie wieder in Treue dienen könnten. Und er kam, der heißersehnte, der Friedensfürst.

Sechzehntes Kapitel.

Unter Böhmens Szepter.

Es war am 12. Dezember des Jahres 1251. Eine große Schar von Rittern und Reisigen, glänzend gerüstet und Böhmens Farben tragend, gefolgt von einem recht ansehnlichen Heere von Kriegsknechten, stand vor dem Stadttore von Wien, in welches die vom Westen, von Linz, ziehende Heerstraße einmündete. An der Spitze der Scharen ritt auf einem reich geschirrten Rosse ein junger, blühender Mann, angetan mit silbern schimmernder Rüstung, den Herzogshut von Österreich auf dem stolzen, gelockten Haupte.

Die Bürger der Reichshauptstadt harrten am Tore und begrüßten den vornehmen Ritter ehrfurchtsvoll als ihren neuen Herrn und Herzog. Przemysl Ottokar II., Markgraf von Mähren und Sohn des Königs Wenzel I. von Böhmen, war der Begrüßte. „Wie kommt der Böhmenfürst auf Österreichs deutschen Herzogsthron, der böhmische Löwe in den Horst des Adlers?" fragt der Leser, erstaunt über diesen Wandel der Dinge. „Auf glatten, mit Gold bestreuten Wegen," lautet die Antwort. In der Zeit der Verwirrung und des wilden Faustrechtes, in der im vorigen Kapitel erwähnten schrecklichen „herrenlosen Zeit" hielten nun mächtige Landesedle wie die Kuenringer oder die österreichischen Lichtensteine Umschau nach einem tatkräftigen Landesfürsten und ließen sich schließlich „von verschiedenen Um-

ständen bestimmen," den böhmischen Königssohn Przemysl Ottokar II. zu wählen und ihn zur Besitznahme des Herzogsthrones von Österreich einzuladen.

Mitte November 1251 war der junge, kraftvolle Königssohn mit Gefolge und Heer über Nettoliz nach Oberösterreich gezogen und wurde in Enns, wenn auch nicht als angestammter Landesfürst, so doch als Retter in der Not nach so vielen Tagen des Jammers willkommen geheißen. Er sollte ja einer Zeit ein Ende machen, in der jedes Jahr einen Feldzug, jeder Monat eine Fehde, jede Woche einen Raufhandel und jeder Tag einen Raub oder Mord gebracht hatte. Prinz Ottokar nahm in Enns, dem Hauptorte des damaligen steierischen Vorlandes, auch den Titel eines Herzogs von Steiermark an und zog gegen Wien. Mehr als das Blitzen der Schwerter seines Heeres blendete der Glanz des Goldes, das der reiche, freigebige Prinz mit vollen Händen spendete. Die Edlen ließen die Zugbrücken ihrer Vesten nieder, die Bürger öffneten ihre Stadttore und so war Ottokar auf gut gebahnten Wegen nach Wien gekommen.

Vorerst hielt er zu Klosterneuburg einen Gerichtstag ab, auf dem er sich klug, gerecht und milde zeigte, Eigenschaften, welche ihm die Herzen der Wiener und die Tore der Reichshauptstadt öffneten. Um seine Ansprüche auf die babenbergischen Länder rechtskräftig zu festigen, heiratete der jugendliche Fürst am 8. April 1252 die bereits 47 Jahre zählende Margarethe, die älteste Schwester des verstorbenen Herzogs Friedrich II. und verwitwete Schwiegertochter des deutschen Kaisers Friedrich II.

In Steiermark jedoch fand Herzog Ottokar nicht so glatte Wege, wie zum Throne Österreichs. Die steierischen Adelsherren wollten seine Herrschaft nicht anerkennen und riefen den Ungarnkönig Béla IV. zu Hilfe, der dem Böhmenfürsten im langen Kampfe den Besitz der Steiermark streitig machte. Aber Ottokar, der nach seines Vaters Tode im Jahre 1253 auch König von Böhmen wurde, schlug am 12. Juli 1260 in der Entscheidungsschlacht bei Kroißenbrunn auf dem Marchfelde die Ungarn und wurde im Frieden von Preßburg auch als Herr der ganzen Steiermark anerkannt, deren Stände, müde der ungarischen Zwingherrschaft, ihm feierlich huldigten. Der König setzte den Bischof Bruno von Olmütz, seine rechte Hand und ersten Minister, als Landeshauptmann ein.

Wien wurde in jenen ersten Jahren der Regierung Ottokars durch Mißwachs und Hunger schwer heimgesucht. Die aus ihren Ufern getretene Donau verheerte die Stadt und am 5. August 1258 brach eine furchtbare Feuersbrunst aus, die die Stephanskirche, das deutsche Haus, das Johannesspital in der Kärntnerstraße und einen Teil des Dominikanerklosters in Asche legte. Dieses Unglück wiederholte sich am 28. April 1262, an welch traurigem Tage zwei Drittel der Stadt mit allen Kirchen und Kapellen — das Schottenkloster ausgenommen — ein Raub der Flammen wurden. Was von früheren Bränden noch stehen geblieben, das vernichtete das Brandjahr 1275, an welches heute noch der Name „Brandstatt“, gegenüber der Stephanskirche, erinnert. Ottokar sorgte wahrhaft väterlich für die Verunglückten, denen er Bauholz zuführen ließ, während er auf seine Kosten die Kirchen wieder aufbaute, der Stadt einen

Freimarkt auf sechs Monate ohne alle Mautabgaben und Steuerfreiheit auf fünf Jahre hinaus bewilligte.

Um 1271, also nach zwanzigjähriger Regierung, stand König Ottokar, geachtet von der Geistlichkeit, gepriesen von dem Bürger, aber gefürchtet von den Adeligen, namentlich in Steiermark, wo er sich wenig der Liebe erfreute, auf dem Gipfel seines Ruhmes und Glückes, auf dem Höhepunkte seines tatenreichen Herrscherlebens. Er konnte von diesem hinabschauen auf seinen reichen Besitz. Das ganze Alpenland des Ostens (Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain) bis an den Strand der Adria war sein, wie auch das ganze Quellenland der Elbe, March und Oder (Böhmen und Mähren). Mit richtiger Erkenntnis der verschiedensten Bedürfnisse seiner verschiedener Völker wählte der Fürst mit kundiger Hand als Freund eines gesunden Bürgertums die passendsten Mittel zur Hebung von Handel und Gewerbe, damit auch des Wohlstandes. Für die Wiener Kaufleute leitete er mit böhmischen und mährischen Städten Verbindungen ein, wodurch der Handel der Reichshauptstadt sehr gehoben wurde. Der König war auch ein Freund der Kirche, ein Förderer von Künsten und Wissenschaften, damit auch von Gesittung und Bildung. Er war deutschem Sinne und Wesen hold. Sein Reich sollte zwischen dem damals tief zerrütteten Deutschland und dem drohenden Osten zum Heile der Kultur, zur Abwehr der Barbarei als Bollwerk dastehen. Schön, ja erhaben war dieser Gedanke, doch nicht der böhmische Przemyslide, sondern ein deutscher Habsburger brachte ihn zur Ausführung; denn König Ottokars Gestirn begann zu erbleichen, zu sinken; es

ging abwärts vom Höhenpunkte der Herrlichkeit, aber auch abwärts mit den vorher so edlen Gesinnungen des Herrschers. Ottokar, der in der Fastenzeit täglich 500 Arme gesättigt hatte, wurde jetzt geizig. Der mächtige Fürst, der in der Charwoche zwölf Greisen zum Gedächtnis der Apostel mit eigener Hand in christlicher Demut die Füße gewaschen hatte, wurde hochmütig. Die altgewohnte Herzensgüte und Freundlichkeit verdrängten Stolz und Anmaßung, die Gerechtigkeit und Milde schwanden. Er verstieß seine kinderlose erste Gemahlin Margarethe und nahm Kunigunde, die jugendliche Enkelin des Ungarnkönigs Bela, zur zweiten Gemahlin. Dadurch entfremdete er sich aber auch die Herzen seiner Untertanen, die ihm vorher so warm entgegenschlugen. Der Herzogshut von Österreich, selbst die Königskrone von Böhmen genügten nicht mehr für den ehrgeizigen Fürsten, die deutsche Königskrone sollte auf seinem stolzen Haupte erglänzen. In der Tat war er unter allen Fürsten Deutschlands der mächtigste, reichste. Doch die Krone von Deutschland wurde von den Kurfürsten des Reiches einem andern aufs Haupt gesetzt, dem Ahnherrn des berühmten Herrschergeschlechtes der Habsburger, dessen Enkel heute noch Kaiser und König der österreichisch-ungarischen Monarchie ist.

Rudolf von Habsburg war ein mächtiger und angesehener Herr, dessen Vater Albrecht die Landgrafschaft Elsaß und bedeutende Güter in Aargau, darunter „die Habsburg“ besaß. Die Mutter hieß Heilwig, Gräfin von Kyburg. Er war demnach kein „armes Gräflein“, kein „Bettelkönig“, wie der stolze Ottokar von Böhmen ihn nannte, sondern als Graf von Habsburg reich begütert, aber immerhin nicht so mächtig, daß er den Kur-

fürsten gefährlich werden konnte wie Ottokar. Deshalb wählten sie ihn und nicht Ottokar am 30. September 1273 in Frankfurt am Main zu ihrem Könige. Beim feierlichen Krönungsmahle versahen alle Kurfürsten nach altem, deutschem Brauche ihre Ehrenämter. Nur einer fehlte, Ottokar, König von Böhmen und Erzmundschenk des deutschen Reiches. Er suchte in seinem stolzen Sinne auch nicht um die Belehnung mit seinen Ländern nach, da ihm Rudolf zu unbedeutend erschien. Doch dieser wußte den unbotmäßigen Reichsvasallen zu zügeln. Er lud Ottokar wegen ungerechtfertigter Besitznahme seiner Länder zum Gericht vor den Reichstag. Da der Böhmenkönig trotz dreimaliger Ladung nicht erschien, erklärte Rudolf zu Augsburg, 15. Mai 1275, den König in die Reichsacht, erkannte die Art und Weise, wie der Przemyslide die Herrschaft der österreichischen und steirischen Länder an sich gebracht hatte, als eine unrechtmäßige und forderte diese als deutsches Lehensgebiet für das Reich zurück. Dem strengen Herrscherworte folgte die rasche Tat auf dem Fuße. Rudolf zog im Herbste 1276 mit seinem zwar geringen Heere und kleinem Kriegsschatze, aber reich an Heldenmut und voll von Gottvertrauen, gegen Österreich. Denn von der Schweiz bis an Österreichs Donaustrand war die Kunde vorausgeeilt, daß der Habsburger als der edelste Charakter, als kluger und gerechter Herr, als Schirmvogt im Reiche und Hort der Bürger, als Vater der Witwen und Waisen, als das „lebendige Gesetz" gepriesen werde. Auch die Kunde von des Monarchen herzinniger Frömmigkeit und Gottesfurcht kam nach Österreich und man erzählte sich die schöne Geschichte vom Grafen Rudolf von Habsburg,

der auf einem Jagdritte sein Pferd einem Priester und damit dem Dienste der Kirche anbot und die Geschichte von der Krönung im Dom zu Aachen, wo Rudolf statt des fehlenden Reichsszepters das Kreuz als Symbol des Friedens und des Rechtes ergriffen hatte. Was Wunder, wenn die Herzen der Österreicher dem edlen Habsburger entgegenschlugen?

Siebzehntes Kapitel.

Unter Habsburgs Banner.

Es war am Morgen des 18. Oktober 1276. Tausend bayerische Harnischreiter in den Farben des Wittelsbachers Herzog Heinrichs von Niederbayern, Fußvolk der Kurfürsten von Mainz, Köln und von der Pfalz, Reisige der Bischöfe von Würzburg, Regensburg und Passau, die Fähnlein von sechzehn Fürsten, zweihundert Grafen und Ritter, der Schwaben und vom Oberrhein, der Reichsstädte und der eigene Heerbann des Habsburgers standen vor den Toren Wiens. Das Banner des römisch-deutschen Reiches flatterte in den frischen Herbstlüften. Unter diesem Hoheitszeichen stand ein Mann von etwa sechzig Jahren, angetan mit einem schlichten, grauen Waffenrocke, einen hohen Helm auf dem von dünnem, lichten Haare bedeckten Haupte. Majestätisch, ja ehrfurchtgebietend war seine Gestalt, edel und schlank die Form seiner Glieder. Unter der hohen, gewölbten Stirne blitzten ein Paar blaue Augen in feurigem Mute. Eine kühn gebogene Adlernase überragte den Mund mit der etwas vortretenden Unterlippe im blassen Antlitze. Rudolf von Habsburg war es, der „römisch-deutsche König". Den Kaisertitel erlangten die römisch-deutschen Könige erst nach der Krönung in Rom.

„Wie war Rudolf von Habsburg nach Wien gekommen?" fragt der Leser. „Auf geraden und rechten

Wegen," lautet die Antwort. Als er mit seinem Heere in Oberösterreich einzog, da fand er die Wege durch Konrad von Sumerau, Gundacker von Starhemberg, Ulrich II. von Kapellen und andere Edle des Landes als getreue Anhänger geebnet. Rudolf brauchte sich nicht lange mit Linz aufzuhalten, das unter der Regierung des Königs Ottokar zur Hauptstadt von Oberösterreich herangewachsen war. Die wehrhafte Stadt und die Herzen ihrer Bewohner standen dem edlen Habsburger offen, der sie mit dem gewinnenden Zauber seines Wesens für sich einnahm. Auf der Heerstraße über Enns zog Rudolf nach Wien. Von Schritt zu Schritt wuchs die Zahl seiner Anhänger. Meinhard, Graf von Görz und Tirol, der Erzbischof Friedrich II. von Walchen, der die Untertanen Ottokars vom Eide der Treue gegen diesen lossprach, dann König Ladislaus V. von Ungarn wurden seine Verbündeten; der ganze Heerbann der Steiermärker, denen die Zwingherrschaft Ottokars in letzter Zeit bitter verhaßt worden war, zogen ins Lager Rudolfs und die Ministerialen, die einst dem Babenberger Treue gelobt hatten, schwuren sie jetzt dem Habsburger.

Wien, die Reichshauptstadt, hielt die Tore trotzig verschlossen. Die eine Partei fürchtete die Rache des Böhmenkönigs, der mit einem Heere aus Böhmen herbeieilte, die andere Partei ehrte im Böhmenkönige den großen Wohltäter der Stadt und beide Parteien wurden von dem Stadtrat Paltram, dem treuesten Anhänger Ottokars, beherrscht. Bischof Bruno von Olmütz, tüchtig als Krieger wie als Minister, leitete die Verteidigung der Stadt, welche von Rudolf durch fünf Wochen belagert wurde,

bevor sie die Tore öffnete. Da Ottokar sich nunmehr von allen Seiten bedrängt sah und sogar in seinem Rücken eine Erhebung der böhmischen Großen fürchtete, schloß er am 21. November 1276 mit dem Habsburger Frieden. Der edelsinnige Kaiser verzieh dem Gegner, hob die Reichsacht auf und belehnte Ottokar in feierlicher Weise mit Böhmen und Mähren. Der Böhmenkönig entsagte hierauf allen Ansprüchen auf Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain und Portenau, trat diese Länder an das deutsche Reich ab und huldigte Rudolf.

Er wurde aber bald wieder, gequält von seinem Ehrgeize und den höhnenden Vorwürfen seiner Gemahlin Kunigunde, zum Friedensstörer. Er zog mit seinen eigenen Kriegsvölkern, dann mit den verbündeten Polen, Thüringern und Brandenburgern gegen Rudolf zu Felde, der die Ungarn zu Verbündeten hatte. Am 14. August 1278 kam es zur Entscheidungsschlacht auf dem Marchfelde, die trotz der größten Tapferkeit der Böhmen für diese unglücklich endete. Ihr König fiel und seine Böhmen flohen. Habsburgs Banner hatte gesiegt. „Jesus" war der Schlachtruf im Heere der Deutschen gewesen und „Prag" die Losung der Böhmen. Noch am Vorabende des Schlachttages schickte der edle Rudolf zwei Verräter, die gegen eine Belohnung dem Böhmenkönige meuchlerisch ans Leben gehen wollten, als Gefangene in das Lager seines Feindes und befahl am Morgen des Kampftages seinem Heere strenge, Blut und Leben Ottokars zu schonen. Es ist unaufgeklärt, ob der königliche Held unter den tödlichen Streichen der Krieger gefallen, die ihn etwa nicht erkannt hatten oder ob er persönlichen Feinden, die er sich durch manche grausame

Tat zugezogen, als Opfer der Rache in die Hände gefallen. Beschmutzt von Staub und Kot, von Blut und Wunden entstellt, der silbernen Rüstung und der königlichen Insignien beraubt, die Augen starr geöffnet, die Züge voll Zorn im schweren Ringen des nahenden Todes, wurde Böhmens König auf dem Schlachtfelde aufgefunden. Der österreichische Ritter Otto von Perchtoldsdorf, Oberstkämmerer von Österreich, hielt das Haupt des sterbenden Königs auf seinem Schoße, labte ihn mit Wasser, verhüllte seine Blößen mit einer Decke, während Rudolf tränenvollen Auges vor seinem Gegner stand. Die Rochuskapelle zwischen Angern und Stillfried auf dem Marchfelde soll die Stelle kennzeichnen, wo König Ottokar seine Heldenseele aushauchte.

Der Leichnam wurde vom Schlachtfelde weg nach der Stadt Marchegg gebracht, welche der König als Grenzfeste erbaut und der heil. Margaretha empfohlen hatte, da er am Tage dieser Heiligen, am 13. Juli 1260 einen Sieg über die Ungarn errungen hatte. Von Marchegg wurde des Fürsten Leiche nach Wien überführt, dort einbalsamiert und unter dem Geleite der Geistlichkeit, doch ohne Glockenklang und Grabgesang — der König war im Kirchenbann gestorben — nach dem Kloster der Minoriten übertragen, dessen fromme Väter ihren gewesenen Wohltäter trauernd empfingen.

In den ersten Septembertagen des Jahres 1278 bewegten sich allstündlich Scharen des Volkes nach diesem Kloster in der inneren Stadt, das König Ottokar nach dem Brande 1276 aus dem Schutte neu erstehen ließ. Im Kapitelsaale des Klosters war auf einem prächtigen Katafalke die Leiche des Gefallenen zur Schau ausgestellt,

damit sich die Wiener überzeugen konnten, daß ihr einstiger Herr und Herzog wirklich tot sei. Kalt und starr lag der mächtige Herrscher vor ihnen und Hunderte umstanden ihn. Edle und Ritter, Ratsherren und Kaufleute, aber auch die Armen drängten sich heran, um ihren Wohltäter noch einmal zu sehen. Ab und zu erschien vor dem Katafalke auch Rudolf von Habsburg und hielt seine stillen Betrachtungen über die Vergänglichkeit aller irdischen Macht und Größe, er betete inbrünstig für seinen gewesenen Feind, den er auch im Tode noch ehrte. Der Sarg des Königs wurde nach einiger Zeit geschlossen, blieb aber noch durch 30 Wochen ausgestellt, bis böhmische Große nach Wien kamen und ihren toten Herrscher in sein Reich heimführten. Die Gemahlin König Rudolfs, Anna, hatte den Sarg mit einer kostbaren Purpurdecke geschmückt. In der sogenannten Sternbergschen Kapelle des Sankt Veitsdomes in Prag kann der Leser das Grabdenkmal Ottokars beschauen.

Mittlerweile hatte Rudolf mit der Witwe des Königs Frieden geschlossen und in der Kirche zu Sankt Stephan dem Herrn der Heerscharen Dank gesagt für den errungenen Sieg.

Er verwendete jetzt seine ganze Sorgfalt auf Österreich. Ruhe und Sicherheit kehrten wieder ein; sie waren eine Frucht des „allgemeinen Landfriedens“, den Rudolf in allen deutschen Landen eingeführt hatte. Ruhestörer, Buschklepper und Raubritter wagten sich nicht mehr hervor. Im Frieden zog der Landmann seine Furchen, die Händler wanderten sicher ihre Straßen und mit frischen Kräften ging der Bürger an die

Arbeit. In einem Gnadenbriefe bestätigte Rudolf auch das Stadtrecht Leopolds des Glorreichen und die durch Kaiser Friedrich II. gegebene Reichsunmittelbarkeit Wiens.

Als glücklicher Gatte war Rudolf nach Wien gekommen, als trauernder Witwer zog er von dannen, da ihm seine Gemahlin Gertrude, nach ihrer Krönung Königin Anna genannt, im Februar 1281 in Wien starb. Wichtige Regierungsgeschäfte riefen ihn bald darnach nach Deutschland. Mit Tränen in den Augen nahmen die Wiener von dem edlen Habsburger Abschied, als dieser in den ersten Junitagen 1281 die Reichshauptstadt verließ. Sie sahen ihn nicht mehr.

Als Rudolf nach Deutschland kam, war sein erstes, den Besitz Österreichs seiner Familie zu sichern. Auf dem Reichstage zu Augsburg — 27. Dezember 1282 — erklärte er den Kurfürsten, Grafen und Herren, wie er mit Hilfe seines guten Schwertes und mit der Bundesgenossen Beistand die österreichischen und steirischen Länder vom Böhmenkönig erobert und dem Deutschen Reiche wieder als Eigen zugeführt habe. Mit Einwilligung der Kurfürsten belehnte er seine beiden Söhne, den 32jährigen Albrecht, den Mitsieger auf dem Marchfelde, und den 12jährigen Rudolf mit den Herzogtümern Österreich und Steiermark. Herzog Rudolf trat schon im nächsten Jahre von der Regierung zurück, da die Untertanen nur einen Herrn wünschten. Kärnten erhielt um wenige Jahre später (1286) Meinhard Graf von Görz.

Am 15. Juli 1291 gab Rudolf von Habsburg seine große, edle Seele in die Hände ihres Schöpfers zurück. Heute noch ist der Verewigte der Liebling des

Volkes, das von ihm singt und sagt. Vom Ahn zum Enkel, von Geschlecht zu Geschlecht vererben sich die zahlreichen Geschichten über den edlen Herrscher und noch heute, nach sechs Jahrhunderten, beginnen die Herzen der Jugend höher zu schlagen und die Augen der Alten aufzuleuchten bei der Rückschau auf ihn und sein Herrscherleben, reich an Tugend und Tapferkeit, an Glanz und Ruhm.

Bei Rudolfs Tode war die Herrschaft des Hauses Habsburg bereits fest begründet. Keine Zweige fremder Fürstengeschlechter schatteten mehr herüber. Ein einziger kraftvoller Stamm begann auf Österreichs gesundem Boden zu sprossen, zu grünen und zu blühen und die herrlichsten Früchte zu tragen. Furchtbare Stürme sind seit mehr als sechs Jahrhunderten über das Land dahingerauscht, doch festgewurzelt steht noch heute Habsburgs Stamm auf Österreichs Boden und seine Völker können sich Glück wünschen zum 27. Dezember 1282, dem Geburtstage des habsburgischen Österreichs.

Achtzehntes Kapitel.

Die ungleichen Brüder.

Eines der schönsten Gotteshäuser Wiens ist die Augustinerkirche; auch lauschen die Freunde und Kenner einer guten Kirchenmusik dort gerne einer solchen. Wenige der Besucher gedenken dabei des Gründers dieser altehrwürdigen Kirche und des früher damit verbundenen Klosters der Augustiner. Ein edler Habsburger ist es gewesen. Herzog Friedrich der Schöne von Österreich fertigte 1327 den Stiftsbrief aus, wornach das infolge eines Gelübdes von ihm neugebaute Kloster für ewige Zeiten dem Augustiner-Orden angehören und unter seinem und seiner Nachfolger besonderen Schutz stehen sollte. Bald darauf führte er die Augustiner vom oberen Wörth (Rossau), wo sie ein kleines Klösterlein besaßen, in ihr neues Heim nahe der Hofburg. Friedrich hatte das Gelübde in Stunden bitterster Not getan, von denen hier erzählt sein soll.

Nach dem Tode des deutschen Kaisers Heinrich VII. machten die Habsburger und die bayerischen Wittelsbacher zu gleicher Zeit Ansprüche auf den erledigten Thron. Die Anhänger der Habsburger wählten Herzog Friedrich, die Gegner riefen Herzog Ludwig von Oberbayern zum Kaiser von Deutschland aus. So genoß das Reich das gewiß seltene Schauspiel, zwei Regenten zu gleicher Zeit zu besitzen. Die Doppelwahl führte zum

langwierigen Kriege zwischen den beiden, worunter ihre Länder unsäglich zu leiden hatten.

Friedrich, der wie sein Vater Albrecht I. die deutsche Krone von seinem Gegner erkämpfen wollte, drängte zur Entscheidungsschlacht, da ihm das Elend seines Volkes tief zu Herzen ging.

In der Hauptschlacht bei Mühldorf in Bayern — 26. September 1322 wurde Friedrich — durch eine List der als Österreicher verkleideten Feinde — besiegt und gefangen.

Es war Mitte April 1325. — Auf der Landstraße, welche von München her gegen Österreich zieht, ritten zwei Männer, ein Edelmann und ein Mönch. Müde waren die Rosse und bestaubt die Reiter. Das Antlitz des Ritters mit den großen seelenvollen Augen und den herabwallenden blonden Locken trug Spuren früherer Schönheit, war aber jetzt gramumdüstert. Die Wangen waren erdfahl, eingefallen. Ein langer entstellender Bart wallte auf die Brust hernieder. Tief lagen die Augen in den Höhlen und traurig blickten sie umher. Niemand schien den Unglücklichen zu kennen und doch blickten so viele teilnahmsvoll auf ihn. Als aber sein Begleiter, der Prior Gottfried der Karthause Mauerbach bei Wien, dem Volke sagte, daß dieses Jammerbild ihr Herzog Friedrich sei, den sie einst „den Schönen" geheißen, da flossen Tränen der Rührung, des Mitleides und des Schmerzes über die Wangen der Leute.

Der Gegenkönig Ludwig der Bayer hatte nämlich seinen überlisteten Jugendfreund durch dreißig Monate in Gefangenschaft auf der welteinsamen Burg Trausnitz in der bayerischen Oberpfalz gelegen, schmachten lassen.

Der treue Prior Gottfried der von Friedrich gestifteten Karthause Mauerbach teilte freiwillig durch 18 Monate das harte Los seines erhabenen Freundes.

Vom Papste, dann vom Herzog Leopold, dem Bruder Friedrichs, und von Freunden des Habsburgers, ja von allen Seiten schwer bedrängt, ließ Ludwig der Bayer seinen hohen Gefangenen endlich frei, doch unter den harten Bedingungen, daß er auf die deutsche Krone verzichten, alle Reichsgüter an Ludwig den Bayer ausliefern und diesen allein als rechtmäßigen Herrscher von Deutschland anerkennen sollte. Friedrich beschwor diesen Vertrag, der aber bei Nichteinhaltung die Rückkehr in die Gefangenschaft am Johannestage eidlich bedingte.

So schwer belastet, zogen die beiden Freunde, der Herrscher und der Untertan, von München gen Wien, das sie nach langem Ritte erreichten. In der Hofburg daselbst harrte die Gemahlin des unglücklichen Fürsten, die Königstochter Isabella von Arragonien, der Rückkehr ihres Gatten. Friedrichs Brüder führten schweigend dem Heimgekehrten eine wankende Frauengestalt zu, welche dieser stumm an seine schmerzerfüllte Brust drückte. Doch die Augen der edlen Dulderin vermochten den Heißersehnten nimmer zu schauen, denn sie waren vom langen Weinen über das traurige Schicksal ihres Gatten erblindet.

Einige Tage vor Sonnenwende finden wir Friedrich und den Prior den nämlichen Weg gegen München zurückwandern. Er hatte die harten Bedingungen bei seinen Brüdern nicht durchzusetzen vermocht, welche den „Vertrag von Trausnitz“ als erzwungen und als unver-

einbar mit der Ehre und Würde des Hauses Habsburg verwarfen. Friedrich wollte aber in jenen Zeiten, wo Wort und Eidschwur wenig galten und Treue ein seltenes Ding war, sein gegebenes Wort, seinen heiligen Eid einlösen und sich seinem Gegner wieder als Gefangener stellen. Dadurch gab er das schönste Beispiel deutscher Treue und von der Heiligkeit des Manneswortes, welches die Geschichte aufzuweisen hat. Ludwigs Härte gegen seinen unglücklichen Verwandten und Jugendfreund wurde dadurch gebrochen, obendrein sah sich der Bayer von seinen früheren Bundesgenossen verlassen und dafür von neuen Feinden bedrängt. Es kam zum Frieden und zum Versöhnungskusse und Friedrich kehrte als Mitregent wieder nach Wien zurück, ohne sich jedoch in der Folge allzuviel an der Regierung zu beteiligen.

In der Gefangenschaft zu Trausnitz hatte Friedrich gelobt, im Falle seiner Befreiung dem Orden der Augustiner in Wien ein neues Kloster mit Kirche zu erbauen. Konrad Tattendorfer, der Prior der Augustiner in München, war es, der sich ganz besonders bei Ludwig dem Bayer für die Befreiung des Habsburgers bemüht hatte. Ihn berief Friedrich nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft nach Wien und legte die Stiftungsurkunde des neuen Klosters in seine Hände.

Herzog Leopold, die Stütze und rechte Hand seines Bruders Friedrich in den Tagen der Trübsal, war im Jahre 1326 gestorben. So fühlte sich Friedrich vereinsamt und krank an Leib und Seele. In der Burg Gutenstein — heute eine malerische Ruine — suchte er die Einsamkeit der Natur und den Frieden, den ihm diese Welt nicht geben konnte. Er starb da-

selbst am 13. Jänner 1330 im 44. Jahre seines vielgeprüften Lebens, das weder den Fürsten noch seine Völker glücklich gemacht hatte. Um Mitternacht, bei Fackelschein, holte sein treuer Lebens- und Leidensgefährte, der Prior Gottfried, den Leichnam des edlen Habsburgers nach der Karthause Mauerbach ab und bettete dort den unglücklichen Freund zu ewiger Ruhe. Im gleichen Jahre wurde der Bau der Augustinerkirche durch den Baumeister Dietrich Landtner begonnen und ein Jahr später vollendet. Die innere ursprüngliche Bauanlage ist bis heute unverändert geblieben. In dem einstigen Klostergebäude befindet sich heute die höhere Priesterbildungsanstalt zum heil. Augustin.

Als berühmtestes Mitglied des Klosters lebte und wirkte in den aufsteigenden Würden seines geistlichen Berufes der durch seine kernigen, mit gesundem, treffenden Humor durchwürzten Predigten und Schriften bis heute und gewiß für alle Zeiten unvergeßliche Pater Abraham a Sankta Klara, vor seinem Eintritte ins Kloster Ulrich Megerle genannt. Obwohl ein gebürtiger Schwabe, blieb der „Pater Fabelhanns", wie er ob seiner zahllosen Geschichtlein und Schwänke, dann ob seines unerschöpflichen Witzes im Volksmunde nicht aus Spott, sondern mit Ehren genannt wurde, seinem zweiten Vaterlande Österreich, in welches er im Jahre 1660 im Alter von achtzehn Jahren gekommen war, mit inniger Liebe zugetan und als Hofprediger Leopolds I. und Josefs I. dem Kaiserhause in Treue und Dankbarkeit ergeben. Pater Abraham a Sankta Klara starb 1709 im Alter von 67 Jahren. Sein Grabmal befindet sich in der Lorettokapelle der Augustinerkirche.

Wie erzählt, war das Leben Friedrichs des Schönen nur eine ununterbrochene Kette von Leiden. Bei seinem hierdurch hervorgerufenen Gemütszustande hätte man ihn auch „den Traurigen" nennen können. Sein ungleicher Bruder Otto hieß zum Gegensatze „der Fröhliche, der Rosenbekränzte".

Als nämlich Friedrich aus der Gefangenschaft zurückkehrte, berief er alle seine Verwandten und Freunde nach der Hofburg, um ihnen seinen Dank für den geleisteten Beistand auszusprechen. Zu seinem Bruder Otto sagte Friedrich:

„Du, mein liebwerter Bruder, bist durch deinen Mut und Kühnheit des Adels Zier. Fordere eine Gabe von mir, ich werde sie dir gewähren." In diesem Augenblicke trat ein Hoffräulein in den Saal, das einen Kranz blühender Rosen auf dem Haupte trug. Otto langte darnach und sagte lächelnd zu seinem kaiserlichen Bruder:

„Mein Begehr ist wahrhaft klein, ich will als Lohn nichts als dieses Kränzelein, das heitere Bild des Frohsinns, den ich nicht um Land und Wappenschild vertauschen möchte. Es soll mich schmücken mein ganzes Leben lang und wenn einst mein Herze stille steht, dann gebt mir das Kränzlein mit ins Grab." Gerührt antwortete Friedrich:

„Der Fröhlichste von allen bist du in Österreich, von nun an sollst du auch der Rosenbekränzte heißen." Auf Abbildungen sieht man Herzog Otto den Fröhlichen stets mit einem Kranze auf dem Haupte. Der frohgemute Herr, der die ernsten Regierungsgeschäfte gerne seinen Brüdern in der Hofburg überließ

und dafür lieber einen Spaziergang in Wald und Flur machte, hatte als Gesellschafter zwei lustige Räte, an deren witzigen Einfällen er sich ergötzte. Solche Lustigmacher, die aber oft hohe Stellen bekleideten und klüger waren als manche Hofräte mit überklugen Mienen voll Ernst und Würde, gab es im Mittelalter und bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein an vielen europäischen Höfen. Es gab darunter grobe Hofnarren, die alles kunterbunt herausschwätzten, was ihnen blödes Zeug einfiel, keinen Unterschied unter Personen und Stellung machten, dann wieder Tellerlecker, Schmarotzer und Schmeichler, die sich von ihren Herren verspotten ließen, um ihren hungrigen Bauch zu füllen. Andere aber waren witzige Köpfe, befleißigten sich der Höflichkeit und des Anstandes in allen Sachen, waren voll lustiger Reden, artiger Erzählungen, Sprichwörter, Lebensregeln und ihr Umgang war so annehmlich, daß man sie liebgewinnen mußte. Sie trugen auch nichts von dem gewöhnlichen Kostümabzeichen der Hofnarren, weder die kugelförmige „Narrenkappe“ oder „Gugel“ mit den „Eselsohren“ und dem „Hahnenkamm“, auch nicht den „Narrenkolben“, dieses uralte Abzeichen der Narren, das einem Szepter ähnlich sah, auch nicht die Schellen, die bei den übrigen „Hofnarren“ von der Schuhspitze bis zum Scheitel klingelten. Selbst Albrecht I, der Vater Friedrichs des Schönen und Otto des Fröhlichen, hatte einen Hofnarren namens Gemperle, der seinem nicht zum Frohsinne geneigten Fürsten in vielen trüben Stunden beistand und durch seine launigen, mit Wahrheit gewürzten Vorstellungen den König Andreas III. von Ungarn zum Friedensschlusse mit Albrecht I. geneigt machte.

Kunz von der Rosen war der lustige Rat des Kaisers Maximilian I.; der „Hofnarr“ wußte aber nicht nur Schalkreden zu führen, das Leben als Scherz aufzufassen, sondern auch in trüben Stunden, im bittersten Ernste, der seinem Fürsten mitspielte, blieb Kunz ein treuer Diener seines Herrn, für den er gern sein Leben hingegeben hätte, um ihn aus der Gefangenschaft in den Niederlanden zu retten.

Die „lustigen Räte“ des Herzogs Otto des Fröhlichen waren den „Hofnarren“ weit überlegen, galten auch nicht als solche. Der eine war ein Student der Theologie namens Wigand aus Theben in Ungarn. Als fahrender und oft hungriger Schüler verkehrte Wigand mit Stibor, dem Leibkoche Herzogs Albrecht II, des Bruders Otto des Fröhlichen. Als der Herzog nach seinem Regierungsantritte bei einem Mahle plötzlich schwer erkrankte, wurde der Leibkoch Stibor von seinen Neidern der Vergiftung des Herzogs beschuldigt und mit seinem Freunde Wigand verhaftet. Die Unschuld der Gefangenen stellte sich bald heraus, die Verleumder empfingen die gerechte Strafe. Der Leibkoch Stibor erbaute aus Dankbarkeit für seine Rettung die Sankt Nikolauskapelle in der Michaelerkirche in Wien. Wigand aber erhielt als Entschädigung für das ihm geschehene Unrecht durch Vermittlung des Herzogs Otto die Pfarre Kahlenberg bei Wien, welche wohl wenig eintrug, ihm aber den berühmt gewordenen Namen „Pfaff vom Kahlenberge“ verschaffte. Der Ausdruck „Pfaffe“ hatte im Mittelalter durchaus keine spöttische Bedeutung. Wigand war ein eifriger Seelsorger, guter Prediger und Tröster der Witwen und

Waisen. Sein gesunder Humor half ihm die Bürde seiner Amtspflichten leichter ertragen. Bei Herzog Otto dem Fröhlichen war Wigand gerne gesehen. Eines Tages nun erschien der lustige Herr Pfarrer in zerrissenen Schuhen vor dem Herzoge. Dieser bemerkte es und gab dem Wigand die Weisung, er möge sich die Schuhe auf seine Kosten besohlen lassen. Wigand ging zu einem Edelschmied und ließ seine Schuhe mit einem Paare schwerer Silbersohlen beschlagen, was natürlich dem Herzog Otto, der die kostbaren Schuhe bezahlen mußte, ein freilich etwas bitteres Lächeln entlockte. Herzog Otto verschaffte seinem lustigen Rate die Pfarre Neuberg in Steiermark, wo der würdige Priester im Jahre 1348 starb.

Der zweite der lustigen Räte des fröhlichen Herzogs war ein Ritter, namens Otto Neidhard Fuchs, der „Bauernfeind“ genannt, da er mit den Bauern, deren Wiesen und Felder er durchjagte, oft böse Raufhändel hatte und in seinen Gedichten den Übermut und die tolle Kleiderpracht der Bauern scharf tadelte. Der böseste Streich, den die Bauern dem Ritter Neidhard Fuchs spielen, sei hier erzählt, da er den Beweis liefert, daß schon in jenen längst vergangenen Tagen das Wiener Leben von einem urwüchsigen Humor durchdrungen war, namentlich dort, wo Herzog Otto der Fröhliche mit im Spiele war. Dieser liebte es, das im Frühling eines jeden Jahres abgehaltene „Veilchenfest“ in eigener Person mitzumachen. Tag und Stunde dieses Frühlingsfestes wurden von Umständen bestimmt, das heißt, wer im Frühlinge das erste Veilchen fand, eilte zu Herzog Otto und lud ihn ein, das lieb-

liche Kind des Frühlings in eigener Person zu begrüßen. Zufällig fand der Ritter Neidhard Fuchs an einem Vorfrühlingstage das erste Veilchen, bedeckte dieses der Sitte gemäß mit seinem Hute und machte von dem Funde Otto dem Fröhlichen geziemende Mitteilung. Die Ausrufer luden auf des Herzogs Wunsch die Wiener zum „Veilchenfeste“ ein. Alt und jung zog an diesem Glückstage hinaus in die Fluren und Wälder, welche damals das Weichbild der Stadt Wien umgrünten. Musik und Gesang taten ein übriges, die heitere Stimmung zu erhöhen, die nie fehlte, wenn Herzog Otto der Fröhliche unter seinen lustigen Wienern war. An der von Neidhard Fuchs bezeichneten Fundstelle angelangt, wo der Schatz unter dem ritterlichen Barette verborgen lag, rief der Herzog der Sitte gemäß das sittsamste und schönste Mädchen herbei und hieß die andern sich die Hände reichen zum lustigen „Reigen“ (Tanze). Aller Augen waren auf das Barett gerichtet. Neidhard warf sich stolz in die Brust und hieß das Mädchen den Schatz heben. Mit zarter Hand entfernte das liebliche Kind das Barett, doch errötend wandte es seinen Blick ab; Zorn malte sich im Antlitze des Herzogs Otto, Entsetzen in den Mienen des kurz vorher noch so „lustigen Rates“ und Spott und Hohn zeigten die Gesichter der anwesenden Bauern. Das duftende Veilchen war verschwunden und an seiner Stelle lag Felddünger, wie er wohl der Landwirtschaft zum Segen, aber nicht zum Schmucke gereicht. Herzog Otto fühlte sich tief verletzt in seiner Würde und warf einen Blick der Verachtung auf seinen lustigen Rat, dem das Weinen näher lag

als das Lachen. Neidhard ahnte sogleich, wer ihm diesen schlimmen Streich gespielt, stammelte einige Worte als Beteuerung seiner Unschuld, riß dann sein Schwert aus der Scheide und stürmte den entflohenen Bauern nach. Im nächsten Dorfe traf er eine Schar derselben, welche das von Neidhard entdeckte erste Veilchen entwendet und dieses auf eine Stange geheftet hatten, die sie johlend umtanzten. Mit einem Griffe riß Neidhard die Stange um, barg das Veilchen in seinem Wamse, dann aber hagelte es Hieb auf Hieb und Streich auf Streich auf die Bauern, die wie die Spreu vor dem Winde auseinanderstoben, eine große Anzahl Verwundeter zurücklassend. Neidhard ritt aber spornstreichs zum Herzog Otto zurück, zeigte diesem das Veilchen und ward wieder nach dieser traurigen Geschichte in Huld und Gnaden als lustiger Rat aufgenommen.

Neidhard Fuchs starb im Jahre 1334. Das in der Vorhalle des Stephansdomes, nächst des sogenannten Singertores befindliche Grabdenkmal eines Ritters, dessen Schild einen Fuchs erkennen läßt, soll der Erinnerung an den lustigen Rat gelten. Sein fröhlicher Herr überlebte ihn um fünf Jahre. Als Herzog Otto im Jahre 1339 starb, da trauerten die Wiener um den edlen leutseligen Habsburger. Er fand seine letzte Ruhestätte in der heute restaurierten Gruft des von ihm gestifteten, in späteren Zeiten aber aufgehobenen Klosters Neuberg in Steiermark.

Neunzehntes Kapitel.

Der Gründer der Stephanskirche.

Unter den in einem früheren Kapitel erwähnten acht Statuen der um Wien hochverdienten Männer, welche jetzt die Zufahrtsstraße zum Wiener Rathaus schmücken, befindet sich nur ein Habsburger. Wollte die dankbare Stadt Wien auch die übrigen um die Residenz verdienten Habsburger vom großen Ahnherrn Rudolf I. bis zum erlauchten Enkel Kaiser Franz Joseph I. durch Standbilder ehren, so würde wohl der Platz nicht ausreichen; es würde vor dem Rathause wie in einem Kunstmuseum ausschauen. Dieser einzige Habsburger heißt Herzog Rudolf IV. der Stifter. Ihm verdankt man die Gründung eines habsburgischen Wien als Großstadt; dieser edle Fürst, dessen Namen jeder Wiener, der seine Stephanskirche durchschreitet, nur mit Hochachtung nennen soll, dem jeder Studierende der Wiener Universität ein kräftiges „Vivat" ausbringen soll, hat sich in dem herrlichen Gotteshause, wie im Tempel der Wissenschaft verewigt.

Es war am 7. April des Jahres 1359, als die Wiener einer großen kirchlichen Feierlichkeit beiwohnten, der Grundsteinlegung zum erweiterten Bau der Sankt Stephanskirche. Schon der Vater des Herzogs Rudolf IV., der tatenreiche und gerechte Herzog Albrecht II., „der

Weise", auch der „Lahme" genannt, war mit allem Eifer darangegangen, die ursprüngliche, aus den Zeiten des Herzogs Heinrich II. Jasomirgott herrührende Sankt Stephanskirche, welche durch mehrfache Brände fast ganz vernichtet worden war, zu einem würdigen Münster auszugestalten. Herzog Rudolf, sein kunstsinniger Sohn, wollte in großartigem Maßstabe durchführen, was sein edler Vater begonnen. Um Wien eine würdige Dom- und Hauptkirche zu geben, sollte unter Benützung des bestehenden Baues ein großartiges Denkmal kirchlicher Kunst geschaffen werden.

Am Morgen obenerwähnten Tages war es, als die Geistlichkeit der Propsteikirche von Sankt Stephan unter das aus einer früheren Bauperiode stammende romanische (im Rundbogenstile gebaute), sogenannte „Riesentor" trat, welches mit Tannenreisig und Blumenguirlanden geschmückt war. Daselbst harrte sie der Ankunft des Herzogs. Windlichter strahlten, Kirchenfahnen flatterten im Morgenwinde, das Kapitelkreuz erglänzte im Golde der Frühlingssonne und unter dem Kreuze, diesem Hoheitszeichen des katholischen Glaubens, standen der Dompropst Johann Mayerhofer, die Inful auf dem Haupte, den Bischofstab in der Hand. Zu beiden Seiten standen je zwölf Domherren in roten Talaren. Rudolf hatte bei seinem Regierungsantritte alle diese Vorrechte für den Propst, den er auch gefürstet hatte, und für seine Domherren vom Papste Innozenz VI. erworben, die ehemalige Pfarrkirche von Stankt Stephan zur Propstei erhoben und diese unabhängig von der Gerichtsbarkeit des Erzbischofs von Salzburg und des Bischofs von Passau gemacht.

Vor dem Tore bildeten auf der einen Seite die Ordensmitglieder der deutschen Herren Johanniter (Malthеser) und die des Klosters vom Heiligengeist, auf der andern Seite die weltlichen Pfarrer und Kapläne der inneren Stadt und der Vorstädte, alle angetan mit reichen Ornaten, in „ihrer schönsten Gezierd", Spalier. In malerischen Gruppen standen der damalige Bürgermeister von Wien, nach altem Vorrechte im ritterlichen Harnische schimmernd, der Kämmerer und Unterkämmerer, der Stadtschreiber, alle Ratsherren, im vollen Glanze ihrer Würde, umgeben von einer Ehrengarde der in den Stadtfarben weiß und rot gekleideten und mit Hellebarden bewaffneten „Schardiener" (Amtsdiener). Eine große Volksmenge hatte sich eingefunden, um den geliebten Herzog zu begrüßen, der für das Aufblühen ihrer Vaterstadt so väterlich bedacht war. In jenen Zeiten hieß es ja: „O felix Austria!" („o glückliches Österreich".) Rudolf der Stifter sagte es ja selbst, daß alle Macht und aller Ruhm der Fürsten nur auf dem selbstbegründeten Glücke ihrer Untertanen beruhe. Ein Jubelruf durchdrang die Lüfte, als der Herzog herannahte. Er war ein hochgewachsener Mann in voller Jugendfrische; unter dem mit Bügel und Kreuz der deutschen Kaiserkrone gezierten Herzogshute wallten lange blonde Locken herab, kühn war die Adlernase, lebhaft, ja feurig der Blick des Auges. Der Herzog war angetan mit allem Schmucke eines „allgemeinen, mit kaiserlicher Machtvollkommenheit eingesetzten Landesherrn", wie er sich selbst nannte. Ein Schildknappe trug das neue Wappen mit den fünf Adlern im blauen Felde, das sich der Herzog selbst

beigelegt hatte. An Rudolfs Seite schritt in reicher zierlicher Gewandung seine jugendliche, schöne Gemahlin Katharina, Tochter Karls IV., des Kaisers von Deutschland und Königs von Böhmen. Dem Herrscherpaare folgten des Herzogs jüngere Brüder Albrecht und Leopold, dann die Herzoge Peter von Bourbon, Wenzel von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg und der Graf Meinhard von Tirol mit einem Geleite vieler edler Herren des Landes. Die Geistlichkeit empfing den Herzog, der jetzt gleich den andern sein Haupt entblößte, und der Zug setzte sich unter Vorantritt der Geistlichkeit nach dem Platze in Bewegung, welcher für den Ausbau des Münsters bestimmt war. Hier wartete schon in Festkleidern der Baumeister aus Klosterneuburg, derselbe, der an dem Umbau der Stiftskirche daselbst hervorragenden Anteil genommen hatte, ein schlichter, aber werktätiger Mann mit seinen „Hüttenknechten“ (Steinmetze oder Maurer). Die „Bauhütte“ (Genossenschaft der Steinmetze und Maurer) zu Sankt Stephan in Wien war ja eine der Haupthütten des römisch-deutschen Reiches und der Dom zu Sankt Stephan eine ihrer wichtigsten Schöpfungen.

Unter dem Segen der Kirche und den Weihesprüchen der Bauleiter legte jetzt Herzog Rudolf den ersten Stein zur Grundfeste des Neubaues eines Langhauses mit dem Presbyterium und zum Aufbau zweier Hochtürme. Die Werkzeuge, ein silberner Hammer und eine solche Kelle, welche der hohe Bauherr dabei benützte, wurden später in ein Kruzifix und in einen Weihwasserbehälter umgewandelt. Der Bau des Münsters wurde sofort in Angriff genommen.

Von dem ursprünglich romanischen Stile wurde abgegangen und der gotische (Spitzbogen-) Stil mit seinen ehrfurchtgebietenden Formen, seinen himmelanstrebenden schlanken Säulen als Träger der Wölbung, mit seinen riesigen Langfenstern und zierlichen Fensterrosen und anderem Schmucke und Zierrate in Anwendung gebracht. Bald wuchs der Riesenbau aus dem Erdboden heraus und wurde auch nach des Herzogs Rudolf Tode von seinem Bruder Albrecht III. mit dem Zopfe emsig fortgesetzt. An dem einen südlichen Hochturme arbeiteten die Meister Wenzel, Helbling, dann Peter von Brachadicz und Hanns von Brachadiez, unter welch letzterem Samstag den 2. Oktober 1433 die Aufsetzung des Turmknopfes unter großen Feierlichkeiten stattfand. Während der eine Riesenturm in die Höhe wuchs, wurde auch das Langhaus gebaut.

Am 16. August 1450 wurde durch den Prälaten von Klosterneuburg in feierlicher Weise der Grundstein zum zweiten, nördlichen Hochturm gelegt, der aber bis heute unausgebaut blieb, und im Jahre 1579 durch den Baumeister Hanns Saphoy durch eine Kupferkuppel znm Abschlusse gebracht wurde. Während die einen Meister draußen ihr Werk zum Himmel emporstreben ließen, arbeiteten andere Künstler im Innern an ihren Meisterwerken, die wir heute noch bewundern, so die herrlichen Chorstühle aus der Hand des Holzschnitzers Rollinger, den schönen Taufstein von Meister Heinrich in Wien. Tüchtige Gesellen schufen ein altdeutsches herrliches Kunstwerk in der Kanzel, an deren Fuße der leitende Meister Hanns Buxbaum sein Porträt angebracht hat.

Der Zahn der Zeit nagte an dem Riesenwerke deutscher Baukunst, das dem Verfalle nicht preisgegeben werden durfte. Es bildete sich in unseren Zeiten ein Dombauverein, der die Mittel zur Erhaltung des wunderbaren Erbes Herzogs Rudolf IV. aufbringt. Der tüchtige Dombaumeister und Professor Friedrich Schmidt führte die Restaurierungsarbeiten an den Giebeln und am Hochturme mit Geschick durch. Wien hat manche Wahrzeichen, aber keines von solcher Bedeutung, wie den Stephansturm. Heißt es doch im alten Sprichworte: „Wien hat viele Türme, aber nur einen Sankt Stephan." Rund um den Stephansturm entwickelt sich heute das regste, das bewegteste Leben der Großstadt. Für den Wanderer aber, der weit draußen, entfernt vom Lärme und Geräusche der Weltstadt in den Gefilden wandelt, bildet der Stephansturm den Wegweiser nach Wien, den Markstein der einzig schönen Kaiserstadt, aus welcher der Riese in die Lüfte ragt und den Wanderer still und stumm und feierlich begrüßt.

Herzog Rudolf war ein Freund der Einsamkeit und verweilte gerne, auch zur Nachtzeit, in den Hallen des Stephansdomes. Er vertiefte sich dort in der feierlichen Stille in Gedanken, wenn er etwas Großes vorhatte. Wenn die Steingebilde im Silberlichte des Mondes oder im Widerschein des ewigen Lichtes vor ihm aufglänzten, da ward es auch licht in Rudolfs Geiste, der Pläne faßte für das Wohl seiner Residenz in Handel und Gewerbe oder für sein Land, das er mehren und ehren wollte.

So mochte es auch am 12. März 1365 gewesen sein, an welchem Tage der Herzog Rudolf die Stiftungs-

urkunde der Wiener Universität, unterfertigt von ihm und seinen Brüdern Albrecht und Leopold, vom päpstlichen Gesandten, sieben Bischöfen, sechs Äbten und vielen Landherren und Adeligen, ausstellte.

Rudolf der Stifter, der auf Münzen und Siegel mit Vorliebe lateinische, griechische und arabische Worte setzte und für geheime Sendschreiben eine eigene Chiffreschrift erfand, weshalb er auch den ehrenden Beinamen „der Sinnreiche, der Schriftkundige" führt, wollte auch in Wien nach dem Muster der Pariser Universität eine Hochschule der Wissenschaften für das gesamte Abendland errichten. Die Zustimmung des Papstes, welche damals bei Gründungen von Hochschulen notwendig war, holte sich Rudolf bei Urban V. ein; damit stand seinem schönen Plane, die seit früheren Zeiten her bei Sankt Stephan bestandene einfache Schule in eine Rudolfinische Hochschule zu verwandeln, nichts mehr im Wege. Herzog Albrecht III. mit dem Zopfe nahm sich der anfangs nur kümmerlich gedeihenden Stiftung seines Bruders tatkräftig an, erteilte einen neuen Stiftungsbrief mit zweckmäßiger Einrichtung, erweiterte die Hochschule durch eine theologische Fakultät und berief eine große Anzahl Gelehrter aus Deutschland und Frankreich nach Wien, welche der dortigen Universität bald Studierende aus allen Teilen Europas, auch aus den allerbesten Adelsfamilien zuführten. Ihre Zahl wuchs bis 7000 und damit stieg auch der Wohlstand der Bürgerschaft, die aus den „Bursen" (Studentenhäusern) und deren Wirtschaften großen Vorteil zog. Als aber um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts äußere

Zeitverhältnisse, namentlich die Religionswirren, auf die innere Organisation der Wiener Universität ungünstig einwirkten, geriet diese auf längere Zeit in Verfall, fand aber später einen Retter in Kaiser Maximilian I. Dieser Freund der Künste und Wissenschaften berief den großen Gelehrten und Dichter Konrad Celtes — eigentlich Pickel oder Meißl heißend und aus Wipfeld in Franken stammend — nach Wien und unter ihm erlebte die Universität eine ihrer glänzendsten Epochen. In einem späteren Kapitel wird der Leser dem großen Kaiser und dem berühmten Gelehrten wieder begegnen und beide näher kennen lernen.

Wer das Gewirre der kleinen winkeligen Häuser, welche der einstigen Rudolfinischen Hochschule als Pflanzstätte der Wissenschaft dienten, auf den uns aus jenen Zeiten erhaltenen Abbildungen betrachtet und damit den heutigen Prachtbau der Universität auf der Ringstraße Wien in Vergleich zieht, der mit seinen 21.700 Quadratmetern den größten Flächenraum unter den Neubauten Wiens einnimmt, der wird das alte Rudolfinische Haus nur als Grundstein des heutigen neuen Riesenbaues ansehen. Den Gründer aber und ersten Bauherrn, Herzog Rudolf IV. den Stifter, wird er gewiß in gebührenden Ehren halten.

Rudolf, der schon als Statthalter seines Vaters in den habsburgischen Stammlanden Schwaben und Elsaß einen glänzenden Hofhalt auf der altehrwürdigen Habsburg gehalten hatte und auch den Beinamen „der Prächtige“ erhielt, gab auch dem himmlischen Könige bei feierlichen Gelegenheiten die höchsten Ehren. Der Glanz und die Pracht der heutigen Fron-

leichnamsprozessionen in Wien strahlen auf ihn zurück. Papst Urban IV. hatte im Jahre 1264 das hohe Fest eingesetzt, der Pfarrer Heinrich von Sankt Stephan im Jahre 1334 eine feierliche Prozession in Wien eingeführt, Rudolf aber mit Verordnung den hochfeierlichen Umzug des gesamten Klerus in der Stadt anbefohlen und die Prozession zu einem großartigen Akte der Gottesverehrung ausgestaltet.

Rudolf der Stifter starb im Jahre 1365 zu Mailand im sechsundzwanzigsten Jahre seines trotz der Kürze so gut ausgenützten Herrscherlebens. Er wurde in der Fürstengruft zu Sankt Stephan, die er für sich und seine Nachfolger hatte erbauen lassen und die heute noch erhalten ist, zur ewigen Ruhe bestattet.

An den Enden der Kreuzkapelle zu Sankt Stephan stehen in zierlich bedachten Nischen die Statuen des Herzogs und seiner Gemahlin Katharina, ein Ehrenplatz, der dem Herrscherpaare gebührt.

Zwanzigstes Kapitel.

Sinngrün von Sankt Stephan.

Ein geheimnisvolles Halbdunkel umfängt uns, wenn wir das Innere des Stephansdomes in Wien betreten, der aus den Tagen von Österreichs Vorzeit in unsere Gegenwart hereinragt. Von heiliger Weihe fühlen wir uns ergriffen beim überwältigenden Anblicke des Hochwaldes schlanker Säulen, welche himmelan zum Deckengewölbe streben, das unser Auge nur mit Mühe zu erreichen vermag, während sich unsere Seele gehoben fühlt. In den Altären und Gnadenbildern offenbart sich der religiöse Sinn der Generationen, die seit mehr als sieben Jahrhunderten Freud und Leid, Dank und Bitte dem Allmächtigen aufgeopfert haben. Die Grabdenkmäler und die zahlreichen Gedenkbildwerke sind die versteinerte Geschichte Österreichs, denn alle großen geschichtlichen Ereignisse, welche das Reich und seine Hauptstadt betreffen, alle Epochen der Kultur- und Kunstgeschichte, ja das ganze Volksleben Wiens finden hier zu Sankt Stephan einen Ausdruck der Erinnerung.

Wie alle Münsterbauten in Europa ist auch die altehrwürdige Stephanskirche, dieses christliche Erbe der Frömmigkeit und des Kunstsinnes des Herzogs Rudolf IV. und seiner Nachfolger, vom Sinngrün der Sage und Legende umrankt. Einiges soll hier erzählt werden.

Zu Zeiten des Herzogs Heinrich Jasomirgott wirkte Eberhard Huber, ein frommer und eifriger Seelsorger, als erster Pfarrer zu Sankt Stephan. Vor seinem Pfarrhäuschen — von einem Pfarrhofe war damals noch keine Rede — hatte er ein Gärtlein und in diesem einen Lindenbaum, unter welchem der würdige Mann Gottes nach Tages Last und Arbeit seine stillen Abendbetrachtungen zu halten pflegte. Der schöne Baum grünte und blühte, zog seine Jahresringe und mit ihnen wurde auch der gute Pfarrer älter. An einem Herbsttage nun fuhr der Wind durch das ersterbende Laub und legte die fahlen Blätter vor die Füße des Greises. Dieser aber war in letzter Zeit matt und kränklich geworden und vermeinte, den herannahenden Winter nicht mehr überstehen zu können. In seiner Todesahnung faltete er die Hände, sandte einen Blick zum Himmel hinan und betete:

„Gütiger und liebreicher Vater über den Sternen, nur noch einmal lasse mich meinen Liebling, den Lindenbaum, in der Pracht seiner Blüten schauen, die mir deine Allmacht und Weisheit verkünden, dann will ich gerne von hinnen scheiden." — Der Winter kam ins Land und legte die Stadt Wien und die Fluren ringsum in die starren Bande von Schnee und Eis. Kalt und beklemmend lag es auch auf der Brust des kranken Pfarrers, der im Lehnstuhl sitzend sehnsüchtig nach dem Fenster sah. Schwer atmend sagte er zum Mesner, der seinem Herrn die letzte Treue tat:

„Führe mich hin zum Fenster, öffne es. Ich fühle mein Ende nahen und möchte vorher noch einmal meinen geliebten Lindenbaum beschauen und ihm einen

letzten Gruß zuwinken.“ Todesschweiß und Winterkälte taugen nicht zusammen, dachte sich der Mesner, doch tat er nach dem Willen seines Pfarrers und schob den Lehnstuhl mit dem Kranken nach dem geöffneten Fenster. Ein Blick durch dasselbe und ein Ausruf des Erstaunens entrang sich der Brust des Sterbenden — der Lindenbaum prangte in voller Blütenpracht des Frühlings und der liebliche Duft drang in das Krankenzimmer. Lächelnd lispelte der Pfarrer:

„Der Herr hat mein Gebet erhört, nun will ich gerne sterben.“ Bei diesen Worten sank der Greis tot in die Arme seines Getreuen.

Diese Sage soll dem uralten in der Nähe der Stephanskirche befindlichen Bierhause „zur Linde“ den Namen gegeben haben.

Im Innern des Stephansdomes finden wir an der Westseite die aus den Zeiten Herzog Albrechts des Weisen stammende Herzogs- oder Eligiuskapelle, ein liebliches Heiligtum, das dem frommgläubigen Volke unter dem Namen „bei der Hausmutter“ wohl bekannt ist. Die dort aufgestellte Statue Maria mit dem Jesukinde umrankt wie der Blütenkranz mit den Lichtern eine der lieblichsten, tief ins Menschenherz hineinleuchtenden Mariensagen.

In Wien befand sich einst ein Frauenkloster, Sankt Agnes genannt, das von einer ungarischen Königstochter Crescentia um 1230 gegründet worden war. In diesem Kloster versah eine junge Nonne Namens Maria den Dienst als Pförtnerin. Sie konnte aber nicht der Versuchung widerstehen, aus dem Frieden der stillen Klosterzelle in das Geräusch der ihr bisher in ihren

Täuschungen unbekannt gebliebenen Welt zu entfliehen. Dem traurigen Gedanken folgte die unselige Tat. Eines Abends legte die Pförtnerin die Schlüssel der Pforte zu Füßen der Marienstatue nieder, welche im Klostergange in einer Nische stand und sagte im bittenden Tone:

„Himmelskönigin, das Sinnen und Trachten deiner unwürdigen Dienerin ist nach der Welt gerichtet; nimm du die Schlüssel deines Hauses hin und bewache es, ich vermag es nicht mehr." Bei diesen Worten füllte sie noch das Lämpchen, welches zu Ehren der Gottesmutter brannte, mit Öl, dann eilte sie in die Welt hinaus, in ihre Lust und ihr Getriebe, aber auch in ihre Gefahren. Sieben Jahre blieb sie draußen, dann war sie satt des zweifelhaften Genusses. Was sie gesehen und gehört, was sie erlebt hatte, das war nicht im Stande, der Betörten das entschwundene Glück der Seelenruhe und des inneren Friedens zu ersetzen, das sie im Kloster zurückgelassen hatte. In ein härenes Bußgewand gehüllt, kehrte die Enttäuschte eines Abends wieder nach dem Kloster Sankt Agnes zurück. Sie klopfte reuevoll an die Pforte. Sogleich wurde ihr aufgetan, denn Maria mit dem Jesukindlein selbst war die Pförtnerin, welche der Heimgekehrten die Schlüssel zurückgab. Diese eilte zur Oberin, um von ihr die Wiederaufnahme ins Kloster zu erflehen. Doch welche Überraschung! Niemand im Kloster hatte während der langen sieben Jahre die Abwesenheit der Schwester Maria an der Pforte bemerkt, da Maria, die Mutter der Barmherzigkeit, selbst an die Stelle der Entflohenen getreten war und für sie den Dienst an der Pforte verrichtet hatte. Von Bußschmerz überwältigt, brach das junge Herz der Nonne und sie ging

zum ewigen Frieden ein, den ihr die Welt nicht geben konnte. Die Oberin berichtete das wunderbare Ereignis nach Rom und auf Geheiß des Papstes wurde das Kloster „zur Himmelspförtnerin“ genannt, woran heute noch der Name einer Gasse erinnert. Als im Jahre 1783 das Kloster aufgehoben wurde, übertrug man das wunderbare Gnadenbild nach Sankt Stephan, wo es heute noch als „Hausmutter“ bei den Wienern ein Gegenstand hoher Verehrung ist.

Die Stephanskirche wird nicht nur vom Sinngrün heiliger Sagen umrankt, sondern auch, wie alle Münsterbauten, vom Nachtschatten dämonenhafter Sagen, die namentlich den äußeren Bau betreffen.

Keiner der Baumeister des herrlichen Werkes hat sich im Gedächtnisse des Volkes so erhalten, wie Hans Buchsbaum, nach damaliger Schreibweise Puxpaumb genannt. Er stand als Werkmeister unter der Leitung des Dombaumeisters Hans von Brachadicz. Dieser haßte, wie uns die Sage erzählt, seinen Gehilfen ob dessen Geschicklichkeit, die seinem Ruhme gefährlich zu werden drohte. Der Meister hatte ein Töchterlein namens Maria, um deren Hand der Geselle Buchsbaum beim Vater anhielt. Hohnlachend antwortete der Meister auf die Bitte seines Gesellen:

„Wenn du den zweiten Turm, ganz gleich dem ersten, innerhalb Jahresfrist zu vollenden vermagst, dann kannst du meine Tochter als Hausfrau heimführen.“

Buchsbaum nahm den Spott als Ernst auf, dachte Tag und Nacht daran, wie er den Meister beschämen und das Riesenwerk zu vollbringen vermöge. Eines Abends gesellte sich auf dem Heimwege der böse Feind

zu Buchsbaum und verhieß ihm seine Beihilfe beim Bau, wenn er sich verpflichte, während des Baues weder den Namen Gottes noch den Mariens, der heiligsten Jungfrau, auszusprechen. Diese Bedingung schien Buchsbaum leicht und er ging darauf ein. Der Bau des zweiten Turmes wuchs in kurzer Frist hoch empor und war schon bis zur Höhe des Kirchendaches gediehen. Eines Morgens war Buchsbaum wie gewöhnlich der erste auf dem Gerüste des Turmes. Er blickte in die Tiefe und gewahrte in der Dämmerung auf dem Kirchenplatze die Gestalt eines Mägdleins, seiner Braut, die sich dem Baue näherte. In seiner Herzensfreude des dem Bösen gegebenen Versprechens vergessend, rief er in die Morgenlüfte den Namen „Marie" hinaus. In diesen unglückseligen Augenblicke brach das Gerüst zusammen, Buchsbaum stürzte in die Tiefe und blieb zerschmettert vor den Füßen seiner Braut Marie liegen.

Eine andere Sage läßt den Meister Hans von Brachadicz — einige nennen den Meister Anton Pilgram aus Brünn an seiner Stelle — zum Mörder an Buchsbaum werden. Je höher nämlich der Bau des zweiten Turmes emporwuchs, desto höher stiegen auch der Neid und Groll in des alten Meisters Brust, der sich im Geiste schon vom verachteten Lehrling überwunden sah. Er wollte dessen Triumph nicht erleben, aber auch den Gedanken vermochte er nicht zu ertragen, daß ihm der Ruhm aus dem Grabe geraubt werden solle. Von einem bösen Ratgeber verleitet, beschloß der Meister die Vernichtung seines Gesellen. Er schlich des Nachts auf das Gerüst des zweiten Turmes und

legte mittels eines im Boden ausgeschnittenen Loches eine Falle. Als nun Buchsbaum am frühen Morgen als der erste auf dem Gerüste, die ungeahnte Falle betrat, stürzte er in die Tiefe. Auf dem Baue des zweiten Turmes aber lag seit dieser Stunde und ihrer Misse- tat ein Unsegen und keinem anderen Meister gelang es, ihn zu vollenden. Das böse Gewissen brach dem alten Meister das Herz.

Die wahre Geschichte des Dombaues nimmt von Hans von Brachadicz den Vorwurf des Mordes hinweg, denn Hans Buchsbaum starb im Jahre 1454 und hatte seinen Meister um fünfzehn Jahre überlebt.

Der Leser kann in der Stephanskirche, unweit der Kanzel, am Fuße eines ehemaligen kleinen Orgelchores ein durch Alter und Staub geschwärztes, hocherhabenes Brustbild eines alten Mannes sehen, der aus einer fensterähnlichen Öffnung herausschaut. Mager ist das Gesicht, mit den tiefliegenden, ausdrucksvollen Augen, den eingefallenen Wangen, von buschigen langen Haaren umwallt. Hans Buchsbaum ist es, eigentlich Hanslin der Wurmitzer genannt, der berühmte Dombaumeister von Sankt Stephan. Auch unter der Treppe der Kanzel, die eines der herrlichsten Werke alter deutscher Steinbildekunst ist und unter Meister Buchsbaums Leitung von tüchtigen Gesellen geschaffen wurde, ist sein Bildnis ersichtlich.

Der Leser findet das Presbyterium der Stephanskirche durch ein Eisengitter abgeschlossen, welches als ein Meisterwerk der Wiener Kunstschlosserei gilt. Dasselbe wurde von einem Meister Martin Mux herge-

stellt, von dem die Schlosserinnung Wiens noch manches Kunstwerk in Gewahrsam hält. Die Sage nennt das Gitter eine Arbeit des „Teufelsschlossers“, von dem auch das berühmte Wahrzeichen der Kaiserstadt, der „Stock im Eisen“ herrührt.

Es mochte um das Jahr 1451 gewesen sein, als der ehrsame Schlossermeister Erhard Marbacher in Wien in seiner Werkstätte einen Lehrling hatte, namens Martin Mux. Nach wochenlanger harter Arbeit an der heißen Esse erging sich der Junge einmal eines Sonntags vor dem Stadttore im kühlen Schatten des Wienerwaldes, der damals bis an die Mauern der Stadt sich erstreckte. Martin hatte einen Irrweg eingeschlagen, der ihn erst spät Abends an das Stadttor zurückführte. Dieses war schon geschlossen und in der Tasche des armen Schlosserlehrlings fand sich kein Sperrgroschen und ohne einen solchen auch kein „Torwartel“, der Einlaß gewährt hätte. Meister Marbacher war aber ein gestrenger Lehrherr und seine züchtende Hand gefürchtet. Tränendes Auges nach Hilfe suchend, gewahrte Martin neben sich einen Mann in scharlachrotem Mantel, welcher grinsend sagte:

„He da, dummer Junge, wer wird denn weinen, wenn dir das Glück lacht? Verschreibe mir deine arme Seele, dann sollst du sogleich Hilfe finden, Reichtum und Ehren in Überfluß.“

„Es sei,“ erwiderte Martin, in seiner Angst nicht überlegend, was er sprach, „ich will Euer sein, doch nur dann, wenn ich je einmal die Sonntagsmesse versäumen sollte.“ Der Rotmäntler ging auf diese Bedingung ein und im

selben Augenblicke klimperte in der Tasche des Lehrlings schon so viel gutes Geld, daß er die Tore aller deutschen Reichsstädte damit hätte öffnen können. Der Sperrgroschen ebnete den Heimweg und der Lehrling kam noch zu rechter Zeit bei seinem Meister an. — Am nächsten Morgen schon stand der Rotmäntler in der Werkstätte des Meisters Marbacher und sagte höhnischen Tones:

„Macht mir einen Eisenring um einen Waldbaum und ein kunstreiches Schloß daran, das niemand zu öffnen vermag." Doch Meister und Gesellen schüttelten den Kopf und wiesen den Auftrag ab. Der Rotmäntler zwinkerte mit den grünlichen Augen dem Lehrling zu, welcher sich sogleich anbot, die Aufgabe zu lösen. In wenigen Tagen waren Ring und Kunstschloß fertig und wurde dafür der Lehrling zum Gesellen ernannt. Als solcher wanderte Martin Mux nach dem damaligen Handwerksgebrauche in die Fremde und brachte durch seine Arbeiten überall die Wiener Kunstschlosserei zu Ehren. Als ein echter Wiener lenkte aber Martin bald wieder seine Schritte der Heimat zu und hielt nicht eher Rast, bis er den Stephansturm erblickte, der damals schon zwanzig Jahre lang als Wegweiser nach Wien galt.

In der Werkstätte des Meisters Marbacher erfuhr Martin, daß der Rotmäntler den Schlüssel zu dem von ihm verfertigten Schlosse einfach in die Lüfte geworfen habe, von wo er nimmer herabgefallen sei, und daß der Stadtrat einen hohen Preis auf die Verfertigung eines neuen Schlüssels aussetzte, den bisher niemand sich zu verdienen wußte. Lächelnd ging Martin zur Esse und begann den Schlüssel zu

verfertigen. Doch der Böse saß im Feuer und verdrehte stets den Schlüsselbart. Martin aber war klüger als der dumme Teufel, setzte den Schlüssel mit dem Lot verkehrt an und steckte diesen in die Kohlen. Die unsichtbare Hand drehte wieder und der dumme Teufel war betrogen, denn jetzt paßte der Schlüssel zum Schlosse. Martin ging mit dem Stadtrate zum Baum mit dem Eisenringe, öffnete mit leichter Mühe das Schloß und erhielt sogleich das Meisterrecht. Freudig schlug er mit dem Hammer einen großen Nagel in den Stamm ein. Von dieser Stunde an schien sein Glück gemacht und Martin Mux ward einer der gesuchtesten, damit auch bald einer der reichsten Schlossermeister von Wien. Unter anderen Kunstarbeiten verfertigte er auch das herrliche Gitter zu Sankt Stephan.

Stets an die dem Rotmäntler gestellte Bedingung denkend, versäumte Martin in seiner Jugend und auch jetzt als Mann niemals, an Sonntagen die heilige Messe zu besuchen. Der Satan, dem um die Seele seines Schützlings schon bange wurde, fand aber bald ein Mittel zu seinem Verderben. Er entfachte die Leidenschaft des Spieles in Meister Martin Mux und in der Tat war es um diesen geschehen. In jenen Tagen hielt der heilige Franziskanermönch Johann von Capistran — ein schwacher Greis, aber erfüllt von der Kraft des Herrn — auf einer Steinkanzel außerhalb des Stephansdomes der Üppigkeit des Wiener Volkes eine ernstliche Strafpredigt gegen „den Spiel- und Welttand, gegen Flitterwesen, Schlafferei (Wohlleben), Spurlerei (Nachtschwärmen) und dergleichen Leib, Geist und Glück zerstörenden Firlefanzereien und Schlemmereien, überhaupt

aber gegen das heillose Pfauentum des Luxus und die herrschende Spielwut". Die ergriffenen Zuhörer eilten mit Tränen der Reue nach Hause, schleppten ihre Brettspiele, Karten, Würfel und „Schuhe mit spitzen Schnäbeln" in Massen herbei und verbrannten öffentlich die Kleiderpracht, Spiele und andere Luxusartikel. Heute noch ist die „Capistrankanzel", mit dem Bild des heiligen Eiferers und Gottesmannes geziert, an der Außenseite des Stephansdomes zu sehen.

Meister Martin Mux und seine Spielgenossen waren aber nicht unter denen, welche ihre Leidenschaft abgelegt hatten, vielmehr fröhnten sie derselben doppelt und dreifach. Eines Sonntags nun wurde Mux von der Spielwut ganz von Sinnen gebracht, er vergaß seines Paktes mit dem Rotmäntler und wurde mit Leib und Seele dessen Opfer, da er versäumt hatte, die heilige Messe an diesem Tage zu besuchen. So erzählt die Volkssage. Die neuere Forschung aber erlöst den Meister Martin Mux aus den Banden des Satans. Der „Stock im Eisen", ein umgekehrter Stumpf eines Lärchbaumes, und sein Nägelpanzer, den nach der Legende Martin anfertigte, entstammt einem uralten heidnischen Gebrauche. Er soll der Überrest eines Grenzbaumes sein; im Altertume war es Sitte, einen solchen durch einen Eisenring und Nägelbeschlag zu kennzeichnen.

Eine andere Erklärung gibt dem Wahrzeichen, das um 1526 zum erstenmale urkundlich vorkommt, kein so hohes Alter. In Alt-Wien hatten die jetzigen Plätze eine andere, prosaischere Bestimmung. Der Lobkowitzplatz diente als „Schweinemarkt", dessen Verlegung der in einem früheren Kapitel genannte Pater Abraham

a Sankta Klara durch eine witzige Eingabe an die Stadtbehörde erwirkte. Der jetzige „Stock im Eisen-Platz“ war bis zum Ende des siebenzehnten Jahrhunderts der „Roßmarkt“, um den sich Schmiede und Wagner angesiedelt hatten. Der Stamm mag der Rest eines „Rädelbaumes“ sein, wie solche die Schmiede heute noch zum Anbinden der Pferde vor ihrer Esse stehen haben. Wandernde Gesellen schlugen Nägel in den Stamm, Kopf an Kopf, und so wurde der beschlagene Strunk zum „Wahrzeichen“ von Wien, im Innern der Stadt gleich berühmt wie für die Umgebung Wiens die herrliche Denksäule „Spinnerin am Kreuz“, an deren Stamm sich ebenfalls romantische Sagen hinanranken. Heute ist der „Stock im Eisen“ auf einem etwas erhöhten Platze dem Prachtbau der Versicherungsgesellschaft „Equitable“ eingefügt.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der letzte Ritter.

Ein Oktobermorgen des Jahres 1493 versammelte eine Schar von edlen Herren und Rittern des Geistes, von Gelehrten und Dichtern und Freunden der Künste und Wissenschaften im großen Saale des damaligen Universitätsgebäudes von Wien; auch vornehme Damen fanden sich ein. Die Wände des Saales waren mit einem Bildnisse des Kaisers, mit Landeswappen und Städteschildern, mit Fahnen und Standarten des deutschen Reiches, Österreichs und Burgunds, wie auch der Niederlande geschmückt, mit Kränzen und Guirlanden von Tannenreisig geziert. Vor einem Thronsessel, der von einem reichen Baldachine überragt war, stand im vollen Herrscherschmucke ein junger Mann, in Mitte der Dreißigerjahre, von hoher, kräftiger Gestalt. Vom schöngeformten Haupte quoll das goldblonde Haar in reichen, gelockten Wellen über den Nacken herab; das offene Antlitz mit den edel ausgeprägten Zügen war von einer wohlgeformten, mächtigen Adlernase markiert und erschien anmutig gebräunt, die Wangen waren von Gesundheit und Lebensfrische gerötet, die hohe Stirne kündete den geistreichen Denker an, aus den blauen Augen blitzte ein angenehmes Feuer, das aber an diesem Tage hin und wieder einem Ausdrucke von Trauer wich. Kaiser Maximilian I. war es. Die Männer erzählten sich die schönen Geschichten

von dem Helden, von Not und Hunger, die er schon als Knäblein an Seite seiner Eltern während der Belagerung der Hofburg zu Wien durch die Rebellen erdulden mußte, dann wieder von seiner Gefangenschaft in den Niederlanden, von seinen Heldentaten in der Schlacht von Guinegate und von seiner Unerschrockenheit als Jäger und Bergsteiger; die Frauen wußten viel zu erzählen von des Kaisers verstorbener Gemahlin Maria von Burgund, die einem Engel in Menschengestalt geglichen hatte. Aller Augen waren auf den leutseligen, herzgewinnenden Kaiser gerichtet, der als der tapferste Ritter seiner Zeit, als Sieger in unzähligen Kämpfen galt. In ihm beruhte ja die Hoffnung der Österreicher und des deutschen Reiches, denn er begann seine selbständige Regierung in einer Zeit, da überall in den Erbländern und im Deutschen Reiche Hader und Zwist, Unruhe und Unordnung herrschte. Er war dazu berufen, den Gemeinsinn und die Liebe zu Fürsten und Vaterland wieder zu wecken.

Der Kaiser trug an diesem Morgen unter dem Herrschermantel einen Waffenrock von schwarzem Samt zum Zeichen der Trauer. Am 19. August 1493 hatte sein Vater, Kaiser Friedrich III., im 79. Lebensjahre, im 54. seiner Regierung, nach einem ruhelosen, vielgeprüften, durch Krieg und Aufstand wild bewegten Leben in Linz die müden Augen zum Tode geschlossen. Durch mehr als ein halbes Jahrhundert hatte Friedrich die Krone Deutschlands getragen. Sein Sohn Maximilian hatte wenigstens dem greisen Vater den Lebensabend verschönert. Der alte Kaiser, der seinerzeit kaum mehr eine einzige Stadt sein Eigen nannte, der, aus

seinem Stammlande hinausgedrängt, die bittersten Demütigungen erdulden mußte, erlebte das Glück noch, daß die gesamten Länder unter einheitlicher Regierung vereinigt wurden. Es geschah dies durch den Anfall von Tirol, das Erzherzog Sigismund seinem Neffen Maximilian abgetreten, durch die Erwerbung der Niederlande, die Maximilian durch seine Gattin Maria von Burgund erheiratet hatte, durch die neubegründeten Ansprüche auf Ungarn und Böhmen, die laut Friedensvertrag im Falle des Ablebens des Königs Wladislaw oder seines Sohnes ohne männliche Erben an Maximilian und seine Erben fallen sollten. Damit wurde der Grund zur künftigen Größe Österreichs gelegt.

A. E. I. O. U. waren die geheimnisvollen Lieblingsbuchstaben, die Kaiser Friedrich III. oft genug vor sich hinschrieb. Ihre Bedeutung ist zweifach: „Aller Ehren Ist Österreich Voll“ oder „Alles Erdreich Ist Österreich Untertan“. Diese Worte schienen in der Tat in Erfüllung zu gehen.

Kaiser Maximilian I. hatte kurz vor diesem Oktobermorgen seinen greisen Vater im Dome zu Sankt Stephan zur ewigen Ruhe bestattet. Der Leser kann im sogenannten „Kaiser- oder Theklachore“ den prachtvollen Marmorsarkophag, einen der größten Kunstschätze des Domes bewundern, der auf Anordnung Friedrichs selbst von dem berühmten niederländischen Steinmetzmeister Nikolaus Lerch aus Leyden angefertigt worden war.

Alle, die an diesem Morgen in die Versammlung gekommen waren, wollten Zeugen sein, wie der deutsche Kaiser Maximilian, der selbst ein Dichter war, Kunst und Wissenschaft hochzuschätzen und die Musensöhne

durch die „Dichterkrönung" zu ehren wußte. Diese schöne Sitte, welche namentlich in Italien heimisch war, wurde durch den kunstliebenden Kaiser Friedrich III. auch in Deutschland eingeführt. Der fränkische Gelehrte und bedeutendste Dichter seiner Zeit, Konrad Celtes, wurde von Friedrich im Jahre 1487 als der erste mit dem Lorbeer gekrönt und als „Meister in der Geschichte und Poesie" erklärt. Dieser Konrad Celtes, eigentlich Pickel genannt, stand an dem Festmorgen ganz in Nähe des Kaisers Maximilian, mit ihm ein ganzer Hofstaat von Gelehrten und Dichtern, Lehrern und Studenten, denn der Kaiser liebte es, Männer vom Geiste um seine Person zu sehen.

Ein Reichsherold gab durch eine Fanfare ein Zeichen und Stille trat ein. Der Kaiser erklärte in einer kurzen Ansprache das Wesen einer Dichterkrönung und den Wert einer solchen Auszeichnung für den Gekrönten. Hierauf ließ er sich auf den Thronsessel nieder. Aller Augen waren auf die majestätische Person des Monarchen gerichtet. Auf ein Zeichen mit der Hand trat ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, von einer Palla (Mantel) anmutig umhüllt, vor und ließ sich vor Maximilian auf ein Knie nieder, worauf er mit edlem Anstande sagte:

„Erhabener Kaiser und Herr, ich wage es, Eure Majestät um die höchste Auszeichnung der edlen Dichtkunst und Wissenschaft, um den Lorbeerkranz zu bitten."

Maximilian, dieser Kenner und Gönner der Poesie, erwiderte huldvoll, den Bittenden sanft emporhebend:

„Johannes Cuspinianus, ich kenne Euch als tüchtigen Gelehrten und Humanisten. Die Gelehrten sind

es, die da regieren und nicht untertan sein sollen, denen Wir die meisten Ehren schuldig sind, weil Gott und die Natur sie den anderen vorgezogen hat. Leistet mir nach Vorschrift den feierlichen Eid.“ Cuspinianus legte nun den Eid in des Kaisers Hände; dieser reichte hierauf dem wieder vor ihm Knienden ein offenes und ein geschlossenes Buch mit den Worten:

„Eure strenge Pflicht ist es nun, aus dem offenen Buche die Kenntnisse und Erfahrungen der Vorzeit mit Liebe und Ausdauer zu schöpfen, in das geschlossene Buch aber die Ergebnisse Eurer eigenen Geistestätigkeit einzutragen und auf diese Weise der Mit- und Nachwelt nützlich zu werden.“ Der in der Nähe stehende Celtes nahm dem Cuspinianus die dargereichten Bücher ab, der Kaiser aber reichte ihm einen goldenen Ring mit einem eingefaßten strahlenden Jaspis und sagte:

„Johannes Cuspinianus, die herrliche Poesie verlangt, daß Ihr, als würdig einer Dichterkrönung, niemals das Gebot reiner Sitte verletzt. Daher möge Euch das Gold dieses Ringes erinnern, daß Ihr Euren Geist niemals mit niedrigen Gesinnungen verunreiniget, das schöne Rund dieses Ringes möge Euch an die Einigkeit Eures Wollens und Handelns mahnen und der strahlende Jaspis in der Mitte des Ringes deute den makellosen Glanz innerer Seelengüte an.“ Cuspinianus steckte den Ring an den Finger und legte die damit geschmückte Hand auf die Brust zum Zeichen, daß er mit den Worten des Kaisers in vollkommener Übereinstimmung sei. Hierauf neigte er sein Haupt und der Kaiser erhob mit der Rechten einen silbernen Lorbeerkranz, der auf seiner Stirnplatte das kaiserliche Doppelschild, gehalten von

Apollo und Pallas, trug, legte ihn auf Cuspinianus' Haupt, und sagte mit weithin vernehmbarer, weihevoller Stimme:

„Te inquam creo, dico laureatum.“ („Ich ernenne und bezeichne dich als einen Lorbeergekrönten.“)

Maximilian erhob sich jetzt mit dem Gekrönten, schloß ihn in seine Arme und drückte ihm den Kuß des Friedens auf die Lippen zum Zeichen, daß Cuspinianus jetzt mit allen, denen Religion und Herzensbildung, Kunst und Wissenschaft auf Erden teuer sind, in steter Liebe und Freundschaft leben möge. Hierauf trat Konrad Celtes an Cuspinianus heran und überreichte diesem die Krönungsinsignien, bestehend im viereckigen, schwarzen steifen Barett, das den akademischen Würdegrad andeutete, im Szepter, auslaufend in einen kaiserlichen Doppeladler, der in seinen Schnäbeln je einen Kranz hielt — der Knoten des Stabes war mit den Wappen der sieben Kurfürsten geziert — dann im Diplome mit dem silbernen Sigillum collegii poëtarum Viennae (Wiener Dichter-Gesellschaft), das einen flötenblasenden Merkurius und einen schlangentötenden Apollo darstellte.

Nun brach die ganze glänzende Versammlung in einen Jubelruf aus auf den Kaiser und den Gekrönten; Trompetengeschmetter und Paukenschall kündeten den Schluß der Feierlichkeit an, einer Dichterkrönung zu Zeiten des Kaisers Maximilian I. Diese Zeiten sind freilich längst dahin, aber der Kunst und Wissenschaft in gleicher Weise fördernde erlauchte Habsburger Kaiser Franz Josef I. ließ diese längst aufgehobenen Dichterkrönungen in einer anderen, gleich auszeichnenden Weise wieder aufleben im Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft.

Der gekrönte Dichter Johannes Cuspinianus hieß

eigentlich Spießheimer und stammte aus Schweinfurt in Franken. Er gründete im Vereine mit dem berühmten Celtes, unter welchem die Universität in Wien zu hoher Blüte gelangte, die „gelehrte Donaugesellschaft“, die damals als „Akademie der Wissenschaften“ galt. Der Leser kann heute noch den Grabstein des Celtes an der östlichen Außenseite des unausgebauten Turmes von Sankt Stephan beschauen. Auch der Grabstein des gekrönten Cuspinianus findet sich außerhalb der Liechtenstein- oder Kreuzkapelle des Sankt Stephansdomes vor.

Maximilian war aber nicht nur ein Kenner und Gönner der Wissenschaften, der selbst Bücher schrieb oder seinen Schreibern in die Feder diktierte, sondern auch ein tapferer Kriegsmann, der „letzte Ritter“. Der Leser kann im historischen Hofmuseum in Wien, im Saale XXV, zwei prächtige Harnische und im Saal XXVI das für Turniere bestimmte „Stechzeug“ des Kaisers beschauen. Er war der erste Scharfschütze und Landsknecht (bewaffneter Söldner) und in Dingen des Krieges ebenso gut bewandert als in Werken des Friedens. Als er zu Wels in Oberösterreich am 12. Jänner 1519 starb und in der Burg zu Wiener-Neustadt, wo er auch geboren worden (heute Akademiekapelle), begraben wurde, da senkten sie mit diesem „letzten Ritter“, wie ihn die Geschichte nennt, auch das Mittelalter ins Grab und über letzteres stieg die Morgenröte der Neuzeit empor, die auch über Wien hinleuchtete und der Residenz der Habsburger eine glanzvolle Zukunft kündete.

Ein langer Geschichtsraum war zum Abschlusse gekommen, in dem Großes, Schönes und Edles vollbracht worden war. Herrliche Taten des Rittertums

für Gott und Glauben, Fürst und Vaterland waren geschehen. Himmelanstrebende Dome wie kleine naive, aber frommen Gemütes gemalte Bildchen, tiefsinnige Schriftwerke wie liebliche Lieder und vom Waffenlärm volle Gesänge geben Zeugnis von der Kunsttätigkeit und der Denkarbeit, dem Frohsinn und dem Mute der vergangenen Zeit. Gegen dieses Licht gehalten, verschwinden selbst die Schattenseiten, um derentwillen man das Mittelalter das finstere schalt, Ungebundenheit der Leidenschaften, Unbildung der großen Masse, Roheit desjenigen, der die Gewalt hatte. Der Mensch wurde auch in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit nicht milder, wenn auch vernünftiger. Denn zahlreiche Erfindungen und Entdeckungen erweiterten den Gesichtskreis. Die neuerfundene „schwarze Kunst", die Buchdruckerei, trug nunmehr die Gedanken des einzelnen in die weite Menge. Was früher das Geheimnis weniger Gelehrter war, wurde allgemeiner Besitz. Die kühne Fahrt des Kolumbus, die zur Entdeckung der neuen Welt, Amerikas, führte, die Auffindung des lange vergeblich gesuchten Seeweges nach Indien, die Wiederauferweckung der alten römischen und griechischen Literatur und Kunst zu frischem Leben, gaben der Gedankenwelt eine neue Richtung und der praktischen Tätigkeit einen neuen Anstoß. An dem Neuen nahmen aber auch die Habsburger regen Anteil. Hatte der Großvater Maximilians, Herzog Ernst der Eiserne, noch nicht schreiben können, finden wir in seinem Vater Friedrich III. bereits einen großen Verehrer von Kunst und Wissenschaft und in Maximilian selbst einen tätigen Mitarbeiter am Fortschritte der Menschheit.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Epheuranken der Hofburg.

Die altehrwürdige Hofburg in Wien ist ein Fürstenheim, das eine Geschichte von fast sieben Jahrhunderten hinter sich hat. Aus der wehrhaften Burg, welche sich der edle Babenberger Herzog Leopold VI. der Glorreiche erbaut hatte, gestalteten sich die Habsburger Friedrich III., Ferdinand I., Leopold I. ein schon wohnlicheres und reicher angelegtes Heim. Unter Karl VI. geschah das wichtigste. Er beauftragte seinen Hofarchitekten Fischer von Erlach mit der Anfertigung der Pläne für den Neubau einer der Habsburger und Österreichs würdigen Burg, die aber nur zu einem kleineren Teile durchgeführt wurden. Maria Theresia, Josef II. und der gute Kaiser Franz fügten zwar Neues bei, aber erst unter Kaiser Franz Josef gediehen die Pläne Fischers durch den Ausbau des Burgtores gegen die Michaelerkirche zum Abschluß. Zwei neue Trakte sollen nunmehr die Verbindung mit der Ringstraße herstellen und ein Gegenstück zu den Hofmuseen bilden. Der eine Trakt ist bereits vollendet. Indem dann die verschiedenen Teile der Burg, die verschiedenen Zeiten angehören, stilgerecht restauriert werden, wird der mächtige Gesamtbau dereinst einen einheitlichen Charakter aufweisen.

Die Geschichte der ganzen Monarchie fand in der alten Hofburg ihren Eingang und Ausgang, die Geschicke der Völker sind mit der Residenz ihrer Landesfürsten aufs innigste verbunden und die historischen Erinnerungen werden sich auch auf die neue unter Kaiser Franz Josef entstandene Hofburg hinüberranken. Sprößlinge vom Stamme Habsburg erblickten in der alten Kaiserburg das Licht der Welt, die sie freudig begrüßte, und geliebte Herrscher schlossen darin die Augen zum ewigen Schlummer, an ihrer Bahre trauerten die Völker des Reiches. Hohe Gäste fanden daselbst Aufnahme und trugen angenehme Erinnerungeu heim von der Gastfreundschaft der Habsburger; frohe Feste, voll Glanz und Pracht, wurden darin abgehalten, deren Lichtschimmer weit hinausdrang und oft das Dunkel der Zukunft erhellte. Aber auch manches herbe Leid verbargen die dicken Mauern der Hofburg den Augen der Völker.

In der Hofburgkapelle kniete im Jahre 1462 die Kaiserin Eleonore, Gemahlin des Kaisers Friedrich III., vor dem Kreuzbilde und flehte tränenvollen Auges um Hilfe, denn draußen flogen die Steine und Kugeln, schwirrten die Pfeile der rebellischen Untertanen „wie Schneeflocken und Heuschrecken“ um die Burg. Das Volk belagerte seinen Kaiser und Herrn Friedrich III., schnitt der Hofburg die Zufuhr von Lebensmitteln ab und der kleine hungrige Prinz Maximilian bat seine Mutter mit aufgehobenen Händchen um einen — Krametsvogel.

„O du mein Kind,“ entgegnete die Kaiserin, „ich weiß es, daß du seit drei Tagen zum Mittagmahl

bloß ein kleines trockenes Gerstenbrot bekommen hast, aber danken wir Gott, wenn wir nur immer Brot genug zu essen bekommen.“ *

Kaiser Friedrich III. aber rief den Abgesandten der Rebellen zu:

„Gehet hin und sagt ihnen, daß ich der Stadt Wien das Privilegium des gewährten kaiserlichen Adlers im Wappen entziehe, über sie die Reichsacht verhänge, sagt ihnen aber auch, daß ich meine Familie nicht von mir lassen werde, mit den Beiden entweder den Tod oder die Rache teile, so daß dieses Schloß in Wahrheit entweder meine Burg oder mein Friedhof werden wird.“ *

Die Not war am höchsten, aber Gottes und getreuer Verbündeter Hilfe am nächsten; der Kaiser und seine Familie fanden Rettung aus der Gefahr.

Im Jahre 1490 mußte sich Maximilian I. diese Burg seiner Väter mit Waffengewalt aus den Händen der Ungarn zurückerobern.

Die Neuzeit brachte die Religionswirren und diese warfen ihre Schatten auf die alte Kaiserburg, die Wogen des dreißigjährigen Krieges schlugen an das Fürstenheim der Habsburger. Ein Jahrhundert schon waren die Gemüter nicht zur Ruhe gekommen. Die Lehre Martin Luthers von der Wiederherstellung des reinen, evangelischen Glaubens war auch in Österreichs Landen und in des Reiches Hauptstadt auf empfänglichen Boden gefallen. Schon die Regierungsperiode des Kaisers Ferdinand I., einer feinen, edlen Natur, war eine Sturm-

* Historisch getreue Worte.

und Drangzeit voll innerer Unruhen. Der Kaiser, ein treuer, gläubiger Katholik, war bemüht, seinem angestammten Glauben wieder zum vollen Einflusse zu verhelfen. Er wünschte eine Reform der Kirche, aber durch die Kirche selbst.

Auf Wunsch des Kaisers erschien im März 1552 der berühmte Jesuit Petrus Canisius in Wien, der mit großem Feuereifer das Arbeitsfeld seiner apostolischen Wirksamkeit pflegte. Die theologische Fakultät der Wiener Universität war in jener Zeit in Verfall geraten. Seit 1529 gab es in Wien nur noch zwei Professoren der Theologie, seit zwanzig Jahren hatte Wien keinen Kandidaten für das Priestertum gestellt und draußen im Lande waren 300 Pfarreien ohne Seelsorger. Canisius riet dem Kaiser, für Heranbildung eines tüchtigen Klerus Sorge zu tragen, dann für adelige Studenten, die infolge des Mangels an guten Bildungsanstalten häufig protestantische Schulen des Auslandes besuchten, in Wien ein Konvikt zu gründen. Auf Wunsch des Kaisers verfaßte er auch seinen berühmten „Katechismus", um dem katholischen Volke die Wahrheiten der katholischen Religion in kurzen Worten klar zu machen und ihm gegen die Wortgefechte der Neuerer eine Stütze zu geben. Dieses Büchlein hatte durch seine vom Kaiser verordnete ungeheure Verbreitung einen wirksamen Einfluß auf die Wiederherstellung und Befestigung des katholischen Glaubens und sein Verfasser wurde deshalb von den Protestanten maßlos angegriffen.

Der Nachfolger des Kaisers Ferdinand I., Kaiser Maximilian II., blieb den Traditionen seines ehrwürdigen

Hauses getreu, auch Kaiser Rudolf II. verehrte den angestammten katholischen Glauben seiner Ahnen und zog den Forderungen der Protestanten nach Religionsfreiheit die engsten Schranken. Im Jahre 1583 verließ er Wien und schlug seine Residenz in der Königsburg auf dem Hradschin zu Prag auf, die er während seiner achtundzwanzigjährigen Regierung nimmer verließ. Der sonst so edle, im Gemüte aber verdüsterte Monarch pflegte in jenen sturmdrohenden Zeiten auf seinem Königsschlosse der tiefsten Ruhe. Er sah zur Nachtzeit nach den Sternen des Himmels aus und deutete ihre von Gott gezeichneten sicheren Bahnen, während in seinen Landen Herren und Untertanen, Katholiken und Protestanten in wildem Hader gegenüberstanden. Der einsame Kaiser konnte stundenlang der Blumenpflege obliegen, während ringsum sich der Völkersturm erhob und Zweig auf Zweig entblätterte. Während Rudolf der geheimnisvollen Goldmacherkunst oblag, kam jede Ordnung abhanden. Im Jahre 1612 starb er in seiner Hofburg zu Prag, nicht gefürchtet, aber auch nicht geliebt, vereinsamt. Die deutsche Kaiserwürde ging durch Wahl der Kurfürsten auf seinen Bruder Mathias über. Als dieser Monarch alt, kränklich und kraftlos geworden war, sah er sich bei Zeiten nach einem frischen Zweig vom Stamme Habsburg um und durch seine Bemühungen wurde Erzherzog Ferdinand von Steiermark im Jahre 1616 zum Erben der österreichischen Länder eingesetzt und bald darauf auch zum Könige von Ungarn und Böhmen erwählt. Der Kaiser glaubte in Ferdinand einen Nachfolger gefunden zu haben, wie ihn das Reich brauchte, einen Mann voll Mut und Tat=

kraft, wie geschaffen für jene Zeiten des Sturmes zwischen der katholischen und protestantischen Kirche. Die Wetterwolken jenes furchtbaren Krieges stiegen auf, der mit dem Fenstersturze der zwei kaiserlichen Statthalter in Prag entfesselt wurde, dessen Ende nach dreißigjährigem Wüten erst des Kaisers Mathias zweiter Nachfolger Ferdinand erlebte.

Mathias starb im Jahre 1619 und Ferdinand II. bestieg im gereiften Alter, reich an Erfahrung, Mut und Standhaftigkeit den Thron der Habsburger. Für ihn wurde die Hofburg zu Wien eines Tages zu einem Bollwerk gegen seine und des Reiches Feinde.

Heiß und dunstig lag der Morgen des 11. Juni 1619 über Wien. In den Straßen und Gassen der Kaiserstadt wogte viel müssiges Volk aus den untersten Schichten lärmend und johlend der Hofburg zu und besetzte die Höfe und Basteien. Die Menge nahm eine drohende Haltung an und schwang Stichmesser, Hellebarden und Musketen nach den Fenstern der kaiserlichen Gemächer.

Im Saale der altehrwürdigen Hofburg stand ein Mann von etwa zweiundvierzig Jahren, dessen vornehme spanische Hoftracht und schwere Brustkette den hohen Burgherrn und Regenten erkennen ließen. Die gedrungene, kräftige Gestalt, das lichtblonde Haar und die blauen Augen verrieten die deutsche Abkunft. Der Blick mochte sonst heiter sein, an diesem Morgen aber war er umdüstert. Ferdinand II. war es, einer der berühmtesten Herrscher auf Habsburgs Thron, der in diesem Augenblicke die schwere Aufgabe vor sich hatte, den katholischen Glauben wiederherzustellen und die

rechtmäßige Herrschergewalt gegen die Anmaßung der Aufrührer zu behaupten, die in manchen Ländern der Krone ihr Haupt in wildem Trotz erhoben. Die angestammten Herrscher Österreichs waren ja die Schutzherren der alten katholischen Kirche, an der die Enkel gleich den Ahnen fest und treu hielten. In dieser ihrer hehren Stellung mußten sie natürlich in Gegensatz zu den Protestanten kommen, welche im ganzen Reiche, namentlich unter dem Adel, die weiteste Verbreitung gefunden hatten. Doch Ferdinand II., getragen vom Bewußtsein angestammter Rechte und vom guten Glauben an die Zukunft seines Hauses Habsburg erfüllt, das schon den stärksten Stürmen widerstanden hatte, wußte, was er wollte und sollte. Wie überall, so wollten auch in Böhmen die protestantischen Herren, Ritter und alle übrigen Bekenner von Luthers Lehre von dem glaubensstarken und strengkatholischen Ferdinand II. nichts wissen. Der Plan der Rebellen war die Absetzung des Kaisers, der in ein Kloster gesteckt werden sollte, während seine Kinder im Protestantismus erzogen werden sollten; für die Räte des Kaisers war der Tod durch Henkershand in Aussicht gestellt und den Stadtrat von Wien wollten die Rebellen durch Direktoren, wie solche in Böhmen und Mähren fungierten, ersetzen. Ferdinand II. sah aber bald ein, daß es den Protestanten sehr wenig um den Schutz ihrer Religion, desto mehr aber um ihre Alleinherrschaft und um den gewaltsamen Sturz des altehrwürdigen Erzhauses Habsburg zu tun war. In dieser seiner größten Bedrängnis, von allen Seiten verlassen, zeigte er sich in seiner ganzen Größe, in seinem Mannesmute und unerschütterlichem Gott-

vertrauen, das ihn und sein Haus auch nicht zu schanden werden ließ.

Der Feldherr und Führer der böhmischen Rebellen, Graf Mathias Thurn, war mit einem Heere von 16.000 Mann, wohlausgerüstet mit zahlreichem Belagerungsgeschütze, gegen Wien aufgebrochen, hatte rasch das linke Donauufer besetzt und alle dort befindlichen Schiffe zum Überfahren seiner Truppen in Beschlag genommen.

Die katholischen Studenten und kaisertreuen Handwerker Wiens verschlossen die Tore der inneren Stadt und griffen sofort zu den Waffen, um für den Glauben und den angestammten Landesfürsten zu kämpfen. Aber die Rotten des Pöbels, die von den protestantischen Ständen aufgereizt worden waren, widersetzten sich diesem Vorhaben und sie drangen gegen die Kaiserburg vor, um den Widerstand des Kaisers zu brechen. Doch die Rebellen hatten sich verrechnet.

Ferdinand II., dieser unbeugsame Glaubenseiferer, stand hoch aufgerichtet im Burgsaale, seine Kinder, den elfjährigen Sohn Ferdinand (später Kaiser Ferdinand III.) und den fünfjährigen Leopold Wilhelm (nachmals Hoch- und Deutschmeister) an sich drückend. Denn draußen hatte Christoph Harant, der Befehlshaber der Artillerie der böhmischen Rebellen, das Bombardement auf die deutsche Kaiserstadt Wien begonnen und die Kugeln schlugen dicht neben den kaiserlichen Gemächern in den Erdboden ein. Als aber Ferdinand II. einmal an das Fenster trat, da krachte ein Musketenschuß aus der Volksmenge nach dem Burgsaale hinauf; die Kugel fuhr in den Kronleuchter, ohne den

Herrscher zu verletzen. Einen Blick des Dankes nach oben richtend, trat Ferdinand II. mit den angsterfüllten Prinzen in den Hintergrund des Saales. Dort stand auf einem Tische ein silbernes Kreuzbild, vor dem sich der bedrängte König auf den Betschemel auf die Knie warf und in glühender Andacht um Rettung in höchster Not flehte. Wie die fromme Sage erzählt, glaubte der fromme Beter aus dem Munde des Gekreuzigten die Worte zu vernehmen:

„Ferdinande, non te deseram“ (Ferdinand, ich werde dich nicht verlassen).

Mut und Hoffnung kehrten in die Brust des Königs zurück und kühn trat Ferdinand II. der Deputation von sechzehn protestantischen Führern entgegen, welche sich mit Außerachtlassung eines jeden Anstandes an ihn herandrängten, um Forderungen einzubringen, die er als strenger Katholik und Landesfürst niemals erfüllen konnte. Ferdinand bat und beschwor die Zudringlichen um Rückkehr zur gerechten Sache, doch vergebens war sein Bemühen. Im Gegenteile, die Forderungen wurden ungestümer und einer der Anführer der Deputation, der rüde Andreas Freiherr von Thonradl, begann in ganz frecher Weise an den edlen Habsburger heranzutreten, um die Unterschrift für das Zugeständnis der unbilligsten Forderungen zu erzwingen. Ferdinand sah nach dem Hintergrunde des Saales, wo das silberne Kreuzbild wie ein Hoffnungsstrahl erglänzte. Da ertönten in diesem entscheidenden Augenblicke, in welchem Thron und Reich auf dem Spiele standen, vom Burghofe herauf Trompetenstöße, schmetterten Kriegsfanfaren, klirrten aus der Scheide fliegende schwere Reitersäbel und dröhnte

unter dem Hufschlag zahlreicher Rosse die erbebende Erde. Der rohe Thonradl eilte an das Fenster und sein noch vor wenigen Augenblicken vor Zorn und Erregung hochgerötetes Angesicht erbleichte bis an die Lippen, nicht mehr frech und trotzig war sein Begehren. Es verstummte das Geschrei, nur eine Salva quardia (Schutzgeleite) aus der Kaiserburg durch die Stadt bis hinaus vor die Tore, in die Freiheit, in das Leben, erbaten die bebenden Lippen der Rebellen.

Der Oberst Hilbert Freiherr Saint Hilaire trat in Begleitung seiner Offiziere in den Saal, um seinen obersten Kriegsherrn geziemend zu begrüßen. Hocherfreut reichte der gerettete Herrscher dem Oberst die Hand, der meldete, daß er mit 500 Buquoyschen Kürassieren und vier tüchtigen Geschützen von Krems her zu Schiffe angekommen sei, daß die treugesinnten Studenten und Bürger von Wien rasch das unbewachte Fischertor geöffnet hatten und die Kürassiere im Burghofe weiterer Befehle warten. Die Pallasche der Reiter hätten wohl die Schreier da unten nach allen Richtungen auseinandergetrieben, doch der großmütige Kaiser ließ Gnade für Recht ergehen und unbeanstandet entließ er die Deputation der Rebellen, die sich tiefgebeugten Hauptes und mit gekrümmtem Rücken entfernte.

Ein Aufruf an die durch die Ankunft der Soldaten ermutigten Wiener sammelte ein Aufgebot von 6000 Freiwilligen, die sich unter den Befehl des Obersten Saint Hilaire stellten. Der Rebellengeneral Graf Thurn aber, der von einem erfolgten Siegeszuge des kaiserlichen Feldherrn Grafen Buquoy Kunde erhalten hatte,

nahm schnell Reißaus und am 14. Juni war Wien von der Belagerung der Rebellen befreit.

Mittlerweile hatten die Böhmen am 19. August 1619 Ferdinand II. als ihren König abgesetzt und an seiner Stelle den kalvinischen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz erwählt. Einen Tag später wurde Ferdinand von den Kurfürsten zum deutschen Kaiser ausgerufen. Die Vergrößerung seiner weltlichen Macht war gewiß nicht Ferdinands Ziel, wie seine Gegner im blinden Hasse behaupten, denn sonst hätte er sich als Kaiser nur an die Spitze der protestantischen Bewegung zu stellen gebraucht und die höchste geistliche und weltliche Macht hätte sich in seiner Person vereinigt. Ferdinand sagte selbst: „Er wolle lieber über eine Wüste herrschen, lieber betteln gehen und seinen Leib in Stücke hauen lassen, als seinen katholischen Glauben verleugnen". Um sein Werk der Wahrung von Österreichs Ehre durchführen zu können, suchte er einen wahren Freund in der Not und fand einen solchen im Herzoge Maximilian I. von Bayern, dem Haupte der Liga, des Bundes der katholischen Fürsten Deutschlands. Mit dessen Hilfe wurde am 8. November 1620 der große Sieg auf dem Weißen Berge bei Prag errungen und dadurch der Rebellion in Böhmen ein Ende gemacht. Der Winterkönig Friedrich von der Pfalz suchte sein Heil in der Flucht und Kaiser Ferdinand II. wurde auch wieder rechtmäßiger König von Böhmen, das von diesem Tage bis heute mit Österreich vereint blieb.

Dem Kürassierregiment, welches Ferdinand rettete, verlieh der dankbare Monarch viele Auszeichnungen, die auch auf das Dragonerregiment Nr. 8 übergingen.

Dieses darf heute noch in Dienstesfällen mit klingendem Spiele und flatternden Fahnen durch die Residenz ziehen und im Hofe der Kaiserburg Aufstellung nehmen; der jeweilige Regimentskommandant darf unangemeldet und in voller Rüstung vor dem Kaiser erscheinen.

Das Kreuzesbild aber, bei dem Kaiser Ferdinand, wie er selbst sagte, „in Erwägung der Gefahren, die ihn allseitig bedrohten und ohne jede menschliche Hilfe zu Gott um Hilfe rief," gehört heute noch zu den wertvollsten Reliquien der kaiserlichen Schatzkammer in Wien und wird bei den wichtigsten Kirchenfeierlichkeiten in der Hofburg gebraucht.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wien in Not und Gefahr.

Unter den Statuen, die ursprünglich auf der Elisabethbrücke standen und jetzt ihren Platz vor dem Rathause haben, befinden sich nicht allein die Bilder von drei Regenten, die sich um Wien hochverdient gemacht haben, sondern auch die dreier Helden — zwei im Harnisch, einer im Priesterkleide — aus den für Wien so traurig beginnenden und so glorreich endenden Türkenzeiten. Die eine Statue der Türkenbezwinger stellt den Grafen Niklas Salm vor (Schöpfung des Künstlers Mathias Purkartshofer), die zweite den Grafen Ernst Rüdiger von Starhemberg (von Johann Feßler), die dritte den Bischof Leopold Grafen Kollonits (von Josef Pilz).

Wer heute die glanzvolle Weltstadt, ihre Kirchen und Paläste beschaut, wer mit der wogenden Menge die „Ringstraße" entlang wandelt, der vergißt so leicht, daß Wien zur Zeit der ersten Türkenbelagerung anno 1529 ein noch verhältnißmäßig kleiner, obendrein schlecht befestigter Grenzort westeuropäischer Kultur gewesen ist. Er soll und darf aber nicht vergessen, daß Wien in jenen Zeiten trotz alledem das feste Bollwerk der Christenheit gegen den Islam, die Hochwarte abendländischer Bildung und Gesittung gegen orientalische Barbarei war, und daß mit der Rettung Wiens auch Deutschland, ja ganz Europa vom Erbfeinde der Christen-

heit befreit wurde. Wir wollen in diesem Kapitel dem ersten Türkensieger ein ehrendes Gedenken weihen und in den nächsten zwei Kapiteln den beiden anderen großen Helden gerecht werden.

Schon Kaiser Maximilian I. hielt im August 1518 einen großen Reichstag zu Augsburg ab, auf dem er seinen Lieblingsplan eines großen Feldzuges gegen die andringenden Türken, die eine fürchterliche Gefahr für Europa bildeten, darlegte. Papst Leo X. ernannte den „letzten Ritter" zum obersten Feldherrn einer Armee, die aus Franzosen und Deutschen bestehen sollte. Als Abzeichen der Würde schickte er ihm auch einen geweihten Hut und ein geweihtes Schwert. Doch die Begeisterung der Deutschen, wie sie zur Zeit der Kreuzzüge herrschte, war längst vorbei, nur Selbstsucht und klügelnde Sorgfalt für die Gegenwart, für Geld und eigene Macht regierte. Der Zukunft und der Sorge für deutsche Ehre vergaß man. Die Türken wurden aber immer mächtiger, die Gefahr immer größer, daß die blühenden Gefilde Österreichs und Deutschlands von Türkenrossen zerstampft, daß der Halbmond statt des Kreuzes auf den Kirchtürmen aufgepflanzt würde als Sinnbild der türkischen Macht und Herrschaft. Die Türken ließen auch nicht lange auf sich warten und ein Jahrzehnt nach dem Tode des Kaisers Maximilian I. standen sie vor den Mauern Wiens.

Am 29. August 1526 war König Ludwig von Ungarn in der Schlacht bei Mohacs den Türken unterlegen und hatte mit der Blüte des ungarischen Adels den Heldentod gefunden. Kraft eines Erbvertrages stand dem Erzherzog Ferdinand das Erbrecht auf die König-

reiche Böhmen und Ungarn zu, da der verstorbene König Ludwig keine Leibeserben hinterlassen hatte. Am 1. Dezember 1526 war die Wenzelskrone schon Ferdinands Eigen, aber bei Erlangung der Stephanskrone traten ihm die Türken entgegen. Der Sultan Suleiman II. (Soliman) unterstützte mit seiner Macht und seinem Einflusse den Grafen Johann Zapolya, den eine Partei in Ungarn zum Könige wählte, während die habsburgisch gesinnte Partei den Erzherzog Ferdinand zum König von Ungarn ausrief. Eine Einigung wurde nicht erzielt und der Schutzherr des Gegenkönigs Zapolya, Sultan Suleiman, erklärte Ferdinand den Krieg. Bald waren Ofen, Gran, Vysegrad teils durch Verrat, teils durch Übermacht in die Hände der Türken gefallen und der stolze Sultan Suleiman wollte in „wenigen Tagen in Wien frühstücken", wie er selbst sagte, dann aber über die Trümmer dieser von ihm geworfenen Vormauer des Abendlandes hinausstürmen nach Deutschland. Bis an den Strand des Nordmeeres sollte der türkische Halbmond glänzen und herrschen. So wollte es der Sultan, doch er hatte seine Rechnung ohne den Gott der Christen gemacht und dieser war mit Wien und den Wienern.

Am 24. September 1529 kam das Hauptheer der Türken vor Wien an. Draußen in Simmering, wo heute das aufgelassene kaiserliche Lustschloß „Neugebäu" steht, erhob sich das goldschimmernde Prachtzelt des Sultans; 12.000 Janitscharen bewachten es. Ringsum war eine riesige Stadt von 30.000 Zelten aus dem Boden gewachsen; in sieben Lager waren 120.000 türkische Krieger mit 300 Geschützen und 20.000 Kameelen

verteilt. Von Schönbrunn bis Laxenburg deckte das Hilfskorps des Pascha von Belgrad den breiten Rücken der Türken. In mächtigen Kesseln, die den Janitscharen mehr galten als ihre Fahnen, schmorrte in großen Stücken das Fleisch der den Christen geraubten Rinder und Schafe. Ringsum saßen mit unterschlagenen Beinen die Horden auf den Grasplätzen. Die hohen Mützen von weißer Farbe mit dem herabhängenden Tuchlappen und das lederne Futteral über der Stirne, in welchem ein Kochlöffel steckte, ließen Janitscharen in ihnen erkennen — von dem gequälten Landvolke „Sackmann" genannt. Diese Truppe gehörte zum Kern der türkischen Armee. Sie war damals noch mit Pfeilbogen, Messern und kurzen gekrümmten Säbeln bewaffnet. Draußen in den Gewässern der Donau von Nußdorf bis zur Insel Lobau sperrten 400 Schiffe der Türken den Strom und schnitten der Stadt Wien die Zufuhr von Lebensmitteln ab. Die Verteidigung Wiens führte der wackere Heldengreis und Stadtkommandant Altgraf Niklas Salm, der oberste Feldhauptmann Österreichs. Er hatte zwei Jahre vorher den Ungarkönig Johann Zapolya in Ungarn glorreich bekämpft, jetzt wollte er es mit dessen Verbündeten, den Türken, aufnehmen. Dem Oberkommandanten zur Seite stand der Pfalzgraf Philipp zu Rhein, der 14 Fahnen Reichstruppen und 100 Reiter in die Stadt gebracht hatte. Auch eine Anzahl anderer Helden war herbeigeeilt, so der Eck von Reischach, der Freiherr Wilhelm von Roggendorf, Niklas von Thurn, Hans Katzianer. Der Sultan meinte leichtes Spiel zu haben. Wien hatte damals nur schlecht erhaltene schmale Wälle ohne Vorwerk, ohne Laufgräben und Brustwehren, nur niedrige

Mauern, die mit Leitern leicht überstiegen werden konnten. Um die Verteidigung zu erleichtern, wurden die Vorstädte den Flammen geopfert; Hab und Gut ging im Feuermeere zugrunde. Die waffenfähigen Bewohner der Stadt und Vorstädte mußten auf den Kampfplatz; zu ihnen zählten noch 20.000 Mann Fußvolk und 2000 Reiter, welche aus Ungarn nach Wien gekommen waren, alles in allem etwa 23.000 Mann, ein Häuflein gegen das Riesenheer der Türken.

Es kam unter Regen und zeitig eingetretener Kälte zum Kampfe, der beiden Teilen heiß machte und in seinen Einzelheiten von Tapferkeit, Kühnheit und Todesverachtung ein dickes Ehrenbuch der Stadt Wien füllen würde.

Die österreichischen, böhmischen und spanischen Krieger, dann die Fähnlein deutscher Reichstruppen gingen mit gutem Beispiele voran und auch die Wiener — der wackere Bürgermeister Treu an ihrer Spitze — wollten ihrem Kaiser die Reichshauptstadt erhalten. Sie stritten für das Höchste und Heiligste, für ihren Gott und Glauben, für Freiheit und Vaterland, für Haus und Familie, für Weib und Kind, denen grausamer Tod oder Sklavenketten drohten, wenn Wien je in die Hände der Feinde der Christenheit fiele.

Und es kam zum Siege der Christen, denn Gott ist mit den Mutigen. Innerhalb 20 Tage hatten die Wiener 15 der heftigsten Stürme der Türken abgeschlagen, die Gräben mit den Leichen der Feinde angefüllt. Im Minenkriege — die Türken hatten 40 unterirdische Gänge angelegt — zeichneten sich die Bäcker

besonders aus. In dankbarer Anerkennung ihrer Verdienste, namentlich auch um die Versorgung der Stadt mit Brot, erhielt die Bäckerinnung nach aufgehobener Belagerung einen prächtigen silbernen Becher von hohem Werte, den sie in ihrem Lokale heute noch in Ehren aufbewahrt; auch wurde den Bäckern das Recht eingeräumt, am Osterdienstag eines jeden Jahres den feierlichen „Bäcker-Aufzug“ abzuhalten, der erst im Jahre 1809 aufgehoben wurde.

Suleiman erfuhr durch seine Kundschafter, daß Kaiser Karl V. mit einem Entsatzheere gegen Wien heranziehe. Deshalb befahl er am 14. Oktober den Hauptsturm gegen das Kärntnertor, vor welchem der alte Kärntnerturm stand. Die Türken hatten durch eine Mine daselbst eine weitklaffende Bresche gesprengt und der Sultan versprach dem Kühnen, der zuerst die Mauern überstiege, eine hohe Belohnung; mit Geißeln trieben die Paschas ihre Janitscharen in die spanischen Kugelrohre und in die „Bratspieße“ der Deutschen, wie die Türken die langen Schwerter derselben nannten. Es war aber vergebens; die Wiener schlugen mit wahrer Todesverachtung auch diesen letzten und heftigsten Sturm ab.

Voll Ingrimm im Herzen befahl Sultan Suleiman eine Stunde später den schmachvollen Rückzug, 40.000 Mann seines Heeres tot oder verwundet unter den Wällen Wiens zurücklassend. Die abziehenden Feinde verbrannten den Rest ihres Heerlagers und schleuderten von den Gefangenen die Greise, Bauern und Priester in die Flammen, hieben dann 1000 gefangene Weiber und Kinder zusammen, koppelten die Rüstigeren an

Stricke und führten die Unglücklichen mit sich in die Sklaverei.

Der Sieg der Christen war teuer erkauft, denn er kostete auch das Heldenleben des Verteidigers von Wien. Beim letzten Sturme am Kärntnertore wurde Altgraf Niklas Salm im ruhmreichsten Augenblicke seines Lebens durch einen nach einem Schusse abspringenden Stein am Schenkel schwer verwundet. Da für Wien nichts mehr zu befürchten war, übergab Salm den Oberbefehl an seinen Freund und tapferen Kampfgenossen Wilhelm Freiherrn von Roggendorf, der die Feinde auf ihrem Rückzuge verfolgte.

Am Hause des Banquiers Todesco in der Kärntnerstraße sagt uns heute die Inschrift auf einer Gedenktafel, daß hier einst der Kärntnerturm stand und daß „Donnerstag den 14. Oktober 1529 an dieser Stelle Hektor von Reischach und Wilhelm von Roggendorf auch den letzten und heftigsten Angriff des Sultans Soliman zurückwiesen.“

Der greise Held Salm aber ließ sich nach seiner Besitzung „Salmhof“ (Marchegg) bringen, wo er im Frühling des nächsten Jahres — 4. Mai 1530 — infolge der Verwundung starb. Der Leser kann im historischen Hofmuseum von Wien, Saal XXVII, den Harnisch des berühmten Mannes sehen. Heute steht in der herrlichen Votivkirche in Wien das kunstvolle Marmordenkmal des Verteidigers Wiens. Kaiser Ferdinand I. und sein Bruder, Kaiser Karl V., die im Jahre 1532 nach Wien kamen, errichteten in dankbarer Erinnerung an ihren obersten Feldherrn das schöne Grabdenkmal in der Dorotheerkirche. In unseren Tagen wurde es

in die Votivkirche übersetzt. Die Geschichtsbilder auf dem Denkmale erzählen dem Beschauer, daß der Held Graf Niklas Salm gegen die Burgunder, Venetianer, Franzosen und Ungarn tapfer zu kämpfen und zu siegen, bei der Verteidigung Wiens gegen die Türken aber ebenso zu sterben wußte.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Kreuz und Halbmond.

Anderthalb Jahrhunderte blieb Wien von der furchtbaren Landplage der Türken verschont, dann aber ward die ehrwürdige vielgeprüfte Kaiserstadt abermals von ihr heimgesucht. Wieder war es Ungarn, von wo die Gefahr für Wien und Deutschland heraufbeschworen wurde. Zu Zeiten des Kaisers Leopold I. befand sich Ungarn zum größten Teile in den Händen der Türken und in dem übrigen Teile des Landes gab es zahlreiche Unzufriedene, an deren Spitze Graf Emerich Tökely trat. Dieser trug dem Sultan Mohammed IV. seine Vasallenschaft an, wenn er mit türkischer Hilfe Herr und Herrscher von ganz Ungarn würde. Auch Ludwig XIV., König von Frankreich, stellte sich auf Seite der Unzufriedenen, da er eine Schwächung Österreichs herbeiführen wollte. Kaiser Leopold I. ernannte im Jahre 1661 den tapferen Raimund Grafen von Montecuculi zum Generalissimus in Ungarn. Dieser trieb bei Klausenburg die Türken zu Paaren und schlug endlich in der großen Schlacht bei Sankt Gotthard an der Raab — 1. August 1664 — das viermal stärkere Heer der Türken. Die Folge war ein Waffenstillstand auf zwanzig Jahre. Der Sultan konnte das Ende desselben kaum erwarten und rückte dann mit einem ungeheuren Heere gegen Österreich.

Im September 1883 beging Wien das zweihundertjährige Erinnerungsfest an diese Zeit, die in der Chronik der Kaiserstadt an der Donau, in der Geschichte Europas, ja in den Annalen der Weltgeschichte als eine der denkwürdigsten erscheint. Denn Wien hat sich noch nie in solch bedrängter Lage befunden, als anno 1683 zur Zeit der zweiten Türkenbelagerung.

Am 14. Juli 1683 war es, als Kara Mustapha, der Großvezier (der vornehmste Staatsmann im türkischen Reiche) des türkischen Sultans Mohammed IV. mit 275.000 Mann und 200 schweren Geschützen vor Wien erschien; fünf der Pforte lehenspflichtige Fürsten und dreißig Paschas dienten unter ihm. Wie ein eiserner Ring umklammerte das Türkenheer auch jetzt wieder die Kaiserstadt. Von der Schwechat an über Inzersdorf, Schönbrunn, Währing, Döbling bis Nußdorf am rechten Donauufer lagerten die Heerhaufen der Feinde und bis auf die Höhen des Kahlenberges kennzeichneten sie ihren Weg mit Mord und Brand.

In Nähe der heutigen Sankt Ulrichskirche, in der Vorstadt Neubau, stand das große Prachtzelt des Großveziers, von grüner mit Gold und Silber durchwirkter Seide verfertigt, von Perlen, Edelsteinen umglänzt, mit kostbaren Teppichen belegt. Darüber flatterte die Fahne des Propheten. Ringsum milderten Springbrunnen die Tageshitze und ergötzten Gartenanlagen das Auge. Eine unübersehbare Stadt von 25.000 Kriegerzelten schloß sich an.

Die Glocken der Kirchtürme der inneren Stadt waren verstummt und nur eine einzige ließ ihre dumpfen Schläge hören, als wollte sie das letzte Stündlein der

alten Kaiserstadt verkündigen. In den Vorstädten gab es ohnedies weder Türme noch Glocken mehr, da Kirchen und Klöster, Paläste und Hütten in Schutt und Asche gelegt worden waren, um die ganze Wehrkraft der inneren Stadt zuwenden zu können.

Kaiser Leopold war mit der Kaiserin und den Kindern nach Linz abgereist. Bis an die Enns verfolgten ihn die Türken. Es war das keine feige Flucht des Monarchen vor den Feinden, wie manche gehässige Geschichtsschreiber faseln, sondern den Türken gegenüber eine Maßregel der Notwendigkeit. Wäre der Hof in Wien geblieben, so würden die Anstrengungen der Türken, den Kaiser in ihre Gewalt zu bekommen, schon zu Beginn der Belagerung die fürchterlichsten gewesen sein und Wien hätte mit seiner schwachen Befestigung und mit seiner geringen Besatzung gewiß nicht widerstehen können. Hinter dem Regenten rollten die Kutschen der Reichen und Vornehmen, knarrten die vollbepackten Lastwägen mit Hab und Gut von 60.000 Flüchtlingen, die alle in die Bergwelt eilten.

Kaiser Leopold hatte für seine Residenz einen getreuen Hüter und für die alte Kaiserburg einen tapferen Wächter aufgestellt in der Person des im 45. Altersjahre stehenden Generalfeldzeugmeisters Ernst Rüdiger Grafen Starhemberg. Dieser tapfere Krieger aus Montecuculis Schule hatte vor zwanzig Jahren in der Schlacht bei Sankt Gotthard an der Raab gegen die Türken gekämpft und den herrlichen Sieg dort erringen helfen. Auf Starhemberg waren in jenen sturmbewegten Tagen die Augen von ganz Europa gerichtet. Den Oberkommandanten umgab ein Stab tapferer Generäle, welche

die 14.000 Mann regulärer Truppen befehligten, während die aus etwa 2400 Mann bestehende Bürgerschaft unter Kommando des Oberkämmerers und Obersten Daniel Focky stand. Auch die Studenten bildeten eine Legion, die Kaufleute und Zünfte ihre Freikompagnien. Alles in allem standen etwa 29.000 Mann Verteidiger dem ungeheuren Heere der Türken gegenüber.

Graf Starhemberg war der richtige Mann für den Posten, auf den ihn die Vorsehung gestellt. Er gab gemessene Befehle an die Verteidiger, feuerte sie zu Mut und Ausdauer an, hielt strenge Mannszucht, schlug Stürme zurück und machte erfolgreiche Ausfälle, ließ Minen graben und Gegenminen springen. Wie bei der ersten Türkenbelagerung Graf Salm, so wurde bei der zweiten Graf Starhemberg durch einen abspringenden Stein verwundet, doch hinderte das den Helden nicht, am dritten Tage wieder auf seinem Posten zu sein und für andere Verwundete zu sorgen. Starhemberg gab den Wienern ein Beispiel heldenhafter Selbstaufopferung und der heißesten Liebe für Kaiser und Vaterland. Er half den Wienern die bangen Tage überstehen, die schon so lange andauerten und die angstvollen Nächte, die nie einen erlösenden Morgen brachten. Schon längst war es zum Sturme gekommen. Die Türken hatten ihre Batterien errichtet und führten aus ihren Geschützen, die Bomben und glühende Kugeln spieen, eine donnernde Sprache, doch die Wiener wollten nicht hören. Wie die Urahnen im Jahre 1529 getan, so hielten es die Enkel anno 1683, die auch nur ein Häuflein Helden waren gegen die riesigen Heerhaufen der Türken. Auch jetzt wurde jedes Haus wieder zur Festung, jeder

Bewohner zu einem Krieger, der für Glauben und Vaterland, für seine teure Wienerstadt und für den eigenen Herd, für das Kaiserhaus und für sein eigen Weib und Kind kämpfte. Wie der Soldat tat der Student, wie der reiche Hausherr hielt es der schlichte Handwerker, keiner blieb zurück und allen voran war Graf Starhemberg.

Oberhalb der Turmwächterwohnung zu Sankt Stephan befindet sich ein Platz, der heute noch jedem Wiener und Freunde des Vaterlandes heilig sein soll. Der Altmeister Goethe sagt:

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder."

Dreiunddreißig Tage hindurch stieg Graf Starhemberg da hinauf auf den Söller und blickte von der steinernen Bank mit scharfem Auge wie ein Adler von seinem Horste auf den vor seinen Augen entrollten Schlachtenplan der Türken. Er spähte hinüber nach den Höhen des Kahlenberges, von wo die Hilfe des Entsatzheeres kommen sollte und in banger Sorge, daß diese vielleicht vergebens auf sich warten lasse, blickte der Feldherr zum Himmel auf, von dem allein sein bebendes Heldenherz dann Rettung hoffte.

Kaiser Leopold, der das drohende Kriegsgewitter schon lange voraussah, hatte vor geraumer Zeit mit dem Polenkönige Johann Sobieski III. ein Bündnis geschlossen und bei den Bayern, Schwaben, Franken und Sachsen um Hilfe angesucht, die auch nicht, wie es früher oftmals geschehen war, verweigert wurde, da die deutschen Reichsfürsten fürchteten, daß nach dem

Falle Österreichs das Verderben auch über sie hereinbrechen werde. Schon mehrmals hatte der kühne Kundschafter Georg Kollschitzky dem Stadtkommandanten die Nachricht gebracht, daß das Entsatzheer in Eilmärschen herannahe. Es war höchste Zeit. Unter dem furchtbaren Anpralle der Türkengeschosse waren die Stadtmauern erschüttert, die Minen der Feinde hatten namentlich an der Burgbastei eine gefährliche Verheerung angerichtet, die Laufgräben waren mit Leichen angefüllt, die Brustwehren und Vorwerke waren in Schutthaufen verwandelt, unter deren Trümmern die toten Christenhelden lagen, von denen jeder eine Schar aufwog. Der Hunger klopfte mit seinem knöchernen Finger an die Türen, Ruhr und andere Seuchen breiteten sich immer mehr aus. Von der Besatzung waren 6000 Mann gefallen, also nur mehr 14.000 gegen 170.000, die den Türken noch geblieben waren. Wieder ließ Starhemberg durch seinen sicheren Boten dem Herzoge Karl von Lothringen, Oberfeldherrn des kaiserlichen Heeres, ein Schreiben zukommen des Inhaltes: „Keine Zeit mehr verlieren, gnädigster Herr, ja keine Zeit verlieren.“ Es waren nur zehn Worte, aber von unermeßlicher Bedeutung für Millionen Menschen, denn sobald es den Türken gelungen wäre, Wien, das Bollwerk der Christenheit, in ihre Gewalt zu bekommen, dann hätte auch Deutschland aufgehört zu sein, und der türkische Sultan hätte sich mit dem ränkevollen französischen Könige Ludwig XIV. in die Herrschaft von Europa geteilt. So war es im Kriegsplane der Feinde, aber im Rate der Vorsehung war es anders beschlossen. Die Janitscharen begannen schon zu murren, denn nach ihrem Kriegsglauben sollte keine Belagerung

über 40 Tage dauern und nun standen sie schon zwei Monate vor Wien. Hunger und Lagerfieber hatten die Heerhaufen der Moslims bedeutend geschwächt. Diese glaubten an ein Schicksal, an ein Verhängnis, dem sie unausweichbar unterworfen seien, die bedrängten Christen in Wien glaubten an eine Vorsehung des erbarmenden Gottes.

Da kam der Abend des 11. September 1683. Graf Starhemberg stand wieder auf seinem „Lueg ins Land" auf dem Stephansturme und blickte über das Lager der Türken, das sich angesichts des bevorstehenden Entscheidungskampfes in seiner Stellung verschoben hatte. Die Janitscharen als Kern der Armee hielten mit Geschützen die Stadt umzingelt, die Heerscharen des Großveziers Kara Mustapha besetzten den Fuß des Kahlenberges; zwischen Währing und Weinhaus lagerte das Zentrum der Feinde, bei Nußdorf entfaltete sich dessen rechter, bei Dornbach der linke Flügel. Da und dort flammten die Feuer auf, an denen die Feinde lagerten. Dann blickte Graf Starhemberg hinüber nach den Höhen des Kahlenberges, die schon im tiefen Schatten der Herbstnacht lagen. Das edle Antlitz, welches von einer überstandenen Krankheit noch bleich war, begann sich jetzt zu röten und rot wurde es auch am nächtigen Himmel. Vom Hermannskogel bei Sievering stiegen Raketen auf, eine Augenweide für Starhemberg, denn sie brachten den Wienern in Flammenschrift die Nachricht, daß die Hilfe, der Ersatz da sei. Den Türken aber kündeten sie an, daß ein Gewitter über ihre Köpfe heraufzog, welches ihnen Tod und Verderben bringen sollte.

Mit einem Dankgebete auf den Lippen verließ der Stadtkommandant zum letztenmale die „Starhembergbank“ auf dem Stephansturme und stieg zu seinen getreuen Wienern hinunter, diesen die frohe Kunde bringend. Bald wogte die Menge, von Freude erregt, auf und ab. Freunde küßten sich und Feinde drückten sich wieder die Hände zur Versöhnung, starke Männer weinten Freudentränen und schwache Frauen eilten zum Gnadenbilde in der Hausnische und dankten dem Erbarmenden für die Hilfe in letzter Stunde.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Ein Tag des Herrn in Wien.

Hell und klar brach der Sonntagmorgen des 12. September 1683 an, einer der denkwürdigsten Tage in der Geschichte Wiens. Auf dem Kahlenberge flatterte das große rote Banner mit dem weißen Kreuze, das Hoheitszeichen der Christen, welches den Entscheidungskampf aufnehmen wollte mit der grünseidenen, golddurchwirkten Fahne des Propheten Mohammed. In den Trümmern der Kapelle des Kamaldulenserklösterleins auf dem Kahlenberge, das die türkischen Mordbrenner schon vor Beginn der Belagerung Wiens in Schutt und Asche gelegt hatten, stand am wiederaufgerichteten Altare der fromme, gottbegeisterte Kapuzinerpriester Marco d'Aviano und las die heilige Messe. Sein Ministrant war Johann Sobieski König von Polen, der Oberfeldherr des christlichen Entsatzheeres. Draußen vor der Kapelle und auf dem Kamme des Berges stand das Heer der Christen in Kriegsbereitschaft, etwa 65.000 Mann mit 150 Geschützen; die Polen unter ihrem Könige Sobieski, die Kaiserlichen unter dem Feldmarschall Herzog Karl V. von Lothringen. Als Oberstleutnant stand der damals neunzehnjährige Prinz Eugen unter ihm, dem der Leser in der „Chronik Wiens" später begegnen wird. Die Bayern waren unter ihrem jungen Kurfürsten Max Emanuel, die

Sachsen unter dem Kurfürsten Johann Georg III. gekommen; auch Franken, Schwaben und andere deutsche Hilfsvölker fehlten nicht. Der Prinz von Baden, der Fürst von Waldeck und fünfundzwanzig andere Prinzen aus Regentenhäusern Deutschlands wollten sich vor Wien Lorbeeren erkämpfen. Marco d'Aviano trat nach beendetem Gottesdienste aus der Kapelle, in welcher der König und seine fürstlichen Mitkämpfer das heilige Abendmahl empfangen hatten. Er erhob die Hände und segnete das Heer mit den Worten:

„Si habebitis confidentiam in Deo, obtinebitis victoriam" („Wenn ihr Vertrauen auf Gott habt, werdet ihr den Sieg erringen"). König Sobieski aber ließ seinen Sohn Jakob niederknien und schlug ihn angesichts des Heeres zum Ritter. Der Polenkönig hielt eine kurze Ansprache an seine Krieger, die mit den Worten schloß: „Erwartet heute von mir keinen anderen Befehl, als daß ihr euerem Könige, wo er auch immer vorgeht, mutig folgt." Ein Kommando aus fünf Kanonenschüssen erdröhnte in die Morgenlüfte hinaus und in den Schluchten des Kahlengebirges brach sich das Echo, hinabgrollend nach dem Türkenlager. Der Angriff begann. Das Entsatzheer stieg durch die Hohlwege von Nußdorf und Heiligenstadt, von Döbling und Grinzing, über den Hermannskogel und die Schluchten bei Dornbach zu Tale und seine Scharen brausten wie die Wildwasser gegen die sich verzweifelt wehrenden Türken und rissen diese in wildem Ungestüme fort in Tod und Verderben. Gegen die Mittagsstunde hatte die heiße Entscheidungsschlacht begonnen und um die sechste Abendstunde waren die Türken über den Wienerberg bis zur ungarischen

Grenze gehetzt; das Kreuzesbanner hatte über die Fahne des Propheten glänzend gesiegt.

Die Glocken Wiens, welche während der Belagerung bis auf eine verstummt waren, riefen zum erstenmale wieder zum Abendgebete, das mit Freudentränen zum Herrn der Heerscharen emporstieg. Denn Wien, die Hochwarte des Christentums, damit auch der Kultur und Gesittung, war abermals aus der furchtbaren Türkengefahr befreit, Deutschland und Europa mit ihm gerettet. Im Schimmer der Abendsonne erglänzte das Kreuz auf den Kirchtürmen der ehrwürdigen Kaiserstadt; der Glanz des türkischen Halbmondes war verblichen.

Dort, wo an diesem Tage der Kampf am heftigsten getobt hatte, wo Christenblut in Strömen geflossen war, an der Einmündung der Mölkerbastei in den heutigen Franzensring, erhebt sich heute das schöne, würdige „Liebenberg-Denkmal", einem edlen Manne gewidmet, der in jenen Prüfungstagen als Vorbild patriotischer Hingebung und Aufopferung geglänzt hatte.

Johann Andreas Edler von Liebenberg war anno 1683 Bürgermeister von Wien und leitete in dieser schweren Zeit die Stadtgeschäfte. Auf sein Geheiß mußten 3000 Mann an die Schanzarbeiten und der wackere Bürgermeister war selbst der Erste, der, um die Arbeit zu ehren, mit eigener Hand einen Schiebkarren voll Erde zuführte.

Als durch das Flugfeuer der von den Belagerten selbst in Brand gesetzten Vorstädte um Mitternacht des 15. Juli das Schottenkloster in Brand und das nahe Zeughaus mit 1800 Tonnen Schießpulver

in höchste Gefahr geraten waren, da scheute Liebenberg den Tod nicht. Mit dem Hauptmann Guido Grafen Starhemberg, einem Vetter des berühmten Stadtkommandanten, dann mit dem Leutnant Lambert und dem städtischen Oberkämmerer Focky drang Liebenberg in die Pulverkammern, begoß die Fässer mit Wasser, während kühne Männer einige schon brennende Fenster mit übermenschlicher Anstrengung vermauerten. Namenloses Unglück ward durch die Geistesgegenwart Liebenbergs und seiner Helfer abgewendet.

Überanstrengung, Kummer und Entbehrung haben die Kräfte des Bürgermeisters rasch aufgerieben. Liebenberg starb im Alter von 56 Jahren an der Ruhr am 10. September 1683, also zwei Tage vor der Entsatzschlacht. In seinem wohlverdienten Denkmale hat die dankbare Nachwelt auch die ganze damalige Bürgerschaft geehrt, welche in jenen bangen Zeiten der Prüfung ihrem wackeren Bürgermeister treu zur Seite stand in Sturm und Not. Im städtischen Waffenmuseum des neuen Rathauses in Wien ist der Saal IV den Erinnerungen an die Belagerung 1683 geweiht. Von Fahnen und Standarten, Waffen und Roßschweifen umgeben, erheben sich dort die Standbilder des Verteidigers von Wien, Rüdiger Grafen Starhemberg, und des Herzogs Karl von Lothringen, des heldenmütigen Feldherrn des Entsatzheeres. Ersterer empfing aus des Kaisers Händen die Würde eines Feldmarschalls und Staatsministers, einen kostbaren Ring und eine große Summe Ehrensoldes, ferner Auszeichnungen in seinem Adelswappen. Auch die Kaiserin

zeichnete den Helden mit einem aus Gold und Edelsteinen gefertigten Doppeladler aus, zwischen dessen Köpfen der Stephansturm emporragt. Die niederösterreichischen Stände gaben dem Grafen Starhemberg einen kostbaren Degen, die oberösterreichischen einen wertvollen Stock, der König von Spanien den Orden des goldenen Vlieses und Papst Innozenz XI. seinen apostolischen Segen.

In der „Ruhmeshalle" des Arsenales in Wien kann der Leser noch manche Denkstücke an den Grafen Rüdiger von Starhemberg beschauen. Sein Grab mit einem dem Geschmacke seiner Zeit entsprechenden Denkmal fand der Retter Wiens an jenem Orte, dessen Geschichte am allerengsten mit derjenigen Wiens verknüpft ist, im Schottenkloster.

Die Wiener sagten anno 1683: „Der Herzog von Lothringen und Graf Starhemberg haben Wien durch ihre Tapferkeit, der Bischof Kollonits aber durch seine Liebe gerettet". Der edle Leopold Graf Kollonits hatte schon im Jahre 1650 als Maltheserordensritter zu Candia tapfer gegen die Türken gekämpft. Im Jahre 1670 wurde er Bischof von Wiener-Neustadt, das damals Bistum war. Als die Türken gegen Wien anstürmten, eilte Kollonits sogleich nach der Hauptstadt, um Gefahren und Leiden derselben zu teilen. Vorher schon hatte der edle Kirchenfürst auf seine Kosten eine Menge Lebensmittel nach Wien zuführen lassen. Während der Belagerung ermutigte er am frühen Morgen die Verteidiger durch sein eigenes Beispiel zu Heldentaten und am späten Abende pflegte er die Verwundeten und Kranken in den überfüllten Spitälern und reichte den Sterbenden die letzte Tröstung.

Als die Wiener nach dem glorreichen Siege des Entsatzheeres die unermeßliche Beute aus dem Lager der Türken heimholten, da war auch Bischof Kollonits unter den nach Schätzen Suchenden. Was hat dieser Apostel der Nächstenliebe gefunden? Auf einem langen Wagenzuge führte er seine Beute nach Wien, mehr als 500 halbnackte, vielfach verwundete und blutende Kinder. Die Türken, welche am letzten Schlachttag 25.000 Mann verloren, metzelten in ihrem Ingrimme über ihren schmachvollen Rückzug 30.000 Gefangene nieder. Im Vereine mit mehreren Priestern suchte Kollonits die verwaisten Kinder der Erschlagenen auf und führte sie nach Wien, wo er sie auf einem von der Gemeinde im „Judenbezirk“ (jetzige Leopoldstadt) überlassenen Platze auf seine eigenen Kosten unterbrachte. Diese Schar von Kindern war ein trauriger Rest von den 6000 Männern, 11.000 Frauen, 14.000 Mädchen und 50.000 kleineren Kindern beiderlei Geschlechtes, welche von den Türken gefangen, zum Teil getötet, zum Teil in die Sklaverei geschleppt worden waren. Die letzten Wagen trugen die Verwundeten, die am Morgen des Gemetzels von den Türken für tot liegen gelassen worden waren. Auch diese hatte Kollonits als seine Beute aufgelesen und ließ sie auf seine Kosten pflegen und heilen. Vom Kaiser erhielt der Bischof den Ehrentitel „Vormund der Waisen“.

Kara Mustapha, der Führer des geschlagenen Türkenheeres, hatte gedroht, er werde den Kopf des Kollonits dem Sultan nach Konstantinopel schicken, doch kam es ganz anders. Der Sultan, erzürnt über die Niederlage seines Großveziers, schickte ihm am

25. Dezember 1683 die rotseidene Schnur, mit der sich der zum Tode Verurteilte der türkischen Sitte gemäß selbst erwürgen mußte. Zwei Priester sollen den Schädel Mustaphas nach Wien gebracht haben, wo er im Saal IV des städtischen Waffenmuseums im neuen Rathause heute noch zur Schau gestellt ist. Vielfach wird die Echtheit dieses Gedenkstückes bezweifelt.

Graf Kollonits starb im Jahre 1707 als Erzbischof von Gran, Primas von Ungarn und Kardinal.

Das prächtige „Türkendenkmal", ein Meisterwerk Hellmers, das die Turmhalle zu Sankt Stephan schmückt, erzählt unseren Zeitgenossen und den kommenden Geschlechtern von vergangenen Tagen der Gefahr und ihren Helden. Diese haben auf dem reichgegliederten Triumphbogen ihren würdigen Platz gefunden. In der Mitte reitet Graf Starhemberg, umgeben von jubelnden Bürgern und Studenten, aus dem Stadttore des befreiten Wien, auf dem Postamente ihm zur Seite stehen die beiden wackeren Kampfgenossen Bischof Kollonits und Bürgermeister Liebenberg. Von den Kapitälern der Säulen blicken die Führer des Entsatzheeres herab, der Polenkönig Sobieski, der Herzog Karl von Lothringen, der Kurfürst Max Emanuel von Bayern und der Kurfürst von Sachsen. Hoch oben im Strahlenkranze schwebt die Unbefleckte, welche dem Drachen den Kopf zertritt; Kaiser Leopold I. und Papst Innozenz XI. danken kniend der Patronin Österreichs und Ungarns.

Hoch vom Stephansturme tönt der majestätische Klang der großen Glocke, im Volksmunde „Bumerin" genannt. Sie ist aus dem Metalle der im Jahre 1683 von den Türken zurückgelassenen Kanonen — 370 Ge-

schütze blieben in den Händen der Sieger — gegossen, doch heute ist „Friede ihr Geläute".

Droben auf dem Leopoldsberge erzählt uns die Inschrift auf der Kapelle, welche Kaiser Leopold I. zur Erinnerung an die Ankunft des Entsatzheeres auf diesen Höhen erbaut hat, von dem denkwürdigen 12. September 1683, dem Tage des Herrn. Die Kapuzinerkirche zu Wien birgt noch den Grabstein des Kapuziners Marco d'Aviano; die Inschrift auf demselben wurde von Kaiser Leopold verfaßt. Am Fuße des Kahlenberges, auf der „Türkenschanze" zu Weinhaus bei Wien, dort, wo das christliche Entsatzheer den heftigsten Anprall der Türken warf, erhebt sich heute die schöne Kirche Sankt Josef als Denkmal der Erinnerung an die Rettung Wiens aus Türkennot.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Beim Pestpatron.

Die katholische Kirche verehrt bekanntlich den heiligen Kardinal Karl Borromäus, Erzbischof von Mailand, als den „Pestpatron“. Die „Legende der Heiligen“ beschreibt das hochherzige, aufopfernde Wirken dieses Engels in Menschengestalt während der Pestseuche, die im Jahre 1576 in Mailand 25.000 Menschen hinwegraffte. Blättern wir in der „Chronik Wiens“ um etwas mehr als zwei Jahrhunderte zurück, so begegnet uns dort im Jahre 1348, zu Zeiten des Herzogs Albrecht II. des Weisen in den entvölkerten Straßen und Gassen Wiens der fürchterliche „schwarze Tod“, wie damals die schreckliche orientalische Beulenpest genannt wurde. Diese verheerende Seuche hatte sich von Indien aus durch Einschleppung von Seite genuesischer Schiffer über halb Europa verbreitet und Wien nahezu entvölkert. Eine Chronik aus jenen Tagen der schweren Heimsuchung schreibt: „Es starben so viel Leut, an einem Tage 1200 Leichen, die gelegt wurden in den Gottesacker zu Sankt Koloman (heute Opernring) und waren daselbst sechs Gruben gegraben bis auf das Wasser und man legte in die eine Grube 14.000 Leichen ohne die, so heimlich begraben wurden in den Klöstern und in den anderen Kirchen Wiens. Der Lai-Pfaffen (Seelsorgepriester im damals nicht spöttisch gebrauchten

Ausdrucke) starben so viele, daß zu Sankt Stephan allein starben 54 Pfaffen.“ Ein herrliches Beispiel der Aufopferung katholischer Priester im Dienste der Nächstenliebe! Die damals noch ganz unentwickelte Heilkunde und die ganz ungenügenden Reinigungsmittel der engen, dumpfen Gassen beförderten die Ausbreitung und verzögerten das Ende der fürchterlichen Seuche. Herzog Albrecht II., der sich nach Purkersdorf begab, gab zwar den strengen Befehl, die Leichen der Pestopfer außerhalb der Stadt zu beerdigen, allein die neuangelegten Leichenfelder waren viel zu nahe der Stadt und der Krankheitskeim fand in ihnen den Boden zu immer weiterer Entwicklung.

Zu jenen Zeiten, namentlich vom September 1349 bis Ostern 1350, wiederholte sich auch in Wien ein Schauspiel, wie selbes schon zu Zeiten des Königs Ottokars von Böhmen zu sehen gewesen war.

Eine lange Prozession von alten und jungen Leuten beiderlei Geschlechts zog paarweise einher, ein Fahnenträger schritt an der Spitze des sonderbaren Aufzuges. Die Teilnehmer waren mit einer bekreuzten Kapuze bedeckt, um ungekannt zu bleiben, nur für die in fanatischer Wut glänzenden Augen blieben zwei Löcher offen. In der Linken trugen die Leute brennende Fackeln und schwangen diese in der Luft herum, die Rechte hielt eine scharfe, eiserne, mit Spitzen und Stacheln versehene Geißel von drei Strähnen, mit welcher die Fanatiker unaufhörlich den entblößten Rücken schlugen, bis das Blut in Strömen herabrieselte; die Männer brüllten, die Weiber schrien und im grausen Chore erscholl ein Bußlied:

„Christus ward gelabt mit Gallen,
Daß sollten in ein Kreuz wir fallen."

Hierauf warf sich die Menge auf die Erde nieder und wälzte sich wie rasend im Staube, Kot oder Schnee herum. So zogen sie von einer Vorstadt in die andere, von Kirche zu Kirche, zu den Waldkapellen und „Käferkreuzen", wie solche seit der fürchterlichen Heuschreckenplage im Jahre 1335 recht nahe dem Weichbilde von Wien in großer Zahl standen. Diese „Geißler" oder Flagellanten, welche die Pest als eine Strafe des Himmels ansahen, die Krankheit aber durch ihre Umzüge, an denen Gesunde und von der Seuche schon Ergriffene teilnahmen, noch mehr verbreiteten, waren schon um 1262 zuerst in Italien aufgetaucht. Alt und jung, Mann und Weib, groß und klein, Ritter und Bauern wurden in den Taumel hineingerissen. Die Scharen verbreiteten sich nach Frankreich, Deutschland und Österreich. Die öffentliche Selbstpeinigung des Körpers sollte ein Mittel zur Buße und Besserung sein. Nebenbei verschmähten es aber die „Geißler" nicht, auf ihrem Zuge zu plündern und zu rauben. Sie erduldeten Spott und Beschimpfung, aber erst die Strafen, welche die weltlichen Fürsten über die Fanatiker verhängten und der Bannfluch des Papstes Klemens VI., der diesen Aberglauben strengstens verbot, machte der Raserei und dem Unwesen der „Geißler" ein Ende.

Die „Pestjungfrau", wie die Seuche auch genannt wurde, dieses Mädchen aus der Fremde, erschien wiederholt in Wien.

So empfingen die Wiener am 1. Jänner 1679 ein höchst unerwartetes, ja trauriges Neujahrsgeschenk;

an diesem Tage trat die Pestseuche, aus Ungarn eingeschleppt, in der Leopoldstadt auf und forderte bis Ende November dieses Unglücksjahres 13.000 Menschenleben, im Starhembergschen Hofe allein 300 Opfer. Erst die eintretende Kälte tat der Seuche Einhalt. Kaiser Leopold und seine Familie blieben während des heftigsten Wütens der Seuche bei ihren Wienern, die der edle Monarch in den Tagen des Jammers und Elends nicht verlassen wollte. Erst im August, nachdem der Kaiser auf dem Kahlenberg den Grundstein zu einer dem heiligen Landespatron Leopold geweihten Kapelle gelegt und eine Wallfahrt nach Mariazell gemacht hatte, übersiedelte er mit seinem Hofstaate nach Prag. Schon zu Beginn der Seuche hatte Leopold eine Sanitätskommission berufen, welche eine strenge „Pest- und Infektionsordnung" ausarbeitete und Tag und Nacht in Tätigkeit blieb. Auf dem „Türkendenkmal" im Sankt Stephansdome kann der Leser rechts neben dem Helden Starhemberg die Statue des wackeren Gelehrten und Doktors Paul Sorbait beschauen, der während der Seuche als Arzt und während der Türkenbelagerung 1683 als Hauptmann der tapferen Studentenlegion seinen Mann stellte und sich den Dank der Mit- und Nachwelt vollauf verdiente. Der Topograph Fuhrmann sagt: „Die Menge der Verstorbenen, so allda dem Tod unter die Sense gerathen, ergiebet sich aus des Herrn Doktor Sorbaits Todten-Lista, womit er bezeuget, daß außer allen anderen Orten allein nur einerseits des Lazarethes in neun großen Grüften 25.000, auf der anderen Seiten aber in zwei großen Gruben 12.000 begraben worden."

Viele Ärzte waren vor der Pest feige geflohen, ebenso viele übten ihre Praxis nur als sogenannte „Schnabel-Doktoren" aus. Diese trugen aus Furcht vor Ansteckung ein talarartiges Gewand aus Wachstuch und vor dem Gesicht eine Larve, die in einen Schnabel auslief, welche eine Menge wohlriechender Spezereien in sich barg. Mit einem langen Stabe, den sie in der Hand trugen, bezeichneten sie dem Pestkranken die Heilmittel, die er zu gebrauchen hatte, denn diese hasenfüßigen Medizinmänner scheuten sich, Gegenstände zu berühren, welche den Ansteckungsstoff in sich bergen konnten. Neben diesen lächerlichen, wenigstens unschädlichen Figuren sollen der Sage nach auch die sogenannten „Lanzettenritter" in Wien ihr Unwesen getrieben haben, welche in plötzlichen Überfällen auf Personen diese mit einer im Giftstoffe der Krankheit getränkten Lanzette leicht verwundeten und damit der Seuche und dem Tode überlieferten. Es gab auch Hyänen der Straße, welche in den verlassenen oder ausgestorbenen Häusern nach reicher Beute suchten und damit schwerbeladen in ihre Schlupfwinkel eilten.

Im Ernste des entsetzlichen Elends der Pestzeit 1679 spielte Max Augustin, der erste Volkssänger Alt-Wiens, eine komische Rolle. Im Unmut über die schlechten Geschäfte, die er mit seinen lustigen Liedern in diesen traurigen Tagen machte, hatte „der liebe Augustin" am Abende des 10. September in seiner Lieblingsschenke „zum roten Dachel" am alten Fleischmarkt dem Weißbiere und Schnapse tüchtig zugesprochen. Wankend und schwankend tastete er in der Dunkelheit nach seiner Wohnung, irrte abseits unb fiel in eine noch nicht

zugeschüttete Pestgrube, unter deren Leichen er seinen Rausch ausschlief. Als er am Morgen in seiner schauerlichen Umgebung erwachte, erhob er ein Zetergeschrei, welches die Leichenknechte herbeirief, die ihn aus der Grube heraufzogen. Wie durch ein Wunder blieb der Kauz von der Seuche befreit und starb erst im Jahre 1705 an Schlagfluß.

Es gab in diesen Tagen der Trübsal auch wahre Engel der Barmherzigkeit in Gestalt der katholischen Geistlichkeit, welche Tag und Nacht in den Straßen herumeilte, den Lebenden Hilfe und Rettung, den Sterbenden den letzten Trost spendete. Der Augustiner Pater Abraham a Sankta Klara hielt durch seine kraftvollen Predigten und Tröstungen die Verzagenden aufrecht, der Barnabitenpater Kaspar Dembski, der Kapuziner-Guardian Peter Emerich Sinelli leuchteten als wahre Apostel der Nächstenliebe heraus. In den Katakomben von Sankt Stephan, die heute durch die vorgenommene gründliche Säuberung ihren unheimlichen Charakter verloren haben und mehr einer Stätte des Friedens als des Grauens gleichen, kann der Leser heute noch den Kupfersarg des Sinelli, der als Bischof von Wien 1685 starb, besichtigen. Von der Seelsorgsgeistlichkeit wurden 438 ein Opfer ihrer Pflichttreue, Weltpriester, Benediktiner, Kapuziner, Karmeliter, Augustiner und Jesuiten.

Alltäglich durchritt ein junger Mann von etwa 27 Jahren, in vornehmer Gewandung, die Gassen von Wien und hatte ein scharfes Auge auf das Elend des Volkes. Hier galt es die Fortschaffung eines Kranken ins Lazareth zu veranlassen, dort die Beerdigung einer

Leiche zu überwachen, hier eine weinende Witwe zu trösten, dort hungernde Waisen zu sättigen. An dem einen und dem andern Hause hielt der junge Reiter an, stieg vom Rosse und ging in die mit Pestluft erfüllten Gemächer, um bei Kranken und Sterbenden als Retter und Tröster zu erscheinen. Von Gasse zu Gasse pflanzte sich die Kunde fort, daß der „Pestkönig" zu Besuch sei. Ferdinand Wilhelm Eusebius Fürst Schwarzenberg war es, der geheime Rat des Kaisers Leopold I., dem sein Monarch im vollsten Vertrauen die Leitung der Maßregeln gegen die Seuche überlassen und selbst den Ehrentitel „Pestkönig" gegeben hatte.

Kaum war die verheerende Seuche erloschen, als der frohe Sinn und die heitere Lebenslust der Wiener wieder erwachten. In ihrer Daseinsfreude ließen sich schon am Stephanitage des scheidenden Unglücksjahres im Stephansdome allein 95 Paare trauen.

Der Leser findet in der schönen Dreifaltigkeitssäule auf dem Graben in Wien eine Erinnerung an die zweite Heimsuchung der Stadt durch die Pest. Der Stadtrat hatte schon im Oktober 1679 dort eine Dreifaltigkeitssäule aus Holz errichtet. Kaiser Leopold aber ließ infolge eines Gelübdes um Abwendung der Pest die Gedenksäule nach den Plänen seines berühmten Hofarchitekten Johann Bernhard Fischer von Erlach in Marmor ausführen. Der fromme Kaiser ist darauf in kniender Stellung mit zum Himmel erhobenen Händen zu schauen.

Aller guten Dinge sind drei, heißt es im alten Sprichworte, aber auch aller bösen Dinge waren damals drei. Denn im Februar des Jahre 1713 hielt die Pest-

seuche, abermals aus Ungarn eingeschleppt, ihren dritten, höchst unwillkommenen Einzug in Wien und wütete daselbst bis zum Februar 1714, diesesmal nur 8644 Menschenleben fordernd.

Am 23. Oktober 1713 zog eine feierliche Prozession mit dem Kaiserpaare und der Geistlichkeit nach dem Münster zu Sankt Stephan. Am Hochaltare legte der frommgläubige Monarch Karl VI. an Seite seiner Gemahlin Elisabeth Christine kniefällig das Gelübde ab, er wolle bei Abwendung der Pest zu Ehren seines Namensheiligen Karl Borromäus, des großen Schutzpatrons gegen Pestgefahr, eine schöne Kirche in Wien erbauen. Das heiße Flehen des Herrschers auf Erden fand im Himmel auf Fürbitte des großen Heiligen Erhörung und schon in der Oktave des Festes des heiligen Karl Borromäus konnten die Schulen Wiens wieder eröffnet werden und die Seuche nahm rasch ab. Der Kaiser ging vom Worte zur Tat über und beauftragte Fischer von Erlach zur Anfertigung der Pläne für die neue Karlskirche.

Am 4. Februar 1716 fand auf dem damals noch öden Baugrunde, der vor der Regulierung der Glacis die Stadt von den Vorstädten trennte, in feierlichster Weise in Anwesenheit des Kaiserpaares und des gesamten Hofstaates die Grundsteinlegung zur Kirche statt. Der Bischof von Neutra, Ladislaus Graf Erdödy, weihte den Stein und der Kaiser tat den ersten Hammerschlag darauf. In zwei Jahrzehnten wuchs die Karlskirche, eines der schönsten Gotteshäuser Wiens, das bedeutendste Bauwerk aus der Barockzeit, unter Leitung des kaiserlichen Hofarchitekten Martinelli aus dem Erd-

boden heraus. Am 28. Oktober 1737 fand im Beisein des Kaisers durch den Erzbischof Sigismund Grafen Kollonits die feierliche Einweihung des Gotteshauses statt. Über dem Portale erglänzt die Inschrift: „Vota mea reddam in conspectu timentium Deum.“ („Ich erfülle mein Gelübde im Angesichte derer, die Gott fürchten.“) Wien blieb seither von der Pest verschont.

Der kunstsinnige und prachtliebende Karl VI., der auch das Handelswesen Wiens erblühend gemacht, gilt als Schöpfer von Neu-Wien. Er berief tüchtige Künstler, so daß unter seiner Regierung namentlich für die Baukunst in Wien das goldene Zeitalter anbrach. Durch die Umgestaltung der kaiserlichen Hofburg, den Bau der Hofbibliothek, der Reichskanzlei, Winterreitschule, des Hofmarstalls brachte Karl VI. die Architektur in hohen Aufschwung. Der hohe Adel, Liechtenstein, Schwarzenberg, Starhemberg und andere folgten dem Beispiele ihres Monarchen und so wurde Wien der glänzende Mittelpunkt, das frischpulsierende Herz des Reiches, der Stolz der Einheimischen, der Zielpunkt der Fremden. Der berühmte Architekt Johann Bernhard Fischer von Erlach — geboren 1656 zu Graz — schuf die oben angedeuteten Bauten der Hofburg, auch die herrliche Peterskirche, das Palais des Prinzen Eugen von Savoyen (jetzt Reichsfinanzministerium), das Gartenpalais des Fürsten Schwarzenberg am Rennweg, das Palais Trautson (jetzt Palais der ungarischen Leibgarde). Die Paläste der Familien Daun, Althan, Harrach, Traun, Lamberg, Schönborn, Kaunitz bestimmten bis in unsere Tage den architektonischen Charakter der Stadt Wien.

Das dankbare Wien setzte auch dem Architekten Fischer von Erlach auf der Elisabethbrücke ein schönes Standbild, das mit den übrigen auf den Rathausplatz gewandert ist. Kaiser Karl VI. aber hat sich das herrlichste im Bau der Karlskirche errichtet, dem Denkmal seiner Frömmigkeit und seines Gottvertrauens.

Kaiser Karl VI. starb im Jahre 1740 im 55. Altersjahre, im 29. seiner für die Erbstaaten im allgemeinen und für Wien im besonderen so segensreichen Regierung. Mit ihm erlosch der männliche Stamm des erlauchten Geschlechtes der Habsburger in Österreich, wo es 458 Jahre glorreich geblüht hatte. Wir finden unter der langen Reihe der Habsburger Namen keinen einzigen, dessen Träger als Herrscher des großen Ahnherrn unwürdig gewesen wäre. Deutschland hat den Habsburgern die Behauptung seiner Freiheit gegen die furchtbaren Türken und gegen die ränkevollen Vernichtungspläne von Seite Frankreichs zu verdanken.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die Landesmutter.

Am 13. Mai des Jahres 1888 war es, als Kaiser Franz Josef in Gegenwart seiner erlauchten Familie und fast aller Mitglieder des Kaiserhauses Habsburg-Lothringen, des Klerus, Militärs und der Spitzen der Zivilbehörden, sowie einer zahllosen Volksmenge in feierlichster Weise die Enthüllung des Kaiserin Maria Theresia-Monumentes vornahm, welches der ritterliche Enkel der erhabenen Ahnfrau der Habsburg-Lothringer auf dem Platze zwischen den beiden Hofmuseen an der Wiener Ringstraße errichtet hatte.

Da sich auf dem Maria Theresia-Monumente die Hauptepochen der Regierung der großen Kaiserin in verschiedenen Persönlichkeiten verkörpern, denen Einzelstatuen gewidmet sind, so sei es hier eingehender behandelt und dadurch der Leser zur genauen Besichtigung des historischen Kunstwerkes veranlaßt.

Auf einem mächtigen Steinsockel aus poliertem grauen Granit stehen vier gewaltige Reitergestalten berühmter Heerführer unter Maria Theresia, welche als Kraftfiguren der Bildnerkunst die Ecken des Denkmals schmücken. Die Helden haben aber auch während ihres tatenreichen Lebens ihren Posten würdig ausgefüllt und sind ihrer Herrscherin in Sturm und Not treu zur Seite gestanden.

Vorne rechts sitzt hoch zu Rosse der Feldmarschall Leopold Josef Reichsgraf von Daun, Fürst von Teano, der in der großen Schlacht bei Kolin über den König Friedrich II. und seine Preußen siegte. Maria Theresia nannte den 18. Juni 1757, den Siegestag, den „Geburtstag der Monarchie“ und den Feldmarschall Daun „den Retter ihrer Staaten, den Wiederhersteller der Kriegszucht durch Vorschrift und Beispiel und einen rühmlichen Nachfolger der Helden des Altertums.“

Vorne links beherrscht die Reitergestalt eines Helden die Ecke, der heute noch im Volksmunde tausendfach genannt und besungen wird, Gideon Ernst Freiherr von Laudon, kaiserlicher Feldmarschall, der berühmte Sieger von Kunersdorf über den Preußenkönig Friedrich II. und Sieger über die Türken. In der Ruhmeshalle des Arsenals in Wien kann der Leser noch den Degen und die Feldbinde, das Maria Theresienkreuz und eine kleine Haarlocke Laudons sehen.

Rückwärts rechts fesselt unseren Blick die Reiterstatue des Feldmarschalleutnants Otto Ferdinand Grafen Abensperg-Traun, den Friedrich II. seinen Lehrer in der Kriegskunst genannt und von dem der königliche Gegner selbst gesagt hat: „Ich möchte unter Traun ein paar Feldzüge mitgemacht haben.“

Rückwärts links sehen wir die Heldengestalt des Ludwig Andreas Grafen Khevenhüller zu Pferde, des Siegers über die Bayern und Franzosen, eines Mannes, bei dessen nach kurzer Krankheit erfolgtem Tode die Kaiserin Maria Theresia wehmütig ausrief:

„Ich verliere einen treuen Vasallen und einen Beschützer, den nur Gott allein belohnen kann.“

Das sind die vier hervorragenden Kriegshelden, welche einen Ehrenplatz am Throne der Kaiserin Maria Theresia einnehmen. Was war die Ursache der häufigen und langjährigen Kriege unter Maria Theresia? Ein Pergamentblatt mit einer Urkunde.

Kaiser Karl VI., der Vater der großen Kaiserin, hatte keine männlichen Nachkommen hinterlassen. Der edle Habsburger war aber bedachtsamer für die Zukunft seines Hauses als Friedrich II., der letzte Babenberger, es gewesen war. Er regelte die Nachfolge in den österreichischen Erbstaaten für alle Fälle durch die sogenannte „pragmatische Sanktion“, kraft welcher Urkunde die österreichischen Staaten ein unteilbares Ganze bilden und beim Abgange männlicher Erben die Töchter des Kaisers und im Falle Aussterbens seiner Linie die Töchter seines Bruders, Kaiser Josefs I., und deren Nachkommen nach dem Erstgeburtrechte auf den Thron folgen sollten.

Kaum hatte Karl VI. seine Augen zum ewigen Schlummer geschlossen, als sich die Augen der halben Welt auf Maria Theresia, seine Tochter, richteten. Der kaiserliche Vater hatte derselben mit Mühe und Opfern ihr natürliches Erbe, das große Habsburgerreich, gesichert. Es geschah dieses im Vertrauen auf die Redlichkeit der die „pragmatische Sanktion“ unterzeichnenden Mächte, unter welchen sich auch der Kaiser von Rußland, die Könige von Frankreich, Spanien und Preußen befanden. Doch schon Prinz Eugen, der ebenso kluge als kühne Feldherr, hatte gesagt:

„Nur mit 100.000 Bajonetten und einem gefüllten Schatze läßt sich die pragmatische Sanktion durchführen,

dann bedarf es keiner anderen Opfer mehr." Die langjährigen Kriege, welche Österreich vorher führte, leerten den Staatssäckel und um diesen wieder zu füllen, entließ Kaiser Karl VI., auf eine ehrliche Politik und einen dauerhaften Frieden rechnend, einen großen Teil seiner Heere. Mit dieser Schwäche rechneten aber die Feinde und entwarfen, auf ihr gegebenes Wort und damit auch auf ihre Ehre vergessend, die Pläne zur Teilung Österreichs.

Karl Albert, der Kurfürst von Bayern, ließ im Oktober 1741 seine Kriegsvölker in Oberösterreich einrücken, nahm im Schlosse zu Linz die erzwungene Huldigung der Stände Oberösterreichs entgegen und fühlte sich als neuer Landesherr und Herrscher Österreichs. In dieser ernsten Stunde erhob sich Graf Khevenhüller, bewehrte mit Blitzesschnelle die Residenzstadt Wien, so daß die in Niederösterreich vordringenden Bayern keinen Angriff wagten und sich nach Böhmen wandten. Khevenhüller drang mit seinen Truppen durch Niederösterreich, das er von den Bayern säuberte, nach Linz, in seine Vaterstadt, die als starkes Bollwerk der neuen bayerischen Herrschaft galt. Nach kurzer Belagerung und Beschießung zogen die Bayern und die mit diesen verbündeten Franzosen von Linz ab. Am gleichen Tage wurde der Kurfürst Karl Albert mit Hilfe Frankreichs in Frankfurt zum deutschen Kaiser (Karl VII.) ausgerufen. Wie der Sturmwind aber drang Khevenhüller mit seinem Heere über Braunau nach Bayern hinaus, bemächtigte sich fast des ganzes Landes und zog siegreich in München ein. Die bayerischen Stände sowie das Volk von München mußten Maria Theresia

huldigen. Karl Albert war entflohen, über Nacht ein Fürst ohne Thron, ein Kaiser ohne Reich geworden.

Als fünfzehn Jahre später der Krieg von neuem begann und Friedrich II. von Preußen ohne Kriegserklärung plötzlich plötzlich mit seinem Heere in Böhmen einbrach, da war es Daun, der durch seinen glorreichen Sieg bei Kolin die Eroberung Böhmens verhinderte und das Vertrauen und die Zuversicht der kaiserlichen Armee dadurch wieder hob; derselben Armee, mit der er abermals bei Hochkirch in Sachsen am 14. Oktober 1758 den Preußenkönig aufs Haupt schlug. Laudon hatte den Sieg von Kolin miterringen helfen und schlug später als selbständiger Feldherr die Preußen bei Kunnersdorf, Landshut und Schweidnitz.

So verdienen auch Daun und Laudon ihren Ehrenplatz auf dem Denkmale ihrer erlauchten Herrin.

Graf Traun, der mit Umsicht und Kriegsruhm das von den Spaniern angegriffene italienische Gebiet der Kaiserin Maria Theresia behauptete, war der Vierte im schönen Bunde der treuen Kriegshelden.

Lange Jahre ging der Krieg mit wechselndem Erfolge fort. Erst das Jahr 1748 brachte den allgemeinen Frieden im Vertrage zu Aachen, die bösen Zeiten des Erbfolgekrieges und der schlesischen Kriege waren vorüber. Der Zweck des großen Bündnisses der Feinde Österreichs, diese herrlichen, durch starke Bande verknüpften Erbstaaten zu zerreißen, war nicht erreicht. Unbesiegt trat Maria Theresia vom Kampfplatze ab, die pragmatische Sanktion blieb aufrecht und die österreichische Monarchie stand fest auf den Grundpfeilern des Wahlspruches ihrer Herrscherin: „Justitia et cle-

mentia“ (durch Gerechtigkeit und Milde). Österreich stand aber auch fest auf dem Fundamente der Treue und des Heldenmutes seiner Völker, deren Selbstbewußtsein sich kräftiger hob. In jenen ernsten Tagen der Gefahr des vielgliederigen Reiches waren die verschiedenen Völkerstämme Österreich-Ungarns wie Ein Mann gegen die Feinde der Monarchie aufgestanden, nur Ein Feldruf ward gehört: „Maria Theresia!“ und in diesen vereinten Kräften lag die Macht.

Prächtige, dunkelgrüne Serpentinsäulen trennen Nischen mit Reliefgruppen an den vier Seiten des Hauptsockels, vor welchen freistehende Figuren sich erheben, welche die Reliefs markieren. An der Vorderseite, vor der Gruppe der Staatsmänner, fesselt uns Wenzel Anton Fürst Kaunitz-Rietberg, der treue und ausgezeichnete Staatskanzler, der die Aussöhnung Österreichs mit Frankreich bewirkte, der Freund und Förderer der schönen Künste und Wissenschaften.

Vor der Nische, rechts von der Kaiserin, vertritt die Gestalt des Friedrich Wilhelm Grafen Haugwitz die Gruppe der Staasverwaltung und der Finanzen. Diesen ihren treuen Diener nannte die Kaiserin Maria Theresia „einen großen Minister und wahren Freund“. In der Nische selbst steht auch Josef von Sonnenfels, der die Aufhebung der Tortur und der Hexenprozesse erwirkte. Die dankbare Nachwelt setzte diesem großen Menschenfreunde auf der Elisabethbrücke in Wien, beziehungsweise jetzt auf dem Rathausplatz, ein Denkmal.

Links von der Kaiserin, vor der Nische mit der Gruppe der Gelehrten und Künstler, steht der berühmte Gerhard van Swieten, der Leibarzt Maria Theresias.

In ihrem Auftrage arbeitete er die Pläne einer bedeutsamen Reform der Wiener Hochschule aus.

Der Gruppe rückwärts, welche das Kriegswesen verkörpert, steht der kaiserliche Feldmarschall Josef Wenzel Fürst zu Liechtenstein vor, dessen Andenken seine Monarchin durch eine Denkmünze ehrte mit der Inschrift: „Die Kaiserin Maria Theresia dem Wiederhersteller des Artilleriewesens, dem im Krieg und Frieden gleich großen Manne — dem Freunde des Thrones und des Vaterlandes."

Die allegorischen Figuren Gerechtigkeit, Milde, Weisheit und Kraft entsprechen den schönsten Tugenden der großen Kaiserin.

Inmitten ihrer Getreuen, auf hohem Piedestale, thront in sitzender Stellung das Erzbild der Kaiserin Maria Theresia. Es stellt sie dar im Alter von etwa fünfunddreißig Jahren, der Glanzzeit ihrer Regierung, im Prunkgewande jener Tage. Die linke Hand ist auf die Urkunde der pragmatischen Sanktion gestützt, das Szepter ruht im gleichen Arme. Die Rechte ist ausgestreckt, als weise sie nach dem Hofe der Habsburger, nach der altehrwürdigen Kaiserburg. Edel und schön geformt ist das Antlitz und der lieblich milde Mund scheint die Worte zu wiederholen, welche Maria Theresia einst zu ihrem Sohne Josef II. gesprochen:

„Könnte ich unsterblich sein, so wünschte ich dies nur, um den Unglücklichen immer zu helfen." Und sie wurde unsterblich, die große Kaiserin Maria Theresia. Sie wurde unsterblich als Landesmutter, insbesondere aber als Mutter der Armen Wiens, für welche sie liebreich sorgte.

Wo das Unglück rief, da hörte Maria Theresia auf seine Stimme. So durchfuhr sie im Jahre 1744 während einer fürchterlichen Überschwemmung mit ihrem Gemahl Franz I. Stephan in einem schwankenden Kahne die überschwemmten Gassen der Vorstädte und verteilte eigenhändig Lebensmittel unter die hungernden Bewohner.

Ein Jahr später erweiterte die Kaiserin das von einem Wiener Bürger errichtete Waisenhaus auf dem Rennweg. Der Jesuitenpater Ignaz Parhammer hatte die Leitung als Direktor. Dieser wackere Mann ließ den Waisenknaben keine Zeit zur Traurigkeit über ihr Schicksal, er steckte die Jungen in kleidsame Uniformen, unter Trommelschall mußten sie frisch aufmarschieren und unter Leitung eines kaiserlichen Offiziers flott exerzieren und vor der gütigen Kaiserin, die mit ihren Kindern oft zu Besuch kam, militärisch defilieren. Der „Knabengeneral" Pater Parhammer, der zum Oberdirektor aller Waisenhäuser in den österreichischen Erbländern ernannt wurde, verstand es, seine Anstalt in so guten Ruf zu bringen, daß sogar die Söhne der Kaiserin ihren ersten militärischen Unterricht darin empfingen.

Wie für das leibliche Wohl ihrer Untertanen, arbeitete Maria Theresia, diese größte und edelste unter allen Regentinnen der Welt, auch für das geistige Wohl derselben durch Hebung der Volksbildung. Eine neue Schulordnung regelte den Unterricht der Normalhauptschulen in den Städten und der Trivialschulen auf dem Lande. In der Erziehungsanstalt des Theresianums in Wien hat die Kaiserin ihrem Namen ein Denkmal gesetzt.

Als Maria Theresia im Jahre 1780 im 63. Altersjahre starb, da trauerten die Wiener und die Völker Österreichs mit ihnen um die heißgeliebte Landesmutter aus Habsburgs Stamme.

„Maria Theresia ist gestorben und eine neue Zeit beginnt!“ rief König Friedrich II. von Preußen, der ausdauernde Gegner der Kaiserin, aus, als er die Nachricht von ihrem Tode erhielt. Er hat wahr gesprochen.

Mit Maria Theresia schloß die Reihe der regierenden Fürsten in Österreich aus dem Hause Habsburg ab, die mit Albrecht I. 1282 begonnen hatten. Aber im Hause Habsburg-Lothringen lebt ihr hochgesinnter Geist fort und treibt neue Blüten zum Wohle der beherrschten Lande.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Ein Wohltäter der Menschheit.

Am 24. November 1807 wurde auf dem schönen Platze vor der Hofburg gegen die Augustinerstraße zu ein gewaltiges bronzenes Reiterdenkmal feierlich enthüllt, das dem Platze den Namen und eine prächtige Zierde gab, das Kaiser Josef-Denkmal aus der Hand des Bildhauers Zauner.

Der Dichter beschreibt dasselbe mit den Worten:

„Ruhig auf granit'nem Sockel schwebt das Kaiserbild voll Glanz,
Um die Schläfen keine Krone, nur den selbst errung'nen Kranz!
Hoch zu Roß, das Antlitz lächelnd und empor die rechte Hand
Sanft erhoben, wie zum Segen über sein geliebtes Land!"

Auf der Vorderseite sagt uns eine lateinische Inschrift in kurzen Worten vieles: Josephus II. Aug. qui saluti publicae vixit non diu sed totus. (Kaiser Josef II., welcher dem öffentlichen Wohle lebte, nicht lange, aber ganz.)

Auf der Rückseite heißt es: Franciscus Rom. et Austriae Imp. de fratre nepos alteri parenti posuit 1806. (Franz II., römischer und österreichischer Kaiser, durch dessen Bruder sein Neffe, hat das Denkmal seinem zweiten Vater gesetzt. 1806.)

Als gereifter Mann, im Alter von 39 Jahren, im 15. Jahre seiner Mitregentschaft, gelangte Kaiser Josef II. nach dem Tode seiner Mutter Maria The=

resia zur Alleinherrschaft. Jugendlich warm noch schlug sein Herz, das gut und opferwillig, doch viel zu ungestüm war. Seine erhabene Mutter hatte das Hergebrachte möglichst geschont oder nur gebessert, der große Sohn wollte mit aller Hast gleich alles ihm hemmend Dünkende beseitigen und stürzen. Von seiner kaiserlichen Mutter hatte Josef den rastlosen Fleiß, den Drang zur Selbstprüfung aller dem Staats- und Volksleben dienlichen Mittel ererbt, von seinem Vater Franz I. Stephan wiederum die herzgewinnende Leutseligkeit, die Geringschätzung der steifen höfischen Formen und spanischen Zeremonien.

Für Trachten, Feste und Pomp hielt Kaiser Josef den Säckel fest verschlossen. Dagegen eröffnete er den Prater und den Augarten, von denen in einem der folgenden Kapitel die Rede sein wird, und damit öffnete sich dieser große Menschenfreund auch die Herzen der Wiener.

Auf seinen weiten Reisen, die Josef II. schon als Kronprinz und Mitregent machte, lernte er Künste und Wissenschaften lieben. Die Gründung der Maler- und Bildhauer-Akademie in Wien war die Frucht seiner Erfahrungen. Er lernte Staaten und Völker in ihren verschiedenen Bedürfnissen, Sitten, Wesen und Einrichtungen kennen. In Paris hatte der wißbegierige Monarch das Taubstummeninstitut des berühmten Abbé de l'Epée besucht und auch dort Nutzen geschöpft. Nach Wien heimgekehrt, errichtete er hier im Jahre 1779 das Taubstummeninstitut, das heute noch ein Segen der armen Unglücklichen ist, gleich dem Allgemeinen Krankenhause in Wien, das Raum für 3000 Betten

enthält und laut Inschrift über dem Haupttore vom Kaiser Josef II. „saluti et solatio aegrorum“ (dem Heile und der Hilfe der Kranken) gewidmet ist.

Im Auslande lernte Kaiser Josef blühende Industriezweige kennen, von denen er namentlich die Drechslerei und Uhrmacherei nach Wien verpflanzte. In den vom Schottenabte Bruno Poitner angelegten Vorstädten Schottenfeld und Breitenfeld begann eine lebhafte Fabriksindustrie, namentlich in Seidenwaren, sich zu entwickeln, deren glänzende Früchte diesem Bezirke den Namen „Brillantengrund“ verschafften.

In seiner Kabinetskanzlei erschien Josef II. als absoluter, durch kein Staatsgrundgesetz beschränkter Herrscher. Von diesem kleinen Raume aus wollte er die ganze große Monarchie regieren, den absoluten Einheitsstaat Österreich unter die Herrschaft gleichartiger Gesetze, unter den alleingiltigen Willen des Kaisers bringen, eine Riesenaufgabe, welche eine gewöhnliche Menschenkraft übersteigen mußte. Und doch fand der edle Menschenfreund Zeit, zu jeder Tagesstunde im sogenannten „Kontrolor-Gange“ der Wiener Hofburg zu erscheinen und persönlich die Bittschriften der Armen und Leidenden entgegenzunehmen, und viel Freude machte es ihm, die Schmerzen lindern, die Tränen trocknen zu können. Die Absichten des Kaiser waren edle, treffliche, aber über die Mittel und Wege, diese Neugestaltung Österreichs mit einem Schlage durchzuführen, war der Kaiser mit sich selbst nicht im Reinen, seine Völker waren es noch weniger. Namentlich waren es die Klosteraufhebungen, welche in das Gemütsleben der Untertanen tief einschnitten. Dem Erlasse des Kaisers nach

sollten nur die Klöster mit bloß beschaulichem Leben ohne Seelsorge-, Kranken- oder Schuldienst aufgehoben werden. Die übereifrigen Diener führten aber den Auftrag ihres kaiserlichen Herrn ohne dessen Wissen und Willen, auch ohne den streng vorgeschriebenen Unterschied zu machen, ganz nach eigenem Gutdünken und nach ihrer haßerfüllten Willkür aus.

In Wien wurden zunächst nur drei Nonnenklöster von dieser Maßregel betroffen. Es mag sein, daß unter den Augen des Kaisers sehr genau nach dem Gesetze gehandelt und jedes Unrecht vermieden wurde. Denn Kaiser Josef II. war ein Monarch, der sich mit Vorliebe persönlich von der Ausführung seiner Reformen überzeugte. Wie aber in den österreichischen Provinzen ferne dem einsichtigen Blicke des Kaisers das Gesetz der Klosteraufhebung gehandhabt wurde, davon sei auch in diesem Buche eine Geschichte erzählt. Beispiele beweisen und ein schlagendes sei auch den Gegnern der Klöster zur Prüfung empfohlen; es ist wahrheitsgetreu und gibt zu denken.

Das Benediktinerstift Kremsmünster in Oberösterreich, eine Stiftung des Bayernherzogs Thassilo aus dem Jahre 777, war durch seine verschiedenen blühenden Klosterschulen, welche dem Wohle der Jugend, damit auch dem des Staates dienten, in der ganzen Monarchie seit Jahrhunderten berühmt geworden. Regierungsrat Josef Eybel, Referent der geistlichen Angelegenheiten und Obmann der Klosteraufhebungskommission in Oberösterreich, war aber ein erbitterter Feind des katholischen Klerus, den er in Wort und Schrift leidenschaftlich bekämpfte.

Am 26. August 1787 erschien die sogenannte Inventurskommission, der gefürchtete Klosterfeind Eybel an ihrer Spitze, in Kremsmünster, machte dort die Aufnahme aller vom Stifter und den Wohltätern testierten Besitzungen, verschleuderte die Stiftsgüter gewissenlos und nahm alle vorfindlichen goldenen und silbernen Kirchengefäße, alle Altar- und Tafelgeräte im Werte von 200.000 fl. mit sich. An Gebühren berechnete die Kommission, welche auch mit den Kunstschätzen wie die Bilderstürmer verfuhr, bei voller Verpflegung im Kloster nur für den kurzen Weg von Linz nach Kremsmünster — sechs Stunden — die Summe von 5508 Gulden.

Das damals tausendjährige Stift, diese Hochwarte deutscher Kultur und Bildung, sollte gestürzt werden. Da trat als Retter der Kaiser selbst dazwischen. Er erinnerte sich als edler Menschenfreund an alle Großtaten, die das Stift seit Jahrhunderten zum Heile der Jugend und damit auch des Vaterlandes ausübte, an das „Gspend“ am Stiftertage, an welchem Kremsmünster alljährlich 30.000 Menschen aus nah und fern mit Brot und Fleisch beteilte, er erinnerte sich an das Geschenk von 100.000 Gulden, welche das Stift Kremsmünster nebst den kostbarsten Schätzen der Kloster- und Kirchenschränke in Tagen der Gefahr des Vaterlandes der Kaiserin Maria Theresia zu Füßen gelegt hatte. Die dankbare Monarchin hatte zur Feier des tausendjährigen Jubiläums des Stiftes Kremsmünster einen prachtvollen Ornat und dem Prälaten Erasmus III. Mayer als Beweis ihrer kaiserlichen Huld einen kostbaren Ring gespendet. Es lag dem Kaiser Josef II. gewiß ferne, das von seiner erhabenen Mutter dem Stifte Krems-

münster bewiesene Wohlwollen zu entziehen. Doch der böse Rat Eybel beeilte sich, einen ganz verlogenen gefälschten Bericht über Wesen und Wirken der Abtei Kremsmünster nach Wien an des Kaisers Hoflager zu senden. Im April 1788 sollte dem irrig berichteten, also ämtlich betrogenen Kaiser das Auflösungsdekret des altehrwürdigen Klosters Kremsmünster zur Unterschrift vorgelegt werden. Doch der Monarch prüfte das wenige Stunden vorher eingelaufene Bittgesuch des Klosters und wurde durch dessen die falsche Anklage Eybels niederschmetternde Wahrheit sofort zu Gunsten der Abtei umgestimmt. Jeder weitere Versuch Eybels, das ein Jahrtausend alte Denkmal werktätigen Christentums zu stürzen, wurde mit dem strengen Befehle abgewiesen, das Kloster Kremsmünster in seinem uralten Bestande zu belassen. Im Jahre 1877 feierte das Stift unter den huldvollsten Auszeichnungen des Kaisers Franz Josef das Fest seines elfhundertjährigen Jubiläums.

Zu Beginn des Jahres 1790 mußte Kaiser Josef II. den größten Teil seiner Schöpfungen wieder preisgeben. Das beständige Wollen und Nichtmehrkönnen, das Widerstreben seiner Völker, das Mißtrauen in seine Neuerungen, die der Kaiser gut meinte, von seinen Amtsorganen aber vielfach schlecht, ja gewaltsam ausgeführt sah, brachen Josef II. im 49. Lebensjahre das Herz. Kurz vor seinem Hinscheiden äußerte sich der Sterbende noch:

„Ich wünsche, man schriebe auf mein Grab: Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen.“

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Der gute Kaiser.

Am 16. Juli 1846 fand unter großen Feierlichkeiten die Enthüllung des Kaiser Franz-Denkmales auf dem inneren Burgplatz statt, das diesem auch den Namen Franzensplatz gegeben hat. Kaiser Ferdinand I. der Gütige hat dieses Denkmal seinem erlauchten Vater gesetzt. Auf einem Granitsockel steht die Gestalt des Kaisers Franz I. im antiken Gewande. An den Ecken sitzen die Kolossalfiguren, darstellend Religion, Friede, Gerechtigkeit und Stärke. Die Religion war dem Kaiser Franz in so vielen Prüfungen seines Herrscherlebens der einzige Trost und Rettungsanker. Den Frieden verschaffte der Kaiser seinen Völkern nach langen napoleonischen Kriegen. Die Gerechtigkeit hütete der Herrscher stets getreu seinem Wahlspruche, der auf dem Burgtore, dem sogenannten Franzenstor, zu lesen ist: „Justitia regnorum fundamentum“ (Gerechtigkeit ist die Grundlage der Reiche). Endlich bringt das Bild der Stärke die Kraft des Kaisers zum Ausdrucke, mit der er die Großmachtentfaltung seines Reiches erhielt und stärkte. Die Basreliefs (halberhabene Bildhauerarbeit) des achteckigen Sockels stellen Wissenschaft und Kunst, Handel und Gewerbe, Viehzucht und Ackerbau, sowie die Kriegswissenschaften dar, die sämtlich unter Kaiser Franz Förderung fanden.

Die schönsten Denkmäler in Wien hat sich der Kaiser selbst als Freund der Künste und Wissenschaften gesetzt in der Gründung der polytechnischen Hochschule, im Bau des damaligen Musikvereinsgebäudes in der Tuchlauben, in der herrlichen Kirche Maria Stiegen, die er durchgreifend restaurieren ließ, während Handel und Verkehr in der Gründung der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft nachhaltigste Förderung fanden.

Am 19. Februar 1768, Abends 7 Uhr war es, als die Kaiserin Maria Theresia im leichten Hauskleide, atemlos vor Erregung, glühend vor Freude die Türe zur Hofloge im Wiener Burgtheater aufriß, sich weit über die Brüstung beugte und mit lauter Stimme in den dichtgedrängten Zuschauerraum hinabrief:

„Der Leopold hat an Bub'n kriagt und g'rad zum Bindband (als Angebinde) auf mein' Hochzeitstag (12. Februar) — der ist galant." Welch brausender Jubel diesen im unverfälschten gemütlichen Wienerdialekte gesprochenen Worten der geliebten Kaiserin folgte, ist aus der innigen Verehrung erklärlich, welche die Landesmutter bei ihrem Volke genoß, das Leid und Freud mit ihr teilte. Dieser erstgeborene Sohn des damaligen Großherzogs von Toskana, späteren Kaisers Leopold II., war der künftige Franz I. Obwohl ein geborener Florentiner, wuchs der Prinz Franz doch unter der Obhut seines kaiserlichen Oheims Josef II. heran; er erhielt seit 1784 — als Jüngling von sechzehn Jahren kam Franz an den Kaiserhof — unter den Augen des Kaisers die für einen Thronfolger passende Erziehung. Er wurde dadurch durch und durch Deutschösterreicher, ja in seiner Vorliebe für Häus-

lichkeit und bürgerlich einfaches Wesen zum Urwiener herangezogen, dessen gesunder Humor in das Gemüt des Prinzen sich einschmiegte und dem späteren Herrscher über die Trübsal seiner Zeiten hinweghalf. Als junger Mann von 24 Jahren bestieg Franz als deutscher Kaiser den Thron der Habsburger.

Gestützt auf die im Denkmale auf dem Franzensplatze verkörperten Tugenden kam Österreich in jenen furchtbaren Zeiten der Franzosenkriege, von denen im nächsten Kapitel die Rede sein soll, nicht zum Wanken, noch weniger zum Sturze, wie es Napoleon wünschte und, freilich vergebens, erstrebte. Das Schicksal der Vernichtung traf Napoleon selbst. In jenen Tagen der Not und Gefahr des bedrängten Vaterlandes zeigten die Wiener ihren altererbten Patriotismus und wirkten durch ihr Beispiel, daß auch in den vom Feinde heimgesuchten Provinzen die Herzen der Bewohner in Liebe für Kaiser und Vaterland sich entzündeten. Nach dem hergestellten Völkerfrieden — vom Kongresse in Wien anno 1814 soll der Leser in einem der nächsten Kapitel erfahren — kamen zwei magere Jahre des Hungers anno 1816 und 1817, dann kam eine lange Reihe fetter Jahre, in denen auch der Wiener sein Backhuhn im Topfe hatte. Klemens Lothar Fürst Metternich-Winneburg, der Sproße einer rheinländischen Adelsfamilie, der oberste Vertrauensmann der Krone, lenkte damals schmiegsam und biegsam die Geschicke Österreichs, dessen Gewicht und Ansehen er in der öffentlichen Meinung Europas zu mehren verstand. Durch eine unausgesetzte Überwachung und Beschränkung naturgemäßer geistiger Entwicklung brachte er aber sich selbst, seinen Kaiser und das

Reich in schroffsten Gegensatz zu allen Elementen des gesunden Fortschrittes. Daher machte über diesen strengen Konservatismus (Erhaltung des Bestehenden) und den damit verbundenen Stillstand das Ausland, vielfach mit Unrecht, seine spöttischen Bemerkungen. Am wenigsten hatte Deutschland Ursache dazu, das unter Napoleons Drucke in seiner tiefsten Erniedrigung geschmachtet und nur mit Hilfe Österreichs sich aufgerafft hatte. Während in Deutschland die von den Kriegsheeren zerstampften Felder noch vielfach brach lagen und der Handwerksmann in seiner Werkstätte mangels Arbeit auch Hunger litt, hatte sich Österreich längst wieder erholt und konnte große landwirtschaftliche und gewerbliche Ausstellungen veranstalten, Kunststraßen über die Alpen behufs Erleichterung von Handel und Verkehr bauen und sogar die erste Eisenbahn auf dem Kontinente Europas anlegen. Freilich wurde dieser Schienenweg noch nicht mit Dampf betrieben. Eine bloße Pferdebahn führte von Linz nach Budweis. Doch auch die Dampfmaschine fand bald ihren Dienst in Österreich. James Watt, der englische Mechaniker von Greenock, hatte damit der Kulturwelt ein Geschenk von außerordentlichem Werte gemacht. Als im September 1830 das erste Dampfboot „Franz I." seine Probefahrt von Wien nach Linz mit Erfolg bestanden hatte, da ließen auch die Wiener alle Vorurteile gegen diese Erfindung der Neuzeit mit den Wellen der Donau dahinrinnen.

Kaiser Franz I. beschloß am 2. März 1835 sein ruhm- und tatenreiches Leben im 67. Altersjahre, im 43. seiner Regierung. Die Achtung von ganz Europa folgte dem letzten römisch-deutschen Kaiser ins Grab, die

Liebe seiner Völker im allgemeinen, seiner Wiener im besonderen, über welche Franz I. als erster Kaiser von Österreich in Krieg und Leid, in Fried' und Freud' wie ein Vater über seine Kinder gewaltet hatte.

Die Vorderseite des Kaiser Franz-Denkmales im Wiener Burghofe enthält die bekannten Worte aus dem Testamente des Kaisers, dessen Abdruck von Bürgern und Bauern gleich hoch in Ehren gehalten wird: „Amorem meum populis meis". („Meine Liebe vermache ich meinen Völkern.") Er steht heute noch als der „gute" Kaiser im Angedenken.

Als der Kaiser den Tod herannahen fühlte, mußte auf seinen Wunsch der fünfjährige Enkel Franz Josef — der gegenwärtige Monarch — an das Sterbebette gebracht werden, wo er den Segen seines kaiserlichen Großvaters empfing.

Dreißigstes Kapitel.

Wiener Treue.

Zu Zeiten des Kaisers Leopold II., dessen Regierung kurz, aber segensvoll für die Völker Österreichs war, stiegen vom Westen her gewaltige Gewitterwolken auf; die französische Revolution nahm ihren Anfang. Leopold geriet dadurch in eine wenig beneidenswerte Lage. Sein bester Wille war es, für die Erhaltung des Friedens von Europa zu sorgen, den die Revolutionäre bedrohten. Zugleich wollte er aber auch seine geliebte Schwester Maria Antoinette vor den grauenvollen Händen der Umstürzler beschützen. Diese unglückliche Tochter Maria Theresias war um zwei Jahrzehnte früher, im April 1770, von Wien nach Frankreich gezogen, um sich mit Ludwig XVI. zu vermählen. Doch ihre königliche Krone wurde zur Leidenskrone für sie.

Um nun seine Schwester zu retten und Österreich vor den Angriffen Frankreichs sicherzustellen, schloß Leopold ein Bündnis mit Preußen. Aber weiter kam es nicht. Den so überaus tüchtigen Regenten hinderte der Tod an der Ausführung seiner Pläne.

Sein Nachfolger war Kaiser Franz, sein Sohn. Kaum hatte dieser die Regierung übernommen, als der Kampf mit Frankreich anging. Aber erst da Napoleon die französischen Truppen von Sieg zu Sieg führte, wurde die Situation für Österreich gefährlich. Nach

Napoleons Plane sollte das altehrwürdige Österreich in Trümmer geworfen werden.

Als nun im Jahre 1797 der große Franzosengeneral von Italien her durch die Steiermark vordrang und Wien gefährdete, da rief der Regierungspräsident Graf Saurau zum „Aufgebot" des Landsturmes. 37.000 patriotische Männer, Studenten, Künstler, Bürger, Kaufleute und Handwerker fanden sich am 17. April auf dem Paradeplatze vor dem Schottentor ein. Der Herzog Friedrich August von Württemberg stand an ihrer Spitze. Im Morgenwinde flatterten die geweihten Fahnen der „Wiener Freiwilligen" und der Kapellmeister Ludwig van Beethoven begeisterte die Legion durch die Klänge der Musik seiner Kapelle. Bald aber führte der zu Campoformio geschlossene Frieden die Auflösung dieses nach kühnen Heldentaten sich sehnenden „Wiener Aufgebotes" herbei.

Im Jahre 1805 rückten die Franzosen mit ihren Bundesgenossen, den Bayern, Württembergern und Badnern durch Oberösterreich nach Wien und am 13. November in die Kaiserstadt ein, ohne daß eine Belagerung vorausging. Napoleon schlug sein Hauptquartier im Schlosse zu Schönbrunn auf und zog von diesem weg mit seinem Heere in die Dreikaiserschlacht bei Austerlitz, in welcher er Sieger blieb.

Von allen Seiten verlassen, unterzeichnete Kaiser Franz I. blutenden Herzens den Frieden von Preßburg, um seine Völker von Napoleon nicht ganz in den Staub treten zu lassen. Österreich verlor ein Gebiet von 67.300 Quadrat-Kilometern mit fast vier Millionen Einwohnern. So verfuhr der Emporkömmling Napoleon

mit dem Stammgute des alten Erzhauses Habsburg. Er errichtete aus den entrissenen Landen neue Königreiche und Fürstentümer und warf mit hohen Titeln und Kronen herum. Schließlich machte er sich selbst zum Erbkaiser der Franzosen und zum König von Italien, die ihm verbündeten Kurfürsten von Bayern und Württemberg aber zu Königen.

Kaiser Franz aber hatte schon am 11. August 1804 die deutsche Kaiserkrone niedergelegt. Das kaiserliche Patent vom Jahre 1806 — 6. August — erklärte das Erlöschen des reichsoberhauptlichen Amtes und die Lösung jedes staatsrechtlichen Verbandes der österreichischen Erbländer mit dem Deutschen Reiche. Damit war das Ende desselben sang- und klanglos besiegelt. Franz II., der letzte römisch-deutsche Kaiser, nahm den Titel „Franz I., Kaiser von Österreich", an. An den Verfassungsverhältnissen der einzelnen Länder wurde nichts geändert, die gesamten Erbstaaten bildeten das Kaisertum Österreich.

Es war am 13. Mai des Jahres 1809. — Ein kriegerisches Bild entrollte sich in den Straßen Wiens, welche der Donau zuführten. Dröhnend marschierten französische Kolonnen durch dieselben, unter den Hufen der Rosse korsischer Reiter stoben die Funken vom Gesteine. Dann rückte die französische Infanterie heran, bärtige Männer in dunkelbraunen Waffenröcken mit gelben oder roten Aufschlägen, roten Federbüschen auf den hohen Tschakos. Hinter diesen Truppen zogen die Nassauer einher, schmucke junge Bursche in grünen Uniformen, die noch nie mit den Österreichern im Kampf gewesen waren. Dann kamen Portugiesen mit sonnen-

braunen, mageren Gesichtern und ellenlangen Schildern an den Tschakos, was diesen Hilfstruppen ein komisches Aussehen verlieh. Hinter den dürren Söhnen des Südens marschierten die Hilfsvölker des Westens, gutgenährte Bayern und Württemberger, denen man die Scham vom Gesichte herablesen konnte, daß sie der Völkertyrann Napoleon als deutsche Brüder zum Kampfe gegen Deutsche gepreßt. Französische Reiterei folgte. Blaue und rote Lanciers tänzelten auf kleinen Rößlein einher, sie trugen silberne Sonnen und weiße Federbüsche auf den dunkelroten Tschapkas (Mütze), weiße und rote Fähnlein an den Lanzen. Hinter ihnen sprengten reichuniformierte Husaren, denen dreiteilig geflochtene Zöpfe vom Scheitel herabhiengen. Einen sonderbaren, theatralischen Anblick gewährten die Dragoner der italienischen Garden in ihrem schimmernden hellblauen Schmucke, hinter ihnen trabten die Chasseurs (Jäger zu Pferde), braune Gesellen vom Po und aus Korsika, in grünen Spensern und mit riesigen Pelzmützen. Französische Kürassiere, die Trikolore (dreifärbiges Abzeichen) am Helme mit den schwarzen Roßschweifen; die Hommes de fer, die Eisenmänner in ihren Panzern, waren der Stolz Napoleons, seine letzte Zuflucht, wenn schon alles auf dem Spiele stand. Artillerie bildete den Schluß; die Soldaten trugen dunkelbraune Uniformen, die Geschütze und Munitionswägen hochrote Abzeichen.

So zogen die Franzosen und ihre Hilfsvölker anno 1809 über die Donau, daß die Balken der Notbrücken krachten. Schon zehn Tage vorher, am 3. Mai 1809, hatte die Wiener Landwehr in der Schlacht bei Ebelsberg in Oberösterreich Wunder der Tapferkeit verrichtet

und ihre Feuertaufe erhalten, aber die Franzosen nicht von ihrem Marsche gegen Wien aufhalten können. Von Wien marschierten die Franzosen und ihre Genossen an diesem 13. Mai über die Donau nach dem Marchfelde. Im Rücken der Feinde loderten 14 Häuser der Stadt in Flammen auf, welche die Franzosen in der Nacht des 11. Mai während eines sechsstündigen heftigen Bombardements durch ihre 1800 Haubitzgranaten in Brand geschossen hatten. Bei Aspern und Eßlingen kam es zu einer furchtbaren zweitägigen Schlacht. Sechsmal wurde Aspern wieder von den Franzosen gestürmt, bis es endlich von den Österreichern behauptet wurde. Am nächsten Tage, dem 22. Mai, wollte Napoleon mit seiner schweren Reiterei das Zentrum durchbrechen. Da warf sich Erzherzog Karl mit dem Regimente Zach, dessen Fahne er ergriff, in die entstandene Lücke und stellte das Gleichgewicht wieder her, worauf Napoleon den Rückzug auf die Insel Lobau antrat. Es war die erste Niederlage, die Napoleon erlitt. Freilich kam es dann bald wieder zu einem Unglücksfalle der Österreicher bei Wagram, wo sie geschlagen wurden, so daß in kurzer Zeit darauf in Friedensverhandlungen eingetreten wurde.

Schon während der Besetzung Wiens im November 1805 hatten die Bürger in der grimmen Kälte des Winters Stiefel, Schuhe und Strümpfe von den Füßen, Hemden und Röcke vom Leibe für die Feinde hergeben müssen, und das alles in vieltausendfacher Anzahl, während die Kriegskontribution obendrein noch 32 Millionen Franken (etwa 15 Millionen Gulden) betrug. Jetzt im Mai 1809, der für die Wiener kein Wonne-

monat war, mußten die Bürger wieder Getreide, Mehl und Brot für die fremde Mannschaft, Heu, Hafer und Stroh für die Pferde herbeischleppen. Rosse und Wagen hatten sie an die Feinde ausliefern müssen. Nach den blutigen Schlachten von Aspern und Wagram gab es abertausende von Verwundeten zu legen und zu pflegen und außerdem bis zum 14. Juli wieder zehn Millionen Gulden an Kriegskontribution zu leisten. Die guten Wiener brachten alle diese ungeheuren Opfer gerne zur Rettung und zum Besten des Vaterlandes und ihrer geliebten Vaterstadt. Als es aber drinnen in den Wohnungen und Ställen, in Kisten und Kästen licht geworden, da mußten die Wiener am 15. August gelegentlich des Napoleonsfestes auch noch den äußeren Schauplatz ihres Elendes zu Ehren dessen Urhebers festlich beleuchten. Das aber taten die Wiener mit Ingrimm in ihren patriotischen Herzen, denn sie waren und blieben ihrem Kaiser Franz in Liebe und Treue ergeben. Am Festabende trug ein Bürgerhaus in Mariahilf die flammende Inschrift:

Zur **W**eihe **A**n **N**apoleons **G**eburtstag.

Die Franzosen wollten nicht deutsch verstehen, sonst hätten sie aus den großen Anfangsbuchstaben auf einen Blick das Wort „Zwang“ herauslesen können.

Nach dem am 14. Februar 1810 zu Wien geschlossenen Frieden zogen die Franzosen wieder ab, nachdem sie vorher alle Festungswerke gesprengt hatten. Der Jubel des Volkes war unermeßlich, als ihr Kaiser in seine Residenz zurückkehrte und zu seinen geliebten Wienern sagte:

„Ja, gutes Volk, du hast Drangsale ausgestanden, die deinen durch Fleiß und Tätigkeit erworbenen Wohl-

stand in seinen Grundfesten erschüttert haben. Ich täusche mich über diese Tatsache nicht."

Wenige Wochen später sahen die Wiener die Erzherzogin Maria Louise scheiden, die der edle Vater, Kaiser Franz um des Friedens willen und zum Wohle seiner Völker als Gattin Napoleons dahingab. Der Myrtenzweig sollte als Zeichen der Freundschaft gelten zwischen Frankreich und Österreich.

„Ich habe durch die Verheiratung meiner Tochter als Souverain und als Vater dem Wunsche, das Unglück Europas abzukürzen, ein unermeßliches Opfer gebracht. Dieses Opfer war fruchtlos, aber nie werde ich es bereuen, meine Pflicht getan zu haben," sagte der Kaiser nach dem Sturze Napoleons, der halb Europa in den Staub trat, Millionen seiner tapferen Krieger einem schrankenlosen Ehrgeize hinopferte und Throne stürzte, bis sein eigener brach.

Einunddreißigstes Kapitel.

Grünendes Eiland.

Die in vorhergehenden Kapiteln behandelten Herrscher Maria Theresia, Kaiser Josef II. und Franz I. haben sich durch ihre Großtaten um das Wohl der Residenz und ihrer Bewohner unvergängliche Verdienste erworben. Es darf aber auch nicht vergessen werden, daß sie in dem Häusermeere der stetig heranwachsenden Großstadt ein grünendes Eiland schufen. Auf diesem kann der nach Luft und Licht sich sehnende Wiener seine Gesundheit stärken, sein Herz erfreuen und sich in Lust ergehen. Auf diesen Oasen kann er während der Sonntagsruhe wieder Kraft schöpfen für der Woche Fleiß und Arbeit. Wenigen unter den Hunderttausenden ist es gegönnt, eine Sommerfrische in den Bergen der grünen Steiermark und an den Seen Oberösterreichs aufzusuchen. „Warum in die Ferne schweifen, sieh', das Gute liegt so nah", sagt der Dichter und seine Worte passen auf Wien und sein durch Fürstenhuld geschaffenes grünendes Eiland.

Wenn der Leser heute das Lustschloß Schönbrunn in seiner fürstlichen Vornehmheit und echt kaiserlichen Pracht bewundert, wenn er in den schattenden Baumalleen oder zwischen der üppigsten Blumenflut lustwandelt, wenn er an lauschigen Plätzen ruht oder von der Höhe des Gloriettes über das wogende grüne Meer

hinüber nach dem Wahrzeichen Wiens, dem Stephansturm, auslugt, dann denke er an die Schöpferin all dieser Herrlichkeiten der Kunst und Natur, an die edle Landesmutter Maria Theresia, welche sich Schönbrunn als Fürstenasyl für die Zeit der Ruhe und Erholung ausgestaltete.

Zu Zeiten der Babenberger war hier ein stiller Grund und in diesem ging ein Mühlenrad der dem Stifte Klosterneuburg gehörigen „Katermühle", welche zur Zeit der ersten Belagerung Wiens durch die Türken zerstört wurde. Im Jahre 1540 ließ der Stadtrichter Hermann Bayer neues Leben aus den Ruinen erstehen und erbaute sich ein Schlößchen, die „Katerburg" genannt, das im Jahre 1569 Kaiser Maximilian II. käuflich erwarb und in ein größeres Jagdschloß umgestaltete. Dieses wurde im Jahre 1605 von den ungarischen Rebellen, die unter Stephan Bocskay bis Wien heraufdrangen, verwüstet.

Kaiser Mathias lagerte eines Tages, von der Jagd ermüdet und von der Hitze ermattet, im weichen Moose des damaligen Waldes, der die Ruine des Jagdschlosses umgab. Das Murmeln einer Quelle drang an das Ohr des durstigen hohen Jagdherrn. Spiegelklar und taufrisch glänzte ihm bei der Nachforschung das Wasser einer Waldquelle entgegen und hocherfreut über den Anblick rief der Kaiser aus: „Ei, das ist ein schöner Brunn!" womit er nach damaligem Sprachgebrauche den Bronnen (Quelle) verstand. Der Kaiser, als Herr jener Gegend, ließ im Jahre 1619 ein neues Jagdschloß aufführen und gab der neuen Anlage den poetischen Namen „Schönbrunn". Der Bronnen, im Volks-

munde das „Kaiserbrünnl" genannt, fließt heute noch in einer Grotte in der Nähe der „römischen Ruine"; eine Najade hält die Urne, aus welcher die Quelle entfließt, die heute noch ihr köstliches Naß für den kaiserlichen Hof liefert.

Schönbrunn fiel bei der zweiten Türkenbelagerung 1683 den wilden Horden in die Hände, welche das Schloß gänzlich verwüsteten. Deshalb ließ Kaiser Leopold I. durch seinen Hofarchitekten Fischer von Erlach den Plan zu einem neuen Sommerschloß entwerfen, der großartig angelegt war, jedoch nur zum Teile zur Ausführung gelangte.

Des Kaisers Sohn Josef I. hielt prächtige Hoffeste mit Ritterspiel und Karroussels in Schönbrunn ab. Kaiserin Maria Theresia erkor es zum Lieblingsaufenthalt. Die fromme Herrscherin weilte oft und gerne hier und flehte in den Tagen der Bedrängnis innig zu dem marianischen Gnadenbilde in der nahen Kirche von Hietzing. In den Tagen der Freude aber hielt die liebreiche Mutter in dem von ihr erweiterten und verschönerten Schlosse die trauten Familienfeste ab, bei welchen nicht spanische Etiquette und höfischer Zwang den Ton angaben, sondern innige Mutterliebe und echt deutschösterreichische Gemütlichkeit. Hier in Schönbrunn war es, wo die Kaiserin gelegentlich eines solchen häuslichen Festes den kleinen „Wolferl" — den nachmaligen großen Tonheros Wolfgang Amadus Mozart — auf ihren Knien herzte und küßte.

Die gute Kaiserin dachte aber auch an ihre Wiener. Auch diese sollten sich Schönbrunns erfreuen. Sie ließ die herrliche Baumallee von Schönbrunn nach Laxenburg anlegen, den aus früheren Jahren stammen-

den Wildpark des Schlosses verschönern und erweitern und den Garten durch Erbauung der „römischen Ruine“, des „Obelisken“ und des aussichtsreichen „Gloriettes“ zieren. Sie legte den „botanischen Garten“ an und richtete im Vereine mit ihrem Gemahle Kaiser Franz I. Stephan die Menagerie ein. Zugleich wurden sämtliche Sehenswürdigkeiten des grünenden Eilandes dem Publikum zugänglich gemacht. Von da an blieb Schönbrunn bis zur Stunde ein Lieblingsaufenthalt des kaiserlichen Hofes, der herrliche Riesenpark ein Lieblingsziel der Wiener.

Unter Kaiser Franz I. erhielt Schönbrunn auch seine historische Erinnerung. Napoleon nahm, wie die Leser bereits erfahren haben, wiederholt im Schlosse Schönbrunn sein Hauptquartier. Im Schlafzimmer, das er bewohnte, entschlummerte im Jahre 1832 sein Sohn Franz, Herzog von Reichstadt, dem sein Vater schon in der Wiege den Titel „König von Rom“ gegeben hatte. Seine erlauchte Mutter, Erzherzogin Maria Louise, war nach der Verbannung ihres kaiserlichen Gemahls mit ihrem Sohne nach Wien geeilt, wo ihr der Vater, Kaiser Franz I. das Lustschloß Schönbrunn als Wohnsitz zuwies. Der junge Prinz, ein schöner, blonder Knabe, hing mit inniger Liebe an seinem kaiserlichen Großvater, in dessen Umgebung er durch achtzehn Jahre ein glückliches Dasein verlebte. Ein tückisches Brustübel raffte den Prinzen in dem für diese Krankheit kritischen 21. Lebensjahre dahin.

Maria Theresia schuf den Wienern in Schönbrunn ein grünendes Eiland, ihr großer Sohn Kaiser Josef II. blieb hinter seiner erhabenen Mutter nicht zurück.

Am Haupttore des Augartens in Wien sagt uns eine Inschrift: „Allen Menschen gewidmet von ihrem Schätzer“, unter dem Josef II. zu verstehen ist. Wo heute der gutgepflegte Park sich dehnt, da grünte einst die „Wolfsau“, in welcher sich Kaiser Ferdinand III. im Jahre 1650 ein waldeinsames Schlößchen erbaut hatte.

Dieses, auch „alte Favorita“ genannt, fiel den rohen Händen der Türken während der zweiten Belagerung Wiens (1683) zum Opfer, während sich die Parkanlagen erhielten. Sie führten den Namen „Augarten“. Kaiser Josef ließ die Ruine abtragen und für sich ein schmuckloses einstöckiges Haus erbauen, den Garten verschönern, Alleen durchbrechen, Schutzdämme gegen Überschwemmungen aufführen. Der edle Monarch verbrachte hier seine Erholungsstunden mit Vorliebe. Am 30. März 1775 ließ er ihn dann dem allgemeinen Besuche eröffnen. Eine im Jahre 1782 aus der Rossau zuführende Brücke erleichterte den Zugang.

Der dritte Wohltäter der Stadt Wien war Kaiser Franz I., der nach dem Abzuge der Franzosen an Stelle der vom Feinde gesprengten Festungswerke den schönen Burgplatz und den Volksgarten anlegen ließ, der heute noch im Häusermeere der inneren Stadt eine Oase bildet.

Im Volksgarten, auf einem lauschigen Plätzchen, erhebt sich das prächtige Grillparzerdenkmal. Franz Grillparzer, der größte Dichter, den der deutsche Stamm in Österreich erzeugte, hatte die schlimmen Zeiten der Franzoseneinfälle miterlebt, die Leiden seiner geliebten Vaterstadt Wien geteilt. Er, der echte und rechte Alt=

österreicher, war es ja, der nach der Genesung des Kaisers Franz I. von einer schweren Krankheit in seinem herrlichen Gedichte „Vision" den angesichts des weinenden Volkes vom Krankenbette abtretenden Todesengel sagen läßt:

„Nicht über meinen Auftrag geht die Pflicht.
Ich kam hieher Ein Herz zu brechen;
So viele tausend Herzen brech' ich nicht."

Grillparzer war als Patriot auf sein Österreichertum stolz und im berühmten Gedichte an den Helden Radetzky rief er diesem zu:

„Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich,
Nicht bloß um des Ruhmes Schimmer.
In deinem Lager ist Österreich,
Wir anderen sind einzelne Trümmer."

Durch dieses Gedicht, das in den verschiedensten Nationalsprachen der Monarchie in vielen Tausenden von Exemplaren unter dem Heere verbreitet wurde, begeisterte Grillparzer die auf den italienischen Schlachtfeldern stehende Armee zu jenen glorreichen Siegen, welche für alle Zeiten mit goldenen Lettern in der Kriegsgeschichte Österreichs erglänzen.

Der Leser kann in der „Ruhmeshalle" des Wiener Arsenals heute noch den prächtigen Ehrendegen sehen, den die in Italien weilende Armee dem patriotischen Dichter spendete.

Kaiser Franz Josef nannte in einem Handschreiben Grillparzer „den gefeierten Dichter, den wahren Patrioten, den Greis mit dem treuesten Herzen für das österreichische Vaterland und seinen Fürsten."

Wien hat dem deutschen Dichterfürsten Friedrich Schiller ein prächtiges Monument gesetzt, es vergaß auch nicht seines berühmtesten Dichters, dem erst am späten Lebensabend des Volkes Dank wurde. Im neuen Rathause birgt das „Grillparzer-Zimmer" reiche Erinnerungen an den Dichter.

Und so hat man ihm auch im Volksgarten ein Denkmal gesetzt. Die Figur des Dichters entstammt der Meisterhand Karl Kundmanns. Die schöngedachten und ebenso ausgeführten Basreliefs stellen charakteristische Szenen dar aus sechs der besten Dramen Grillparzers, kunstvolle Marmorarbeiten Weyrs. Das Ganze ist eine Zierde des Volksgartens.

Hinter den Herrschern blieb auch der hohe Adel nicht zurück, in der Kaiserstadt grünende Oasen zu schaffen und sie dem Publikum zugänglich zu machen. So erwählte sich der edle Prinz Eugen den Süden Wiens, um aus einer Sandlehne einen lieblichen Fleck Erde hervorzuzaubern, das Lustschloß Belvedere mit seinem Parke. Von ihm wird im Kapitel „Der Heldenplatz in Wien" eingehender die Rede sein. Auch die Fürsten Schwarzenberg legten im Jahre 1706 an ihr Sommerpalais am Rennweg, wo im Mittelalter das beim Volke beliebte „Scharlachrennen" abgehalten wurde, einen im englischen Stile gehaltenen Park an mit schattigen Laubgängen, Teichen und Grotten. Die fürstliche Familie ist auch im Besitze eines prächtigen Parkes in Neuwaldegg. Die Fürsten Liechtenstein bauten ihr Sommerpalais am Alsergrund mitten in einem, jetzt dem Publikum zugänglichen Park an.

In unseren Tagen ist es wieder ein edler Habs-

burger, der im Innern der Stadt Wien den Grund zur Anlage eines grünenden Eilandes legte. Im Handschreiben vom 20. Dezember 1857 Seiner Majestät des Kaisers Franz Josef, des Schöpfers von Groß-Wien, wurde die Schaffung von Gartenanlagen für das Publikum betont und im Jahre 1860 der Kommune Wien ein Flächenraum von 145.000 Quadratklafter auf dem früheren Wasserglacis überlassen. Die Gemeinde schuf hier gemäß dem Wunsche des Kaisers den der Residenz zur Zierde gereichenden Stadtpark. Der Maler Selleny entwarf die Pläne, der berühmte Landschaftsgärtner Doktor Siebek führte sie im Jahre 1862 aus. Heute ist der Stadtpark mit seinem eleganten Kursalon, Schwanenteiche, Laubgängen und Blumenbeeten eine der vielen Sehenswürdigkeiten Wiens.

Eine Schöpfung der Neuzeit und der Opferwilligkeit tatkräftiger Männer und hoher Gönner ist der Park auf der Türkenschanze in Währing, der heute schon einen Raum von 70.000 Quadratmetern einnimmt und auf eine noch viel größere Ausdehnung beanlagt erscheint. Die Bezeichnung „Türkenschanze“ stammt aus den Zeiten der ersten Belagerung Wiens durch die Türken, welche hier einen befestigten Punkt hatten, den sie bei der zweiten Belagerung 1683 bedeutend verschanzten und verstärkten. Wo an jenem denkwürdigen Befreiungstage — 12. September 1683 — Pulverdampf die Luft erfüllte, da duftet heute Waldesgrün; wo Herzog Karl von Lothringen seine Scharen zum Sturme führte, Prinz Ludwig von Baden die sächsischen Dragoner absitzen und sie mit zwei kaiserlichen Regimentern — den damaligen Oberst Prinz Eugen

an der Spitze — gegen den Feind vordringen ließ, wo wilder Kriegslärm und Waffengetöse ertönten, da sitzen heute die Wiener im Frieden des schönen Restaurationsgebäudes und horchen den einschmeichelnden Klängen der Musik.

Mögen die Enkel nicht vergessen, daß ihre Ahnen dort, wo heute die Blumen blühen und die Sträuche grünen, ihr heißes Herzblut für Gott, Glauben und Vaterland vergossen haben, um in langem Ringen Wien zu befreien. Wie die Wiener von heute vom Aussichtsturme auf der „Paulinenhöhe" hinabblicken auf das weite und reiche Bild der Kaiserstadt an der Donau, so blickte an jenem Tage das Befreiungsheer von der Türkenschanze hinab auf ihr einziges Ziel der Sehnsucht, auf das zu rettende Wien.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Ein Praterfest.

„El prado“, die Wiese, nannte Kaiser Maximilian II., der am 7. Mai 1552 nach langjährigem Aufenthalte in Spanien nach Wien zurückkehrte, den Lustwald, der nach diesem spanischen Worte den Namen „Prater“ erhielt. Ursprünglich war der Prater Eigentum verschiedener Herren geistlichen und weltlichen Standes, gelangte aber dann später mit Ausnahme des der Kommune Wien gehörigen und „Stadtgut“ genannten Anteiles in Besitz des kaiserlichen Hofes, der aus dem ausgedehnten Wald- und Auenrevier eine wohl gehegte und gepflegte „Wildbahn“ schuf. Heute noch ist der Prater Eigen des kaiserlichen Hofes und untersteht der Verwaltung des Obersthofmeisteramtes. Kaiser Ferdinand I., der Vater Maximilians II., ließ die lange Kastanienallee anlegen, die bis zum damaligen Jagdhause, dem heutigen Lusthause in der Freudenau, führte. Maximilian II. hatte die Liebe zum edlen Waidwerke von seinem Urgroßvater Maximilian I., „dem letzten Ritter“, geerbt und so wurde der Prater das Lieblingsrevier des hohen Jagdfreundes, der ja schon in Spanien ein Jagdabenteuer bestanden, das als „Nachtlager in Granada“ in Wort und Sang bekannt geworden ist. Der Kaiser ließ die Wildbahn umzäunen und an dem der Stadt zu gelegenen Teile eine Reihe Häuser erbauen, die seinem Forst-

personale dienten und deren Erinnerung auch im Namen „Jägerzeile“ heute noch erhalten ist.

Der Prater mußte Schritt für Schritt von dem höchsten Adel bis zum schlichten Arbeiter erobert werden. Unter Kaiser Leopold I. durfte nur vor Übersiedlung des kaiserlichen Hofes nach Laxenburg oder in die neue „Favorita“ auf der Wieden der Hochadel Wiens im Monate Mai den Prater besuchen. In der langen Kastanienallee durften die adeligen Herren reiten, aber nicht absitzen. Die Damen hatten die Erlaubnis, in ihren Prachtkarossen auf der gleichen Allee zu fahren, doch ja nicht stille zu halten. Kaiser Karl VI. verlängerte die Zeit vom Mai bis in den Herbst, aber die Herren blieben auf ihre Rosse, die Damen auf ihre Wägen beschränkt. Die einen mußten ihre Pistolen, die anderen ihre Schoßhündchen bei der Einfahrt an die kaiserlichen Diener abgeben und bei der Ausfahrt wieder in Empfang nehmen. Hatte Kaiserin Maria Theresia den Wienern im Westen der Stadt den Park von Schönbrunn freigegeben, tat ihr großer Sohn Kaiser Josef ein Gleiches im Osten und eröffnete den Prater dem allgemeinen Besuch des Publikums. Als der edle Menschenfreund nach dem Tode seines Vaters Mitregent wurde, war es sein Erstes, am Ostermontage 1766 den Prater mittels eines kaiserlichen Handschreibens zu einem allgemeinen Belustigungsorte zu bestimmen und den Spaziergang in demselben während der Sommermonate bis zum Sonnenuntergange jedermann ohne Ausnahme zu gestatten. Drei Pöllerschüsse kündeten bei einbrechender Dunkelheit an, daß die Einlaßgitter geschlossen wurden. Ein Jahrzehnt später fielen auch die

Gitter und mit kaiserlicher Erlaubnis durften an der Hauptallee, im sogenannten „Nobelprater" die drei Kaffeehäuser errichtet werden.

Schon im Jahre 1704 wurde der Anteil „Stadtgut", auch „Lustwandl" genannt, mit Buschenschenken, Kegelbahnen, Schaukeln und „Hanswursttheater" ausgestattet und als „Wurstelprater" das Ziel der lebenslustigen Wiener aus dem Kleinbürger- und Handwerkerstande. In des Waldes tiefen Gründen, im sogenannten „wilden Prater", hausten die prächtige Hirsche, welche sich in den kaiserlichen „Hirschenstadeln" ihr offizielles Futter holten, an den Tischen der Gäste aber besondere Leckerbissen empfingen und als „Waldhanseln" von alt und jung gerne gesehen wurden. In jenen Zeiten begannen auch die berühmt gewordenen „Feuerwerke" und die „Praterfahrten" am 1. Mai, die den Wienern ein großartiges Schauspiel boten.

Am Tage der Eröffnung war auch Kaiser Josef unter seinen freudestrahlenden Wienern. Ein hoher Adelsherr aus dem Gefolge äußerte sich zum Kaiser:

„Eure Majestät werden sich jetzt wohl unter das gemeine Volk mengen müssen, wenn Sie im Prater lustwandeln wollen." Trockenen Tones antwortete der Kaiser:

„Wenn ich stets unter meinesgleichen herumwandeln wollte, dürfte ich nur in der kaiserlichen Gruft bei den Kapuzinern spazieren gehen."

Der Prater, ein Zauberwort für den Wiener, ein Name von europäischem Rufe, ist ohne Wien und Wien ohne Prater nicht denkbar. Dieser Riesenpark, wie ihn kaum eine zweite Großstadt der Welt in ihrer

Nähe aufzuweisen hat, dehnt sich im Osten der Residenz nach Südost und streckt seine Glieder weit hinaus in die grüne Welt der Donauauen, die von Lichtungen durchzogen sind, in welchen die Seitengewässer der Donau wie Augen hell und groß aufleuchten. Der Prater hat schon viel mitgemacht, mit ihm auch das Volk von Wien, das namentlich an Sonntagen scharenweise hinunterströmt und sich es unter den schattigen Bäumen gut gehen läßt. Er ist ein gerne aufgesuchter Ort der Wiener in allen Lagen des Lebens, für alle Stände und Klassen der menschlichen Gesellschaft, für arm und reich, jung und alt. Vor wenigen Jahrzehnten gab es noch zahlreiche Volksgestalten in ihm, die mit dem anderen Kunterbunt einem Meister der niederländischen Schule Stoff zu einem großartigen Gemälde des heitersten urwüchsigen Volkslebens gegeben hätten. Auch heute bietet er noch ein Bild echten Wienerlebens.

Dieses aber hat im Laufe der Jahre viel von seiner Gemütlichkeit eingebüßt. Sie wurde ein Opfer des modernen Kulturlebens. Der Prater wurde „nobler", wie der Wiener sagt. Die morschen Hütten und Baracken, in denen „Altwien" Sonntags noch seine „Backhendl" essen und bei den Maßkrügen alten Stiles die Sorgen der Woche billiger und besser hinabspülen konnte, sind gefallen. In kleinen Gläsern werden neue Biere und künstliche Weine kredenzt. Auch die alten volkstümlichen Belustigungen mußten dem Geschmacke der Neuzeit weichen oder durchgreifende Änderungen sich gefallen lassen. Das „Ringelspiel" wurde in ein „Karroussel" verwandelt, in dem neben Pferden, Hirschen

und anderem Getier auch die Lokomotive mit einem Train Platz findet. Hippodrom und Riesenschaukel und Riesenrad ergötzen kleine und große Kinder. Vom „Kraftmesser", auf dem die heutige Generation ihre körperliche Schwäche zeigt, bis zum „weltberühmten Zaubertheater", mußte die Physik eine Menge neue Sehenswürdigkeiten ausfindig machen, um den verwöhnten Wienern Abwechslung zu bieten. Die „Bratlgeiger" und „Harfenisten" verstummten und die Militärkapellen und Damenkapellen wurden laut. Die „schöne blaue Donau" flutet im Prater und beim Klange des Straußschen Walzers tänzeln die Wellen des Stromes im regulierten neuen Bette schneller dahin, sie tragen die Kunde von Wienerlust und Wienerleben hinunter in das benachbarte Land der stolzen Magyaren und bringen Grüße von der altehrwürdigen Kaiserstadt Wien nach der erblühenden Königsstadt Budapest an der Donau.

Damit ist der Schauplatz eines „Praterfestes" geschildert. Die Erinnerung alter Gebräuche zu Nutz und Frommen des patriotischen Sinnes unserer heutigen Generation und kommender Geschlechter aufzufrischen und im Gedächtnisse lebendig zu erhalten, ist ja der Zweck dieser „Chronika Wiens".

Im Jahre 1814 beriefen die gegen Napoleon verbündeten Mächte und Herrscher Europas einen Kongreß nach Wien, um eine neue Gestaltung Europas zu begründen, verlorene Rechte wieder herzustellen, gegenseitige Interessen auszugleichen und alle billigen Ansprüche nach Möglichkeit zu befriedigen. Ein Geschichtsschreiber jener Zeiten sagt: „Unter allen Mächten des Festlandes war Österreich trotz seiner am

meisten ausgesetzten Lage auf dem Kreuzweg der Nationen in dem großen Verteidigungskampfe gegen Napoleon der wahre Vordermann und Verfechter mit unerschütterlicher Standhaftigkeit gewesen. Darum gebührte es auch vor allen anderen europäischen Städten gerade unserem Wien, dessen väterlicher Herrscher solche Proben menschlicher und Regententugenden, solche Proben der Geduld und Selbstverleugnung, furchtloser Beharrlichkeit und der gemütlichsten Eintracht gegeben hat, der Sitz dieser weltgeschichtlichen Versammlung zu sein."

Zwei Kaiser, Franz I. von Österreich und Alexander I. von Rußland, vier Könige, Friedrich Wilhelm III. von Preußen, Maximilian von Bayern, Wilhelm von Württemberg und Friedrich VI. von Dänemark, der Kurfürst von Hessen und der Großherzog von Baden, die Herzoge von Braunschweig und Nassau, von Weimar und Koburg mit ihren Staatsmännern und Ministern fanden sich ein. Die Kaiserin von Rußland und die Königin von Bayern, Erbprinzen und Thronfolger kamen und verherrlichten eine Fürstenversammlung, wie sie zahlreicher und glanzvoller noch keine Stadt der Welt geschaut hatte.

Unter den großartigen Festlichkeiten, welche der Kaiser Franz zu Ehren seiner hohen Gäste veranstaltete, wodurch er aber auch sein Reich und die Kaiserstadt Wien ehrte, verdient in erster Linie das historisch denkwürdige „Leipziger Siegesfest", das im Prater abgehalten wurde, erwähnt zu werden.

Schon am 6. Oktober 1814 war eine Vorfeier im Augarten. Die Regenten und Minister, die hohen Fürstinnen und Prinzen hatten auf einer Tribüne

Platz genommen. Unter den Klängen der Musik defilierten 400 Veteranen an den Herrschaften vorüber und setzten sich dann in einem aufgeschlagenen Zeltlager zur geselligen Unterhaltung zusammen. Es gab verschiedene damals übliche Volksspiele zu schauen; Turner und Ringer, Wettlaufen und Pferderennen wechselten ab. Beim „Vogelschießen" der Tiroler Armbrustschützen ging der Sohn des Tiroler Helden Andreas Hofer als Sieger hervor. Während die Herrschaften zu Mittag speisten, vergnügten sich die Veteranen an einer reich besetzten Tafel. Eine tausendköpfige Menge wünschte den verdienten Kriegern „guten Appetit". Der Nachmittag verging unter nationalen Tänzen, an denen Vertreter der verschiedenen Völker Österreichs teilnahmen. Mitten unter der Menge promenierten die hohen Herrschaften. Von allen irdischen Vergnügungen dieses schönen Tages lenkte ein Luftschiffer den Blick in höhere Regionen und ließ von der Gondel aus die Fahnen jener Nationen flattern, die beim Feste vertreten waren. Als der Tag zur Rüste ging, erstrahlte der abendliche Herbsthimmel von einem herrlichen Feuerwerke, dessen Glanzpunkt eine Darstellung in Umrissen des Stephansturms bildete. Der König von Preußen erfreute sich an einer Nachbildung des Brandenburger Tores in Berlin und der Kaiser von Rußland an einer solchen der Kanonensäule in Moskau. Den Gefühlen der drei hohen Verbündeten von Leipzig war dadurch Rechnung getragen worden.

Der 18. Oktober 1814, der erste Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig und des Sieges der Verbündeten über Napoleons Tyrannei, war ein Freuden-

tag für das Volk von Wien, ein Ehrentag für die Armee.

Um die achte Morgenstunde rückte die ganze Garnison von Wien aus, Infanterie, Kavallerie, Artillerie und die verschiedenen anderen Korps, und nahm im Prater Aufstellung um ein Zelt, das auf einem erhöhten Platze stand und einen Altar für die Feldmesse enthielt. Vor dem Zelte wartete der Bischof von St. Pölten, Gottfried Josef von Crüts, mit seiner Assistenz auf die Ankunft der hohen Festgäste. Zweihundert Kanonenschüsse erdröhnten, während die Herrschaften um 11 Uhr vormittags von der Hofburg ausfuhren und im glanzvollen Zuge den Prater erreichten. Die Kaiser und Könige, die österreichischen Erzherzoge und deutschen Fürsten, die Minister und Generäle, die Magnaten und die Garden stiegen von den Pferden, die Kaiserinnen und Königinnen, die Prinzen und Fürstinnen, die Palastdamen und Ehrenfrauen verließen die Hofequipagen und wappengeschmückten Herrschaftswagen. Und alle diese irdischen Größen beugten sich in Demut vor dem Herrn der Heerscharen und beteten für die bei Leipzig gefallenen Krieger, für welche der Bischof eine Seelenmesse las.

Nach beendetem Gottesdienste erscholl aus dem Munde der 200.000 Zuschauer unter dem Donner der Geschütze und den Klängen der Musik das wunderbare Hohelied der Österreicher, die damalige Volkshymne „Gott erhalte Franz den Kaiser“. Die Truppen marschierten über drei Pontonbrücken in das Feldlager auf der Simmeringer Haide. Die Kaiser, Könige und Fürsten, alles, was Namen und Würden trug, zogen nach dem

Lusthause, das von Pyramiden aus eroberten Kanonen und Fahnen, mit Säulen von erbeuteten Gewehren und Pistolen geschmückt war. Eine sinnige Inschrift oberhalb des Portales sagte den eintretenden Festgästen: „Es gab einen 18. Oktober." Vier Ehrentafeln waren gedeckt. An der „Grenadiertafel" saßen die tapferen Heldenkrieger von Leipzig, deren Brust mit dem Kanonenkreuz geschmückt war. Die Längsallee war der Speisesaal. In den Sternalleen war für die Offiziere gedeckt. Der Großfürst Konstantin von Rußland war inmitten seines Regimentes lustig und guter Dinge. An der „Marschallstafel" saßen die österreichischen Erzherzoge und die ausländischen Prinzen, die Generäle des In- und Auslandes und adelige Damen. Erzherzog Karl, der Sieger von Aspern, machte die Ehrenbezeugungen im Parterre-Saal. Im oberen Stockwerke, dessen Saal ein mit Kriegstrophäen geschmücktes Prachtzelt vorstellte, war die „Kaisertafel" mit 40 Gedecken für die gekrönten Häupter und ihre Thronfolger; ein Ehrenplatz war dem siegreichen Heerführer von Leipzig, Fürsten Karl Schwarzenberg, eingeräumt. Kaiser Franz machte die Honneurs und sprach auf seine eigene Armee und ihre Führer, auf das Heer der Verbündeten, auf seine hohen Gäste und Freunde. Kaiser Alexander von Rußland aber brachte von der Altane aus einen Trinkspruch auf die „Gesundheit der Wiener."

Als die „Kaiser- und die Marschallstafel" aufgehoben waren, stiegen die Herren wieder zu Pferde, die Damen in die Equipagen und im Festzuge ging es hinüber nach dem Feldlager auf der Simmeringer Haide. Zwei Türme flankierten eine aus eroberten Gewehren,

Fahnen und Rüstungen aufgebaute Riesenpyramide, von der aus in Strahlenform die 80 Tische aufgestellt waren. 14.000 Mann saßen an ihnen, auch die Invaliden waren geladen und alle ließen ihren obersten Kriegsherrn „hoch“ leben. Mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele kehrten die Truppen am Abende in ihre Kasernen zurück. Die Wiener aber sprachen noch lange von diesem im wahrsten Sinne des Wortes majestätischen Praterfeste.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Der Heldenplatz in Wien.

Der äußere Burgplatz von Wien heißt mit Recht der „Heldenplatz“, denn auf ihm erheben sich die Reiterstandbilder der zwei berühmtesten Heerführer Österreichs. Die unter dem aufbäumenden Pferde liegenden französischen Kriegstrophäen kennzeichnen das am 22. Mai 1860 feierlich enthüllte Erzherzog Karl-Monument, die türkischen Trophäen unter dem Rosse lassen das am 18. Oktober 1865 enthüllte Prinz Eugen-Denkmal erkennen.

„Prinz Eugenius, der edle Ritter“, wird dem Volke im tausendfach gesungenen Liede für alle Zeiten bekannt bleiben; er gilt als ein allen Stämmen gemeinsamer Held. Dieser berühmte Feldherr, eine der glänzendsten Erscheinungen der österreichischen Geschichte, war der Sohn des Herzogs Eugen Moriz von Savoyen. Er wurde in Paris 1663 geboren. Wegen seines schwächlichen Körperbaues wurde der Prinz zum geistlichen Stande bestimmt, doch schon in frühester Jugend erwachte die Lust zum Kriegerstande in ihm; sie gewann die Oberhand und Prinz Eugen wurde bald einer der kühnsten Reiter. Als solcher erbat er sich vom Könige Ludwig XIV. von Frankreich das Kommando eines Regimentes. Der König aber wies das kleine unscheinbare Männlein, an dem nur das feurige Augenpaar

den großen Geist verriet, den „kleinen Abbé“, wie man ihn nannte, spöttisch ab. Prinz Eugen wurde dadurch tief gekränkt und sagte:

„Ich werde ein gutes Land und einen guten Fürsten aufsuchen, einem fremden Monarchen dienen und nicht anders als mit dem Degen in der Faust nach Frankreich zurückkehren.“ So kam er nach Österreich, wo schon zwei seiner Brüder im Heere dienten. Er wurde vom Kaiser Leopold I. als junger Offizier von neunzehn Jahren freundlich aufgenommen. Wie der Leser weiß, ist Prinz Eugen zum erstenmale während des Befreiungskampfes um Wien 1683 hervorgetreten. Für sein tapferes Verhalten erhielt Prinz Eugen ein Dragonerregiment. Es entsprach dies seinem Herzenswunsche. Bei Gran vollbrachte der kühne Oberst an der Spitze seiner Dragoner Wunder der Tapferkeit, beim Sturme auf Ofen eroberte er das ganze türkische Geschütz, in der Schlacht bei Mohaes war Prinz Eugen der Erste, der in das türkische Lager eindrang, und bei der Einnahme von Belgrad 1688 war er der vorderste in der Bresche. Im Jahre 1691 kehrte Prinz Eugen wieder in sein Vaterland zurück, doch, wie er vorausgesagt hatte, nur mit den Waffen in der Hand. Statt reiche Geschenke mitzubringen, wie es bei Besuchen üblich ist, nahm der Held dem französischen Könige die Festungen Embrun und Gab und einige andere weg. Der erschreckte König Ludwig XIV. bot jetzt dem Sieger den Marschallstab und einen weiten Flecken Landes nebst einer großen Summe Geldes an, wenn Eugen in französische Dienste treten wolle. Doch der edle Prinz, dessen Wahlspruch war „Österreich über alles“, der nur die Größe und

den Ruhm Österreichs im Auge hatte, wies diese Lockung mit Stolz zurück und sagte:

„Ich bin jetzt kaiserlicher Marschall und durch die Pflicht der Dankbarkeit an meinen Herrn gebunden; des Geldes bedarf ich nicht und des französischen Marschallstabes kann ich entbehren."

Prinz Eugen empfing für diesen Beweis der Treue von Kaiser Leopold I. das goldene Vlies.

Wieder ging es gegen die Türken. Am 11. September 1697 kam es zur denkwürdigen Schlacht bei Zenta an der Theiß, in welcher 80.000 Türken dem an Zahl weit geringeren Heere der Kaiserlichen gegenüberstanden.

„O mon Dieu!" (O, mein Gott!) rief der frommgläubige und damit auch wahrhaft große Prinz Eugen, wie er es vor jeder Schlacht gewohnt war. Dann warf er einen Blick zum Himmel und rief, mit dem Degen in der Faust, zu seinen Soldaten: „En avant!" (Vorwärts!) Um vier Uhr nachmittags hatte das heiße Ringen begonnen und die sinkende Sonne beleuchtete das Schlachtfeld von Zenta, auf dem die Kaiserlichen unter Prinz Eugen einen der herrlichsten Siege errungen haben, den die Weltgeschichte aufzuweisen hat. Zwei Jahre später zwang Prinz Eugen den türkischen Sultan zum Frieden von Karlowitz, in welchem die Türken sämtliche bisher von ihnen besetzten ungarischen Länder mit Ausnahme des Banats an Österreich abtreten mußten, wodurch ihre Macht eine bedeutende Einbuße erlitt. Aber bald brach ein neues Ungewitter über das kriegsgeplagte Österreich los. Ludwig XIV., Frankreichs König, drang im sogenannten spanischen

Erbfolgekrieg mit einem zahlreichen Heere bis tief in das Land des Kurfürsten von Bayern vor, der sich mit dem französischen Erbfeinde verbündet hatte. Der französische Marschall Tallard führte dem bayerischen Kurfürsten Max Emanuel, dem Kaiser Leopold I. nach der Entsatzschlacht von Wien den eigenen Degen zum Ehrengeschenke machte, „die unüberwindlichsten Scharen des Erdballs“ zu, wie der eitle Franzose seine Truppen nannte. Doch Prinz Eugen stellte sich am 13. August 1704 bei Höchstädt in Bayern dem vereinigten französisch-bayerischen Heere entgegen und errang mit den verbündeten Engländern einen glorreichen Sieg. Der Kurfürst von Bayern floh den Resten des französischen Heeres nach, sein Land verloren gebend. Die Regierung übergab er seiner unglücklichen Gattin, welche ihn vor der Schlacht auf den Knien gebeten hatte, dem heillosen Bunde mit Frankreich zu entsagen. Das kleine Männchen Eugen von Savoyen, das der stolze König Ludwig XIV. einstmals höhnisch abgewiesen hatte, errang neuerliche große Siege bei Turin (1706), bei Oudenarde (1708), Malplaquet (1709) und Frankreichs Marschälle und ihre Heere unterlagen dem Feldherrntalente des „kleinen Abbé“.

Im alten Volksliede heißt es von dem Prinzen Eugen:

„Er wollt' dem Kaiser wied'rum geben
Stadt und Festung Belgerad.“

Der Wille wurde zur Tat. Prinz Eugen hatte sich ein Heer herangebildet, dem die Türken auf die Dauer nicht zu widerstehen vermochten. In einem neuen Türkenkriege, der 1716 ausbrach, eroberte er die Festungen

Peterwardein und Temesvar und brachte damit den letzten Rest von Ungarn aus türkischer Herrschaft an Österreich. Noch war das stärkste Bollwerk zu brechen, die Stadt und Festung Belgrad, das 200.000 Janitscharen verteidigten. Doch Gott war mit Eugen und seinem kleinen Heere. Am 16. August 1717 flatterte das Siegesbanner Eugens auf den Zinnen des eroberten Belgrad. Ganz Bosnien, Siebenbürgen, Slavonien und das halbe Serbien kam in die Hände des Prinzen. Im ganzen errang er während seines Heldenlebens 13 Siege so glänzend, wie die Weltgeschichte wenige aufzuweisen hat.

Im Kriegsgetümmel war der „kleine Kapuziner“, wie die Soldaten den geliebten Feldherrn wegen seines braunen Waffenrockes scherzweise nannten, mit dem Degen in der Faust an der Spitze seiner Krieger, er kämpfte wie ein gemeiner Soldat und holte sich die schwerste Wunden; er verabscheute jede Grausamkeit im Kriege und milderte die Drangsale desselben nach Möglichkeit. Als wahrhaft großer Mann war Prinz Eugen von Gottesfurcht und Bescheidenheit durchdrungen, ein Muster von sittlicher Reinheit, eine große edle Seele ohne Makel. Prinz Eugen war der Diener dreier Kaiser, von denen er selbst sagte, daß ihm Kaiser Leopold I. als „Vater“, Kaiser Josef I. als „Bruder“ und Kaiser Karl VI. als „Herr“ galt. Allen diente er als ruhmreicher Feldherr wie ausgezeichneter Staatsmann.

Von den Schlachtfeldern zurückgekehrt, wurde Prinz Eugen ein Freund und Förderer der Künste und Wissenschaften und damit auch ein Verschönerer der Kaiserstadt Wien, die sein Lieblingsaufenthalt war. Im Jahre

1693 begann er den Bau des herrlichen Schlosses Belvedere, das nach den Plänen des Architekten Johann Jakob von Hillebrand im Jahre 1724 vollendet wurde, heute noch eine der größten Zierden der Residenz. Von diesem seinen Lieblingssitze konnte Prinz Eugen auf das aufblühende Wien hinabsehen, das er durch seine glorreichen Siege für alle Zeiten von der Türkennot befreit hatte. In diesem Palaste legte er seine kostbarsten Sammlungen an, darunter seine Bibliothek, die heute der Hofbibliothek einverleibt ist, eine Kupferstichsammlung im Werte von drei Viertel Millionen Gulden, eine Handschriftensammlung und Landkartensammlung. Im Parke wurde auch eine reichhaltige Menagerie angelegt, die dem Prinzen große Freude bereitete. Durch den Bau eines Palastes in der Himmelpfortgasse hat Prinz Eugen den Geschmack für stilvolle Bauwerke in Wien angeregt und sich auch hiedurch um die Kaiserstadt die größten Verdienste erworben.

Prinz Eugen starb am 21. April 1736 im 73. Jahre seines edlen ritterlichen Heldenlebens. In der Nacht des Todes erhob, wie erzählt wurde, der älteste Löwe in der Menagerie, der dem Prinzen Eugen sehr zugetan war, wider seine Gewohnheit ein entsetzliches Gebrülle und verendete in krampfhaften Zuckungen.

Der Leichnam des Prinzen Eugen wurde unter den vom Kaiser anbefohlenen Ehren eines Erzherzogs in der Kreuzkapelle zu Sankt Stephan beigesetzt. Prinzessin Viktoria von Savoyen war die Universalerbin des unvermählt gebliebenen Prinzen. Das Belvedere und der Palast in der Himmelpfortgasse gingen durch Kauf in Besitz des kaiserlichen Hofes über; die reichen Samm-

lungen erwarb Kaiser Karl VI. gegen eine lebenslängliche Rente.

Der Leser kann im Saale V des städtischen Waffenmuseums im neuen Rathause in Wien eine Menge Trophäen aus den Kriegen des Prinzen Eugen sehen. In der „Ruhmeshalle“ des Arsenals in Wien finden sich Küraß, Koller, Kommandostäbe und eine Haarlocke des unsterblichen Feldherrn. Sein Denkmal auf dem Heldenplatz aber trägt Sorge, daß Wien stets und immer an einen der größten Feldherrn Österreichs erinnert wird.

Das Erzherzog Karl-Denkmal stellt den berühmten Feldherrn dar, wie er auf sich bäumendem Rosse mit der Regimentsfahne in der Hand seine getreuen Krieger in den Kampf führt. Die Inschrift lautet: „Dem siegreichen Führer der Heere Österreichs errichtet. Franz Josef I.“ Es gilt einem edlen Habsburger ohne Furcht und Tadel.

Im Jahre 1809 waren die Augen von ganz Europa auf Österreich gerichtet, die Freiheit desselben hatte sich unter die kaiserlichen Fahnen geflüchtet. Kaiser Napoleon wollte die österreichische Monarchie zertrümmern, wie er es mit Deutschland nach den Schlachten bei Jena und Auerstädt, wo die Preußen geschlagen wurden, getan hatte.

Aber Österreich, an Siegen und an Ehren reich, war auf seiner Hut. Großartige Rüstungen wurden betrieben. Allenthalben waren die Völker von flammender Kampflust erfüllt.

Erzherzog Karl, der Bruder Kaisers Franz wurde an die Spitze des Heeres gestellt. Die Franzosen

kannten diesen Generalissimus schon zur Genüge, da er ihnen bei Aldenhoven in Holland, bei Wetzlar am Rhein, bei Amberg und Würzburg in Bayern mit Erfolg gegenüberstand und sie in der Schlacht bei Caldiero in Italien — 2. November 1805 — glänzend besiegte. Erzherzog Karl verstand es, nach manchem Unglücke, das die österreichische Armee in den langen Kriegsjahren hin und wieder traf, seine Truppen, deren Herzen er durch Leutseligkeit und Herablassung gewann, aufs neue mit Heldenmut zu beleben und mit Jubelrufen folgten sie ihrem Führer nach dem Marchfelde, wo schon der große Ahnherr der Habsburger einen ruhmvollen Sieg errungen. Mit Todesverachtung zogen sie in die Weltschlacht bei Aspern.

Der Leser hat die Legionen der Franzosen und ihrer Hilfsvölker im Kapitel „Wiener Treue" an seinem Geiste vorüberziehen lassen an den Ufern der Donau.

Der 21. Mai 1809 war ein milder Frühlingstag in der Natur, in Österreichs Geschichte aber der heißeste Schlachttag. Von den Kirchtürmen der Marchfelderdörfer kündete kein heller Glockenschlag die Feier des Tages an und keine frommen Beter zogen durch die blühenden Gefilde.

Schon am 19. Mai war französischerseits der Übergang von etwa 90.000 Mann vom rechten Donauufer über die Insel Lobau nach dem Marchfelde bewerkstelligt worden. Erzherzog Karl hinderte ihn nicht, da er das Marchfeld zur blutigen Wahlstatt auserſah, auf welcher er seine 75.000 Mann und 288 Geschütze in zwei Treffen trefflich aufstellte. Wahrhaft ein fürstlicher Generalstab umgab den Erzherzog, ein Fürst

Hohenzollern, ein Fürst Rosenberg, ein Fürst Reuß, ein Fürst Johann von Liechtenstein, ein Fürst Kinsky. Es kann nicht Aufgabe dieser „Chronik Wiens“ sein, die Riesenschlacht bei Aspern in ihren Einzelnheiten zu schildern, sie gehört dem Buche der Weltgeschichte an. Hier sollen nur zwei der wichtigsten Episoden Erwähnung finden.

Kaiser Napoleon selbst, der Gewaltige, der Unüberwindliche, sprengte auf seinem Streitrosse nach dem Schlachtfelde, wo die gepanzerten Eisenmänner, die hommes les fer, seiner Befehle harrten. Ein donnerndes Kommandowort aus seinen bebenden Lippen und Panzer rasselten. Ein schwarzer Wald von Roßschweifen auf den Helmen der französischen Kürassiere fing an, sich zu regen und Allons! Vorwärts! Der Erdboden zittert unter den Hufen der Pferde. Doch die Österreicher, die Legion des Erzherzogs Karl, die Infanterieregimenter unter Kommando der Generäle Brady, Burasch, Maier, Köller, die böhmische neuformierte Landwehr unter Fürst Kinsky, sie zittern nicht vor dem Anpralle der glänzenden Reiter. Fahnen flattern, unter klingendem Spiele sehen die Helden dem Tode ins Angesicht. Eine Minute noch. Reiten die französischen Eisenmänner die weißen Kolonnen der Österreicher in den Erdboden des Marchfeldes hinein? Da blitzt Feuer aus tausend Gewehren und tausend Bajonette senken sich hierauf zum Angriff. Frankreichs Stolz und seines Kaisers letzter Trost, die hommes de fer, die gewaltigen Reiter, stürzen zu Hunderten von österreichischen Kugeln zu Tode getroffen, in den Sand des Marchfeldes, den schon längst vor ihnen auch andere Feinde Österreichs mit ihrem Blute ge-

rötet hatten. Die französischen Anführer der Reiterei, die Generäle Saint Hilaire und d'Espagne, liegen tot im Staube zu den Füßen der Österreicher; der Rest der hommes de fer floh zu Napoleon zurück, der sie ins Verderben gesandt.

Am zweiten Schlachttag war es. Ein neues Wüten und Stürmen, ein Ringen und Zwingen begann mit ihm auf dem Marchfelde. Trotz aller Verstärkungen, die Napoleon herangezogen hatte, vermochte er keinerlei Vorteile über die Österreicher zu erkämpfen. Die Schlacht entbrannte wie am Vortage mit gleicher Wut auf Seite der Franzosen, mit gleichem Mut auf Seite der Österreicher. Napoleon versuchte immer und wieder, das Zentrum derselben zu sprengen, doch ebenso oft hinderte ihn die Tapferkeit der Infanterie daran. Wohl begannen einige Kolonnen unter dem Ansturme der Franzosen zu wanken, aber Erzherzog Karl, der Held des Tages, rief seine Grenadiere aus ihrer Reservestellung herbei, und stellte sich, unbekümmert, ob ihn eine feindliche Kugel niederstrecke, an die Spitze der Krieger. Als der Fähnrich des Regimentes Zach zu Tode getroffen sank, ergriff Erzherzog Karl die Fahne, schwang sie hoch über seinem Haupte und stürmte dem Feinde entgegen, hinter ihm mit lautem Hurrah die Grenadiere. Bald war das Schicksal des Tages zu Gunsten Österreichs entschieden.

Der unüberwindlich scheinende Napoleon war zum erstenmale besiegt durch das von allen Seiten verlassene Österreich, das die Weltherrschaft des ehrsüchtigen Franzosenkaisers aufs tiefste erschütterte. Österreich allein hat den Völkern das Bewußtsein gegeben, daß es mög-

lich sei, das verhaßte Joch des Völkertyrannen abzuschütteln. „Heil deinem Volke, du hast gesiegt!“ und „Karl und Aspern ist ins Herz gegraben“ sang damals der Dichter Körner, auch einer der Befreiungshelden, der erst später in Deutschland seine Lorbeeren, aber auch den Tod sich holte.

Erzherzog Karl, der Retter des Vaterlandes, starb im Jahre 1847 als Heldengreis im Alter von 76 Jahren. Die „Ruhmeshalle“ des Arsenals in Wien birgt Uniform, Waffen und Autogramme (Handschriften) des Erzherzogs.

Drüben aber, im Dorfe Aspern auf dem Marchfelde, ruht heute ein riesiger steinerner Löwe auf hohem Sockel. Den mähnigen Kopf hat er auf einen französischen Kürassierhelm gestützt, in seinem gewaltige Leibe steckt die Lanzenspitze, die ihn verwundet hat. Zu Füßen des Tieres liegen zerschmetterte französische Adler, zerbrochene Fahnen, Kriegstrophäen, die Österreich an seinem heißesten Pfingstfeste von Frankreichs Heeren erbeutete. Die Inschrift auf dem Sockel sagt: „Dem Andenken der am 21. und 22. Mai 1809 ruhmvoll gefallenen österreichischen Krieger.“

Vierunddreißigstes Kapitel.

Zwei Helden aus der Völkerschlacht von Leipzig.

Am 22. Oktober 1867 fand in Gegenwart des die Helden Österreichs stets ehrenden Kaisers Franz Josef I. und der Familienglieder des fürstlichen Hauses Schwarzenberg die feierliche Enthüllung des Reiterstandbildes des Fürsten Karl Philipp zu Schwarzenberg statt, das laut Inschrift „Kaiser Franz Josef I. dem siegreichen Heerführer der Verbündeten“ errichtete. Es bildet eine Zierde des Schwarzenberg-Platzes und der Ringstraße.

Im Jahre 1892 fand ebenfalls in Gegenwart des Kaisers Franz Josef I. die feierliche Enthüllung des Radetzky-Denkmals statt, eines Reiterstandbildes nach dem Entwurfe des Professors Zumbusch. Es schmückt den Platz „Am Hof“.

Es war am Morgen des 18. Oktober 1813, an jenem denkwürdigen Tage der Völkerschlacht von Leipzig, an welchem die verbündeten Österreicher, Preußen, Russen und Schweden einen glänzenden Sieg über Napoleon und seine Verbündeten errangen und Europa aus den Fesseln der französischen Knechtschaft und Sklaverei befreiten. Kaiser Franz, dessen Uniformstücke, wie er sie damals getragen, heute noch im Waffenmuseum des neuen Wiener Rathauses zu sehen sind, stand mit seinen zwei hohen Verbündeten, dem

Kaiser Alexander I. von Rußland und dem Könige Friedrich Wilhelm III. von Preußen, auf einer Anhöhe bei Leipzig. In ihrer Nähe hielt der österreichische Feldmarschall Karl Philipp Fürst Schwarzenberg inmitten seiner Stabsoffiziere und leitete als Oberfeldherr von hier aus die Schlacht. Er wies den unabsehbaren Infanteriekolonnen die Wege, die sie zum Ziele führen sollten und den Reiterscharen die Bahnen, auf denen sie das hohe Ziel der Verbündeten, die Freiheit Europas von der Knechtschaft Napoleons, zu erreichen vermochten. Alle diese ungeheuren Scharen, diese Riesenmassen bewegten sich, sie fanden und trennten sich, als führe sie Schwarzenberg an der Schnur. Und doch waren das keine Puppen, sondern Helden von Fleisch und Blut auf diesem Kriegstheater von Leipzig. Wie ein Kapellmeister inmitten seiner Musiker den Taktstock, so hielt Fürst Schwarzenberg den Degen. Er gab den Trommlern der Infanterie, den Hornisten der Kavallerie das Zeichen und ließ die Geschütze wie Paukenschläge einfallen in den grausen Chor der Rache des geknechteten Europas gegen seinen Tyrannen. Von außen behielt Feldmarschall Schwarzenberg eine bewundernswerte Ruhe und Kaltblütigkeit, im Innern aber tobte sein Herz unter der Last der Verantwortung über das Geschick der Hunderttausende, ja über das Geschick von Europa, das die Monarchen vertrauensvoll in seine Hand gelegt hatten.

Am Abende des dritten Schlachttages finden wir die drei verbündeten Monarchen auf der Höhe von Mensdorf bei Leipzig. Sie blicken auf die im milden Abendlichte des Herbstes vor ihnen ausgedehnte, unabsehbare Wahlstatt, auf welcher das napoleonische Frankreich in den letzten

Zuckungen lag und seine einst so gewaltigen Glieder im Todeskampfe streckte. Aus dem Dampfe der Geschütze sprengen Siegesboten heraus und den Hügel hinan, auf welchem die Monarchen stehen. Eine Weile noch und die Geschütze verstummen, nur in der Ferne grollt noch das Echo vom dahinziehenden Gewitter, das Napoleons Herrschaft in Europa zerschmettert hat. Kaiser Franz I. von Österreich aber blickt auf den Lenker der Schlacht, auf den Fürsten Schwarzenberg, und überreicht diesem in dem hehren Augenblicke das Großkreuz des Maria Theresien-Ordens. Der Held aber nimmt in seiner Bescheidenheit das Kreuz vom Halse und reicht selbes seinem Generalstabschef, dem Grafen Radetzky, mit den aus edler Seele gesprochenen Worten:

„Dieses Kreuz hat der große Laudon getragen und ich kann es an keinen Würdigeren abtreten.“ Ein Strahl der sinkenden Sonne fiel auf die schöne Gruppe und auf das funkelnde Kreuz, das der hochherzige Fürst einen andern tragen hieß. Er hatte im Herzen das Gelübde getan, jedem Ruhme zu entsagen, wenn sein Arm den Sieg erringen werde. Die „Ruhmeshalle“ im Wiener Arsenale bewahrt heute noch die Ordonnanzmappe auf, die Radetzky in der Schlacht bei Leipzig benützt hat.

Nachdem Fürst Schwarzenberg seine große Aufgabe so glänzend gelöst hatte, ging der Sieger unaufhaltsam auf Paris los, dessen Einnahme im Jahre 1814 auch erfolgte. Nach Napoleons Absetzung und Verbannung kehrte Fürst Schwarzenberg nach Wien zurück und wurde Präsident des Hofkriegsrates. Jenes große Prater-

fest in Wien, von dem im vorvorigen Kapitel die Rede gewesen, war eine einzige verdiente Ehrenbezeugung für den Fürsten Schwarzenberg, den Sieger von Leipzig.

Kaiser Alexander I. von Rußland umarmte damals nach der Feldmesse den sich bescheiden in der Menge der anwesenden Generale verbergenden Fürsten Schwarzenberg im Angesichte der Monarchen, der Erzherzoge und Fürsten, des Heeres und Volkes, und rief mit kraftvoller Stimme in französischer Sprache die hier übersetzten Worte:

„Es ist gerecht, daß wir nach dem Danke an denjenigen, dem wir alles schulden, auch Ihnen, Herr Marschall, unsere Erkenntlichkeit bezeugen, weil wir nach Gott Ihnen unsere Erfolge verdanken.“

Als Fürst Schwarzenberg im Jahre 1820 auf einer Reise in Leipzig in demselben Hause starb, in welchem im Jahre 1813 Napoleon vom greisen König August von Sachsen Abschied nahm, da sagte wieder Kaiser Alexander I. von Rußland:

„Europa hat einen Helden, ich habe einen Freund verloren, um den ich trauern werde, so lange ich lebe.“

In der „Ruhmeshalle“ des Wiener Arsenals kann der Leser noch manche Erinnerungsstücke an den Fürsten Schwarzenberg sehen. —

Graf Radetzky von Hradetz gab schon in den Feldzügen gegen die Türken, dann in Frankreich und Italien unausgesetzt Beweise seiner Tapferkeit, Geistesgegenwart und militärischen Talente und hatte sich dadurch so viel Vertrauen erworben, daß er die Völkerschlacht bei Leipzig in der hochwichtigen Stellung als Generalstabschef mitmachen konnte. Während der darauf-

folgenden langen Friedensjahre 1814—1848 erwarb er sich außerordentliche Verdienste durch die Umbildung und Ausbildung des österreichischen Heeres, auf welches in Zeiten der Gefahr Österreich nunmehr sicher rechnen konnte, weil es dem „Soldatenvater" in Liebe und Treue ergeben war. Und so kamen die sturmbewegten Jahre 1848 und 1849, in welchen Feldmarschall Radetzky der Fels war, an dem sich die Wogen der Revolution brachen. In Radetzkys Lager war damals Österreich, der Horst des Kaiseradlers.

In Italien gährte es schon seit vielen Jahren und der Funke der Empörung, von fanatischen geheimen Gesellschaften angeregt, wurde dort zur hellen Flamme. König Karl Albert von Sardinien schürte selbst mit frevelhafter Hand zum Brande, weil er sich in der Glut der Empörung gegen Österreich und die rechtmäßigen Fürsten die Krone eines Königs von Italien schmieden wollte. Doch Radetzky war ein zu gewaltiger Gegner.

Es war am Morgen des 9. Mai 1848, des Tages der Schlacht von Santa Lucia. Dieses hatte Radetzky mit kriegskundigem Blicke zum Schlüssel der Aufstellung seines Heeres gegen die Piemontesen unter ihrem Könige Karl Albert gemacht. Radetzky erschien auf dem Kampfplatze wie ein Vater unter seinen Kindern, um die Soldaten zu ermutigen.

An seiner Seite ritt ein junger Offizier von achtzehn Jahren, der Erzherzog Franz Josef. Vor einem Jahrzehnt hatte der Erzherzog noch als Kind im Parke von Laxenburg mit dem Ball gespielt. An dem Tage von Santa Lucia strahlte sein Antlitz im Feuer der Be-

geisterung. Die explodierenden Bomben und Granaten, die ihn umsausten, fürchtete der kühne, todesmutige Jüngling so wenig, als das lebenslustige Knäblein den Ball gefürchtet hatte. Rechts und links, vorne und hinter ihm schlugen die Geschosse in das Erdreich ein und gruben tiefe Furchen, in welche der Heldenjüngling Franz Josef, der künftige Kaiser Österreichs, der ein halbes Jahr später den Thron der Habsburger bestieg, seine ersten Lorbeeren pflanzte.

Bomben und Granaten schlugen aber auch neben dem Heldengreise Radetzky ein. Der aber saß wie festgewurzelt auf seinem Pferde. Die herumsprühenden Geschosse machten seine von Gesundheit frisch geröteten Wangen nicht erblassen, ließen keine Wimper an den sanften blauen Augen zucken. Sein Blick war ruhig auf das vom Feinde angegriffene Santa Lucia gerichtet. Mit Begeisterung blickten die Soldaten auf ihren Feldherrn, den Greis von 82 Jahren, der aber noch lebensfrisch und kühn war wie ein Jüngling. Sie schauten mit inniger Verehrung auf den Helden, der so zahlreiche Schlachten mitgemacht, so viele Wunden davongetragen hatte. Neun Pferde waren ihm in seinen Kämpfen unter dem Leibe erschossen worden. Sie kannten ihn und wußten auch, wie sorgsam ihr Führer mit dem Blute seiner Soldaten umging. Deshalb vertrauten sie dem „Soldatenvater“, der zwar streng und scharf im Dienste, dabei aber gerecht, milde, freigebig, für das leibliche und geistige Wohl des Heeres besorgt war. Seinem Kaiser gegenüber war Radetzky ein treuer Diener, rastlos tätig für die Ehre seines Herrn und den Ruhm Österreichs. Deshalb war auch in jenen

Tagen das Schicksal der Monarchie in Italien in seine Hände gelegt worden. Würdige, treuere hätte der Kaiser nimmer finden können.

„Kaiserliche Hoheit," sagte Radetzky zum Prinzen Franz Josef, „die Sonne von Santa Lucia wird uns einen heißen Tag bringen. Doch, was sollen Sie hier? Ihre Gegenwart bereitet mir Schwierigkeiten. Trifft Sie ein Unglück, welche Verantwortung für mich! Werden Sie gefangen, so können alle Vorteile, die meine Armee erringt, verloren gehen."*

„Herr Feldmarschall," antwortete der Erzherzog, in edlem Stolze etwas lächelnd über die Freimütigkeit des Heldengreises, „es mag Unvorsichtigkeit gewesen sein, mich hierher zu senden, nun ich aber einmal da bin, verbietet es mir meine Ehre, unverrichteter Dinge zurückzukehren."*

Radetzky warf einen Blick der Bewunderung auf den mutvollen Prinzen und eine Träne der Freude glänzte an seinem Auge. Er, der Held von hundert Schlachten, wußte, was es heißt, wenn ein Jüngling zum erstenmale auf dem Boden steht, auf dem selbst graubärtige Männer zittern, was es bedeute, wenn dieses junge Leben vom Tode in grausigster Gestalt bedroht wird. Erzherzog Franz Josef blieb und empfing an diesem glorreichen Tage von Santa Lucia die Feuertaufe. Radetzky gewann mit seinen Österreichern die Schlacht, welche die glänzendste, rühmlichste und einflußreichste Waffentat des ganzen Krieges genannt werden kann.

---

* Historisch getreue Worte.

Es war am Nachmittage des 18. Jänner 1858, als Kaiser Franz Josef dem am 3. Jänner im Alter von 92 Jahren zu Mailand verstorbenen Soldatenvater Radetzky, dem treuesten Diener dreier Kaiser, dem ältesten Veteran und sieggekrönten Führer seiner Armee, die letzte Ehre erwies. Um diese Stunde stand auf dem damaligen Glacis von Wien die ganze Garnison der Kaiserstadt in Reih und Glied. Die Fahnen, einst durch Radetzky nach Sieg und Sieg von Lorbeer umwunden, waren umflort, die Trommeln, die unter ihm so oft zum Streite gerufen, waren mit schwarzem Tuch bedeckt, denn der Leichenzug Radetzkys nahte heran. Der Kaiser selbst kommandierte „Präsentiert!“ Die Truppen senkten die Gewehre, die Fähnriche die Standarten, die Musikbanden intonierten gedämpften Schalles den in eine Trauermelodie umgesetzten „Radetzkymarsch“, der die Truppen so oft zum Sturme begeistert hatte, an diesem Tage aber auf Heer und Volk so ergreifend wirkte, daß jeder Paukenschlag tief erschütterte, jeder Posaunenstoß einem schmerzerfüllten Klageruf glich. Der oberste Kriegsherr senkte seinen umflorten Säbel und blickte mit der ganzen Majestät des Schmerzes nach dem mit Kriegsemblemen und den Wappen des Feldmarschalls geschmückten Leichenwagen, auf dem ein hochgebahrter Sarg die dem Kaiser und Vaterlande so teure irdische Hülle Radetzkys barg. Am Praterstern standen die Truppen schußfertig und drei Grabessalven krachten. Denn Held Radetzky hatte seit 1784, also seit dreiviertel Jahrhunderten alle Feldzüge Österreichs mitgemacht und zum Wohle des Vaterlandes, zum Ruhme Österreichs „weit über die Zeit“ gedient.

Wenn der Leser fragt, wo sie den Alten hingebettet haben, dann sei ihm von Wien aus eine kurze Tour nach dem Heldenberge von Wetzdorf im Viertel unterm Manhartsberge Niederösterreichs empfohlen, wo Radetzky seine letzte Ruhestätte gewünscht und gefunden hat.

Die „Ruhmeshalle" des Wiener Arsenals birgt noch Uniformen, Säbel, Ehrenbecher, Briefe des großen Feldherrn und andere denkwürdige Schaustücke. Sein Andenken aber lebt in der Armee und im Volke fort.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Wiener Sang und Klang.

Dem Leser ist in dieser „Chronik von Wien" Kunde geworden von Sang und Klang am minniglichen Herzogshofe der Babenberger in Wien. Dort fanden im Mittelalter Dichter und Sänger gastfreundliche Aufnahme. Auch in der Neuzeit wurde der Kaiserhof der edlen Habsburger eine Pflegestätte der schönen Künste. Namentlich fand seit Kaiser Maximilian I., der Kunst und Wissenschaft liebte, die edle Musica von Seite vieler Mitglieder des Kaiserhauses persönliche Förderung und Pflege. Kaiser Karl V. war ein besonderer Musikfreund, so daß er sich in seinen Residenzen und auf Reisen Privatmusikkapellen hielt. Ferdinand I., Maximilian II., Rudolf II. teilten diese Vorliebe und Ferdinand III., Leopold I. und Josef I. waren selbst Komponisten (Tondichter). In jüngster Zeit wurden ihre Werke aus dem Archive geholt und sind in einer Prachtausgabe erschienen.

In einem Konzerte vom 13. Oktober 1762 im großem Festsaale des kaiserlichen Lustschlosses Schönbrunn ließ sich die Kaiserin Maria Theresia als eine vollendete Opernsängerin hören. Ihr Gemahl Kaiser Franz I. Stephan war ein feinfühlender Musikkritiker. Kronprinz Josef zeigte sich als Virtuos auf dem Violoncello, seine Gemahlin Prinzessin Maria Isabella

von Parma als Meisterin auf der Violine und am Klaviere, dem damaligen Clavecin, saß der kleine sechsjährige „Wolferl", der spätere Tonheros Wolfgang Amadäus Mozart. Das Wunderkind bewies vor dem Kaiserhofe eine solche Meisterschaft, daß der hocherfreute Monarch den Wolferl mit dem lauten Rufe: „Du bist ein kleiner Hexenmeister" gegen die goldstrotzende Saaldecke hob und ihn hierauf zu Füßen Maria Theresias niedersetzte. Der kleine Musikus saß aber auch schon mit einem Sprunge auf dem Schoße der hohen Frau, schlang seine Ärmchen um deren Hals, griff mit den kleinen Händchen nach den Wangen der lachenden Majestät und küßte dieselbe ein dutzendmal in stürmischer Herzlichkeit ab. Die Kaiserin ließ es gerne geschehen und zahlte, als Wolferl fertig war, ihm den Tribut seiner kindlichen Liebe mit ebenso herzlichen Küssen reichlich wieder zurück. Damit war Mozarts Schicksal besiegelt und er an Wien gefesselt.

In Salzburg, seiner Vaterstadt, findet der Leser auf Schritt und Tritt Andenken an den großen Komponisten. Der kleine Wolferl, wie ihn sein Vater Leopold nannte, war in der Tat ein musikalisches Wunderkind. Im Alter von drei Jahren kletterte er nach dem Klaviere hinauf, suchte mit den Fingerchen nach zusammenklingenden Tönen, im vierten Jahre spielte er schon ein anmutiges Tänzchen, im fünften fing er an, Tonstücke zu dichten (komponieren). Das Klavier war ihm der liebste Tummelplatz. An ihm schlief das Kind vor Ermüdung oft sanft ein. Sein Vater, ein tüchtiger Musiker und zweiter Kapellmeister des Fürsterzbischofes von Salzburg, ging mit dem

sechsjährigen Wolferl und dessen Schwester, die in ihrem elften Jahre stand und eine vorzügliche Klavierspielerin war, auf Kunstreisen nach München, wo die Geschwister Mozart vor dem baierischen Kurfürsten spielten und die größte Bewunderung erregten. Dann ging es nach Wien, wo der Kleine wegen seiner staunenswerten Leistungen auf dem Klavier beim kaiserlichen Hofe jene Szene hervorrief, die der Leser vorhin erfuhr. Später durchzog Vater Mozart mit seinem zum Jüngling heranwachsenden Sohne halb Europa. Wolfgang erntete Ehren bei Königen und Fürsten wie beim Volke, wie solche noch wenigen Musikern vor ihm geschehen sind.

Im Alter von 13 Jahren wurde Wolfgang Mozart zum Konzertmeister des Erzbischofes von Salzburg ernannt. Der jugendliche Künstler ließ sich aber durch das Lob der Menge nicht verblenden. Vielmehr erhöhte sich sein glühender Eifer, sich fort und fort auszubilden und das Ziel der Vollkommenheit zu erreichen, soweit dies nur überhaupt möglich war. Auch die Italiener wurden hingerissen durch Mozarts Meisterschaft in der Musik und der kunstliebende Papst Klemens XIV. Ganganelli verlieh dem vierzehnjährigen Mozart ein Ehrenkreuz und ernannte den jungen österreichischen Künstler zum Ritter des goldenen Sporns.

Im Jahre 1781 nahm Wolfgang Mozart seine Entlassung aus fürsterzbischöflichen Diensten und zog nach Wien. In der Residenz fanden ja damals junge Schüler große Lehrer, die Meister aufmerksame Hörer, einen reichen Adel und ein kunstliebendes, dankbares Publikum. Was Wunder, daß Wien die gerne gesuchte

und nicht mehr verlassene Heimstätte für die großen Meister der Töne wurde. Mozart, der deutsche Meister und Schöpfer der deutschen Oper, mußte aber in Wien einen Kampf mit den italienischen Musikern aufnehmen, er sah seine herrlichen Werke verdrängt und sich selbst in Kummer und Not versetzt.

Um diese Zeit wollte der König Friedrich Wilhelm II. von Preußen den berühmt gewordenen Mozart zu seinem Musikgeneral mit einem Jahresgehalte von 5400 Gulden machen. Doch der Vaterlandsfreund liebte seinen Kaiser Josef II. zu sehr, um das glänzende Anerbieten des Preußenkönigs anzunehmen. Er wartete in Wien lieber auf Besserung seiner Verhältnisse, welche schließlich Josef II. durch eine erhöhte Besoldung auch herbeiführte. Mozart fühlte sich wieder zufrieden in Wien und ließ wieder fröhliche Töne auf seiner Harfe erklingen. Doch je höher sein Geist sich aufschwang, desto tiefer verfiel der Körper, in welchem schon längst der Keim einer schweren Krankheit lag. Durch übermäßige Anstrengungen war dem Siechtum Vorschub geleistet worden. Sein letztes Werk war ein Requiem (musikalisch begleitete Seelenmesse). Im Alter von nur 35 Jahren hauchte Wolfgang Amadäus Mozart im Jahre 1791 seine edle Seele aus. Ein großes Herz stand still, eines Künstlers Erdenleben war beendet. Es war nur kurz und doch für die Entwicklung der Kunst so überaus fruchtbar und segensreich gewesen. Mozart hinterließ der Nachwelt mehr als 700 Meisterwerke.

Unter der Regierung des jetzigen, die schönen Künste ehrenden edlen Habsburgers Franz Josef wurde das

Andenken an die großen Tondichter durch Monumente verherrlicht, die der Meister, aber auch der Kaiserstadt Wien würdig sind. Auf dem Albrechtsplatze, hinter dem Hofopernhause in Wien, erhebt sich heute das vom Meister Tilgner entworfene weißmarmorne Mozart-Denkmal, das den unsterblichen Tonkünstler in bequemer Haltung, die Linke auf das Notenpult gestützt, die Rechte vorgestreckt, darstellt. Anmutige Kindergruppen zieren den Sockel. Das Ganze ist ein Bild der liebenswürdigsten Heiterkeit, die Mozarts Leben charakterisierte.

Dem obenerwähnten Konzerte in Schönbrunn hatte auch Erzherzog Maximilian Franz, der jüngste Sohn der Kaiserin Maria Theresia, beigewohnt, der später als Kurfürst von Köln Segen und Wohlstand zu verbreiten und die Stadt Bonn zu einer Heimstätte der schönen Künste zu machen bestrebt war. Der edle Kaisersohn war wie sein Bruder Josef II. ein glühender Verehrer der edlen Musika. In Bonn errichtete er sich eine eigene Musikkapelle und ein eigenes Nationaltheater und machte die Stadt zur Kunststadt.

An der kurfürstlichen Kapelle war ein Sänger, van Beethoven, angestellt, dem im Jahre 1770 ein Sohn geboren wurde, der den Namen Ludwig erhielt. Dieser verlebte im elterlichen Hause eine recht trübselige Kindheit, zumal er sein geliebtes Mütterlein, den Trost in seinem armen jungen Leben, bald verlor. Von seinem Vater erlernte Ludwig van Beethoven Violin- und Klavierspielen, wobei freilich oft der Fiedelbogen in der Hand des strengen, meist betrunkenen Lehrers auf dem Rücken des armen Knäbleins spielte

und heiße Zähren auf die Tasten herniederfielen. In dieser Not fand der kleine Ludwig im kurfürstlichen Hoforganisten Christian Gottlob Naefe einen Retter. Dieser gab ihm Unterricht im Orgelspiele, im musikalischen Vortrage und in der Kompositionslehre (Tondichtung). Der gottbegnadete Schüler überflügelte bald seinen Meister und in der Charwoche des Jahres 1784 saß der vierzehnjährige Hoforganist Ludwig van Beethoven an der Orgel der Kirche zu Bonn und spielte und dirigierte die ergreifenden Klagelieder des Propheten Jeremias. Damit war auch dem jugendlichen Künstler eine gute Zukunft gesichert.

„Dieses junge Genie, dieser Beethoven, verdient Unterstützung, daß er reisen könne; er würde gewiß ein zweiter Mozart werden," hatte Naefe gesagt, und dieser Ausspruch war zu Ohren des kunstsinnigen und hochherzigen Kurfürsten Maximilian Franz gedrungen. Er schickte Beethoven mit einem Stipendium ausgerüstet nach Wien.

In der Kaiserstadt an der Donau fand der junge Rheinländer, der sich rasch in einen glühenden österreichischen Patrioten verwandelt hatte, abermals einen edlen Habsburger, der sich seiner annahm. Erzherzog Rudolf, der jüngste Bruder des Kaisers Franz I., später Kardinal-Erzbischof von Olmütz, ward der großmütige Gönner. Er nahm bei Beethoven Musikunterricht und begründete so den Ruf des Tonkünstlers in Österreich. Erzherzog Rudolf wurde auch der erste Protektor der Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates. Hohe Adelige, Fürst Kinsky, Fürst Lobkowitz und andere waren es, die dem unbe-

mittelten Beethoven durch ihre Unterstützung den Aufenthalt in Wien ermöglichten.

„Früh übt sich, was ein Meister werden will.“ Dieser Wahrspruch gilt auch für Beethoven, der schon als Knabe in Bonn ein Klavierkonzert, als Jüngling in Wien Präludien (Vorspiele), Sonaten, (Klavierstücke) und Kantaten (Singstücke religiösen Inhalts) komponiert hatte und als Mann und Meister in rascher Folge Trios, Quartette, Quintette, Sextette für Streichinstrumente (3-, 4-, 5-, 6-stimmige Musikstücke) anreihte bis hinauf zu den entscheidenden Meisterwerken des musikalischen Genius, den wunderbaren Symphonien (großes, vielstimmiges Tonstück) und der Oper „Fidelio“, Werke, die alle den Meister loben.

„Zur Ehre des Allmächtigen, des Ewigen, Unendlichen,“ wie Beethoven sagte, schrieb er seine „Missa solemnis“ (Festmesse), die er selbst sein vollendetstes Werk nannte.

Die edlen Gönner in Wien hatten Beethoven ein sicheres Jahreseinkommen von 4000 Gulden ausgesetzt. Obwohl ihm König Jerome Bonaparte von Westfalen ein viel glänzenderes Anerbieten machte, um den Meister an das Hoflager nach Kassel zu ziehen, wurzelte dieser doch schon zu tief in dem Boden seines zweiten Vaterlandes Österreich. Er blieb in der Kaiserstadt Wien.

Ganz Wien kannte Beethoven, der auf sein Äußeres wenig hielt, und infolge dieser Vernachlässigung beim Volke unter dem Namen „der kraupete Musikant“ eine Rolle spielte. Mit dem Notenhefte und dem Griffel in der Hand durchrannte Beethoven die Straßen der Stadt, und auf dem Lande durchirrte er die Wälder und

Fluren. Jäger, Kohlenbrenner und andere Waldleute schauten dem dahinstürmenden Genius kopfschüttelnd nach. Die Alten machten ihm ehrfurchtsvoll Platz, der Jugend diente er als Zielscheibe unziemlicher Späße. Beethoven vergaß in seinem Leben so ganz auf sich selbst, die Nachwelt wird aber des Feuergeistes nicht vergessen, der in seinen herrlichen Werken von allem Irdischen sich losriß und nach dem Höchsten hinanstieg, in brausenden Akkorden wie im Schmelz leiser Töne seine Sehnsucht nach dem Jenseits kundgab, während das schwere körperliche Leiden der Taubheit — für einen Musiker wohl das fürchterlichste — den Riesen gefesselt hielt, ihn düster und traurig machte.

Beethoven hielt sich mit Vorliebe in Heiligenstadt bei Wien auf. Eine Bronzebüste, von Fernkorn modelliert, kennzeichnet heute noch den Platz, wo der große Naturfreund unter den schattenden Bäumen so gerne verweilte und im Anblicke des Landschaftsbildes Trost in seinem Leide suchte und fand. Dort schrieb der Schwergeprüfte auch ein ergreifendes Klagelied, welches unter dem Namen „Beethovens Testament von Heiligenstadt" bekannt geworden ist. Im Schulhause zu Heiligenstadt kann der Leser die interessante „Beethoven-Sammlung" von Handschriften und Porträts des unsterblichen Meisters sehen.

Am 26. März 1827 blieb die kleine Pyramidenuhr, ein Geschenk der Fürstin Lichnowsky, im Gemache Beethovens plötzlich stehen. Auch die Lebensuhr des Meisters der Töne war um diese Stunde abgelaufen. Unter Donner und Blitz eines über Wien dahinziehenden Gewitters gab Beethoven, der in seinen Werken selbst

Blitze des Geistes geschleudert, seine große Seele auf. Er hat ein Alter von 56 Jahren erreicht. Am Schwarzspanierhaus (Alservorstadt, Beethovengasse 2) sagt dem Leser eine Inschrift: „Beethovens Sterbehaus, 26. März 1826“.

Grillparzer, der gefeierte Dichter, hielt eine Grabrede, in der es von Beethoven hieß: „Ein Künstler war er und was er war, war er nur durch seine Kunst“.

Am 1. Mai 1880 wurde auf dem Beethoven-Platze in Wien das vom Meister Zumbusch entworfene Standbild des Tonheros enthüllt. Die Figur des Komponisten sitzt auf einem Felsblock, sie ist in den historischen Mantel gehüllt. Am Sockel ist Prometheus mit dem in dessen Fleische wühlenden Adler und die Viktoria mit dem Siegeskranze zur Darstellung gebracht.

Am Sterbebette Beethovens stand ein junger Mann, der später selbst unsterblich wurde, Franz Schubert, der deutsche Liederkönig. Dieser wurde zu Wien auf dem sogenannten „Himmelpfortgrund“ als Sohn eines achtbaren, vielgeprüften und mit Kindern reich gesegneten Schullehrers geboren und zeigte schon in seiner frühesten Kindheit, wie es auch bei Mozart der Fall war, eine ans Wunderbare grenzende musikalische Begabung. In seinem vierten Lebensjahre tappte das Büblein schon auf den Klaviertasten herum, im fünften lernte der „kleine Franzl“ lesen, im sechsten und siebenten war er schon der erste Preisträger in der Schule, im achten Jahre lernte er geigen, im neunten und zehnten singen. Damals komponierte er schon Lieder, Klavierstücke und Streichquartette.

Im Alter von eilf Jahren erhielt Franz Schubert eine Stelle als Sängerknabe in der kaiserlichen Hofkapelle und einen Freiplatz im Stadtkonvikte (Erziehungsanstalt), wo er unter der Leitung tüchtiger Meister seine weitere musikalische Ausbildung empfing und aus der Anstalt bald selbst als ein Meister der Tonkunst hervorging.

Als der Sänger Schubert bei herannahendem Jünglingsalter seine Stimme verlor, trat er freiwillig aus dem Konvikte, wo er so heiter und glücklich gewesen, in das ernste Leben hinaus. Der wahre Genius (geistige Eigentümlichkeit) bricht sich wohl selbst Bahn, doch bedurfte es bei dem scheuen Schubert, der ja unter Entbehrungen aufgewachsen, der Mithilfe wackerer Kunstfreunde, welche dem jungen Tonkünstler die vielen Hindernisse aus dem dornenvollen Wege räumten und ihn auf die Bahn zu unsterblichem Ruhme leiteten.

Im Alter von 21 Jahren nahm Schubert eine Stelle als Musikmeister des Grafen Eszterhazy an, weil mit derselben der regelmäßige Sommeraufenthalt im romantischen Waagtale verbunden war, dessen frische Lüfte die in der großen Wienerstadt etwas wankend gewordene Gesundheit Schuberts stärken sollten. Doch den echten Wiener damaliger Zeiten litt es nicht lange im fremden Lande und so kehrte auch Schubert bald wieder nach der geliebten Kaiserstadt zurück. Hier vertonte er in staunenswerter Schnelligkeit zahlreiche Lieder. Sie sind von süßer Hoffnungsfreudigkeit und Lebenslust durchhaucht, während ihr Komponist schon den Todeskeim in sich barg. Mit seinen größeren Opernwerken vermochte er nicht durchzudringen und die Er-

trägnisse seiner Konzerte gewährten ihm nur kurze Zeit eine geringe Beihilfe in des Lebens Nöten. Ein Nervenfieber, das schon lange in Schuberts abgemühtem und überangestrengtem Körper geschlummert hatte, führte im Jahre 1828 den Tod des großen Tondichters in dessen 31. Lebensjahre herbei. Soweit die deutsche Zunge klingt, wurde im Jahre 1897 der hundertste Geburtstag Schuberts in festlicher Weise begangen. Schubert gilt als der größte musikalische Meister des Liedes. Deutsch ist sein Lied und deutsch ist der Sänger. Österreich kann wahrhaftig auf ihn stolz sein.

Im Wiener Stadtparke befindet sich ein lauschiges Plätzchen, von Bäumen umgrünt, von Rosen umblüht, von Vögeln umsungen. Seine Mitte schmückt das Denkmal unseres unsterblichen Liederkomponisten. Das Auge desselben ist sinnend nach oben gerichtet und über einem Notenhefte schwebt die Hand mit dem Griffel, als wollte sie einen Gedanken niederschreiben. Auf dem Granitsockel, der die lebenswahre Marmorstatue trägt, steht: „Franz Schubert".

In der großen Totenstadt Wiens, auf dem Zentralfriedhof, findet der Leser einen Platz, der jedem Wiener, jedem Freund der Tonkunst teuer sein muß. Das Grabdenkmal Mozarts mit der trauernden Muse, mit Leyer und Lorbeerkranz bildet die Mitte eines Halbkreises, der auch die Gräber Schuberts und Beethovens mit dem weißen Marmorobelisken umschließt.

Im Hintergrunde erhebt sich der hohe Obelisk auf dem Grabe des Tonmeisters Gluck, der als Knabe aus seiner oberpfälzischen Heimat nach Österreich kam und in seinem zweiten Vaterlande zum großen Komponisten

heranwuchs. Er wurde der Verbesserer der ersten deutschen Opernmusik in Wien, das er bis an sein Lebensende nicht mehr verlassen hat. Die großen Meister sind tot, aber ihre Namen werden als glänzendes Viergestirn am musikalischen Himmel Wiens leuchten für alle Zeiten.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Das Hohelied der Österreicher.

Am 31. Mai 1887, dem 78. Todestage des Tonheros, wurde in Gegenwart des Kaisers Franz Josef das von Natter entworfene und in seiner Einfachheit dem Wesen des Gefeierten so entsprechende Denkmal Josef Haydns auf dem Platze vor der Mariahilferkirche in Wien feierlich enthüllt. In der Nähe, in der Haydngasse, findet der Leser den Eingang des Hauses Nr. 19 mit einer Marmortafel geziert, welche die Aufschrift „Zum Haydn" trägt; im kleinen Hausgärtchen ist Haydns Büste aus Sandstein aufgestellt. Dieses gemütliche Heim hatte sich Vater Haydn nach seiner Rückkehr aus London als Ruhesitz gekauft, es wurde auch sein Sterbehaus.

Josef Haydn wurde im Jahre 1732 im kleinen Markte Rohrau bei Hainburg in Niederösterreich geboren. Sein Vater war ein schlichter Wagnermeister, der, wie alle Österreicher, eine große Vorliebe für Musik hatte und die Harfe etwas spielen konnte, während seine Mutter als ehemalige Kirchensängerin einer echt angenehme Stimme hatte. Der kleine „Sepperl" gab schon in zartester Kindheit ein außerordentlich feines Gehör und ein eben solches Gefühl für Musik zu erkennen. Ein Verwandter, namens Frank, der Schullehrer und Kirchenchorleiter im nahen Städtchen

Hainburg war, nahm den fünfjährigen Knaben zu sich und erteilte dem gelehrigen Schüler zuerst Unterricht im Lesen, Schreiben, dann später im Gesange, in Klavier und Violine, wobei es der heranwachsende Haydn an Fleiß und Ausdauer nicht fehlen ließ; beide sind ja neben der angeborenen Begabung in der Kunst unerläßlich.

Gelegentlich eines Besuches beim Stadtpfarrer in Hainburg hörte der Hofkapellmeister Reutter aus Wien, der zugleich Chorleiter in Sankt Stephan und Direktor der Sängerknaben war, die prächtige Stimme des jungen Haydn und nahm ihn als Chorsänger mit sich nach Wien. Haydn hatte einen Schatz in seiner Kehle, doch der kluge Junge verließ sich nicht auf dessen zweifelhafte Dauer, sondern er strebte fleißig darnach, seine musikalischen Kenntnisse auf eine feste Grundlage zu stellen und überwand durch Fleiß und Ausdauer alle Schwierigkeiten auf dem Klaviere und der Violine. Haydn tat gut daran, denn eines Tages verlor der Sänger seine Stimme, gewann aber bald durch seine Meisterschaft auf den Musikinstrumenten Freunde und Gönner, die sich seiner annahmen und die härtesten Dornen aus der Lebensbahn eines jungen strebsamen Künstlers räumten.

Im Jahre 1759 wurde Josef Haydn Kapellmeister bei dem böhmischen Grafen Morzin, dann 1761 Kapellmeister des ungarischen Fürsten Eszterhazy, was er bis zu seinem Lebensende blieb. Haydn füllte seinen Posten in einer Weise aus, welche ihm die Hochachtung seines fürstlichen Herrn und die Liebe und Verehrung der ihm unterstehenden Musiker verschaffte.

Bald drang sein Ruhm als Tonkünstler vom einsamen Schlosse Eisenstadt in Ungarn in die weite Welt hinaus. Namentlich verschaffte er sich durch seine Instrumentalmusik einen weithin berühmten Namen.

So wurde er nach England berufen und fand hier eine derart begeisterte Aufnahme, daß ihn im Jahre 1791 die Universität Oxford feierlich zum Doktor der Musik ernannte. Das englische Königspaar wünschte Haydn ganz an den Hof zu fesseln. Er sollte im Königsschlosse selbst wohnen. Doch der gute Patriot kehrte lieber in sein Vaterland Österreich heim, in seine geliebte Kaiserstadt Wien. Er fand ja auch in dieser die höchsten Ehren und Auszeichnungen, doch der demütige Meister der Töne wies nach oben und sagte:

„Nicht von mir, von dort kommt alles."

Josef Haydn ist auch der Komponist der österreichischen Volkshymne und diese seine Bedeutung allein muß ihn jedem wahren Österreicher lieb und wert machen. Dieses Lied ist entstanden in Tagen bitterster Not und Bedrängnis durch den Erbfeind Frankreich. Im Jahre 1897 feierte die Volkshymne ihr hundertjähriges Jubiläum. In der „Wiener-Zeitung" vom Jahre 1797, Nr. 15, heißt es: „Bei dem auf den 12. Februar fallenden Geburtsfeste unseres Kaisers haben allhier sowohl, als in sämtlichen k. k. Erbstaaten die getreuen Untertanen, gleichsam wetteifernd, neue Beweise ihrer Liebe, Ehrfurcht und Verehrung gegen den Monarchen und das Erzhaus an den Tag gelegt. Diese Empfindungen äußerten sich insbesonders, als hier in allen Schauspielhäusern das von Herrn

Haschka verfaßte und von dem Tonsetzer unserer Zeit, Herrn Josef Haydn, in Musik gesetzte Nationallied „Gott erhalte Franz, den Kaiser", von dem Orchester angestimmt wurde und den regen Gefühlen aller Herzen gleichsam die Bahn öffnete. Sie brachen in lauten Jubel aus, als Se. Majestät selbst in der Loge erschien und Ihre Rührung aufs huldvollste zu erkennen gab."

Mit der Volkshymne wurde ein Lied geschaffen, „das geeignet war, die treue Anhänglichkeit des österreichischen Volkes an seinen guten und gerechten Landesvater vor aller Welt kund zu tun und in den Herzen aller guten Österreicher jenen edlen Nationalstolz zu erwecken, der zur kraftvollen Ausführung jeder von dem Landesfürsten als nützlich erkannten Maßregel unentbehrlich ist."

Der Wiener Dichter J. G. Seidl verfaßte im Jahre 1854 einen neuen, den heutigen Text, der als für alle Zeiten passend von Sr. Majestät dem Kaiser Franz Josef anerkannt wurde. Die erhabene, ergreifende Melodie des Liedes und mit dieser Haydns Ruhm blieb und wird bleiben für alle Zeiten.

Wie wahrhaft große Männer über die österreichische Volkshymne gedacht haben, davon seien zwei Beispiele erzählt:*

Am 7. September 1808 erhielt der greise Tondichter Josef Haydn in seinem Dachstübchen einen Besuch.

---

* Ausführlich in Ferdinand Zöhrer, „Österreichisches Künstlerbuch".

August Wilhelm Iffland war es, der berühmte Direktor des königlichen Nationaltheaters in Berlin und der Theaterdirektor Schmid, der den großen Haydn sehen wollte. Nachdem Vater Haydn den beiden Herren reiche Erinnerungen aus seinem Künstlerleben mitgeteilt hatte, ließ sich der Greis, auf den Arm seines Dieners gestützt, nach dem Klavier führen und öffnete dieses mit den Worten, die hier getreu wiedergegeben werden:

„Ich sollte Ihnen doch etwas vorspielen. Wollen Sie etwas von mir hören?“ Iffland sagte verbindlich:

„Wollen? Bitten müssen wir Vater Haydn um diesen Genuß.“

„In meinem Alter ist mir freilich auch schon das Klavier verhaßt,“ erwiderte Haydn. „Sie sollen aber eine Komposition von mir hören, die ich in diesen Tagen gemacht habe, als eben die französische Armee gegen Wien vordrang. Das Lied heißt: „Gott erhalte Franz, den Kaiser!“

Haydn begann nun die Volkshymne und spielte die Melodie ganz durch und zwar mit einem wunderbaren, fast verklärten Ausdrucke. Als der Greis geendet, legte er seine Hände wie segnend auf das Klavier und sagte mit weihevollem Tone:

„Ich spiele dieses Lied jeden Morgen und oft habe ich Trost und Erholung daraus gewonnen in den Tagen der Unruhe. Ich kann auch nicht anders, ich muß es alle Tage spielen. Mir ist herzlich wohl, wenn ich es spiele und noch eine Weile nachher. Es ist sonderbar; wenn es mich so innerlich quält und nichts helfen will, um die Qual los zu werden und mir fällt nur mein Lied „Gott erhalte“ ein, dann wird mir leichter, es

hilft. Die schöne Tabatiere dort mit dem Bildnisse des Kaisers Franz I. von Österreich ist ein Geschenk von Sr. Majestät für die Komposition des Kaiserliedes".

Die beiden Männer nahmen Abschied vom Greise. Sie trugen eine schöne Erinnerung in ihre Heimat mit, ein ehrendes Gedenken an den großen Josef Haydn und sein „Gott erhalte".

Wie Beethoven, der Rheinländer, über sein zweites geliebtes Vaterland Österreich dachte, spricht dieser unsterbliche Meister der Töne in jenen Worten aus, die er an Haydn richtete, als ihm dieser die österreichische Volkshymne „Gott erhalte" vorsang:

„Du hast ein Lied gesungen, das zum Pulsschlag unseres Volkes werden wird!" rief Beethoven begeistert aus. „Gott segne Österreich! Es mögen Tage friedlichen Sonnenscheins oder Tage düsterer Heimsuchung über unser Vaterland kommen — immer wird sich Österreich an diesem Liede seines Herzens Liebe neu entzünden. — Wehe der Zeit, wo man dieses Lied durch ein anderes ersetzen will. Das wäre die Zeit, in der Österreich stirbt. Denn reiner singt keiner die Liebe zum Kaiser und Vaterland, als du, mein großer, mein österreichischer Josef Haydn".

Auf seinem Sterbebette sagte der frommgläubige Haydn:

„Das stillfromme Gedenken an Gott war der goldene Faden, der sich durch mein ganzes Leben zog. Ja ihm, in den Himmeln oben, sei Ehre und Dank gesagt von meinen armen Lippen. Mein ganzes Leben hat der Griffel seiner erbarmenden Liebe geschrieben".

Josef Haydn, der die Welt mit 1000 Meisterwerken der Tonkunst beglückte, starb im Kriegsjahre 1809 im Greisenalter von 77 Jahren.

In der Kalvarienbergkirche zu Eisenstadt in Ungarn lautet die Inschrift auf Haydns Grabdenkmal: „Dem Fürsten der Musik seines Zeitalters.“

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Ein heiliges Wahrzeichen.

Auf dem Maximiliansplatze in Wien erhebt sich die prachtvolle Votiv- oder Heilandskirche, ein gotisches Meisterwerk, nach Entwürfen des Professors und Architekten Heinrich Ritter von Ferstel in der unter Leitung des Bau- und Steinmetzmeisters Josef Kranner wiedererstandenen Wiener Bauhütte geschaffen. Ein heiliges Wahrzeichen von Neu-Wien, wie der Stefansdom ein solches von Alt-Wien ist. Herrlich ist die Votivkirche, wenn die milden Lichter der Morgen- und Abendsonne die in kunstvollster Steinmetzarbeit ausgeführten beiden himmelanstrebenden Türme und die vielen zierlichen Türmchen, die mächtigen Strebepfeiler und die Giebel in Purpur röten, dann in Matt vergolden, oder wenn der heiße Mittag auf ihr lagert und der riesige Kalksteinbau mit seinen reichen Fassaden und den Fensterrosen im Glanze des vollen Lichtes wie Alabaster schimmert. Ergreifend ist ihr Inneres, wenn die farbensatten Glasgemälde aufleuchten und zauberhaft schön gefärbte Lichtwellen durch den reichgegliederten Pfeilerwald und unter den kühngeschwungenen Wölbungen fluten.

Die Votivkirche ist ein Tempel der Liebe der Völker Österreichs zu ihrem angestammten Herrscherhaus. Sie verdankt ihr Entstehen einem wichtigen und gefährlichen

Momente aus dem Leben unseres erlauchten Herrschers Franz Josef. Mit der Erzählung dieses Geschehnisses tritt „die Chronik der Stadt Wien" in die Geschichte der allerneuesten Zeit ein. Vorher aber ist noch ein kleiner Rückblick in die „vormärzliche" Zeit Wiens notwendig.

Kaiser Franz I. hinterließ seinem ältesten Sohne Ferdinand I., der schon im Alter von 42 Jahren stand, ein Reich, das sich nach den wilden Stürmen der Franzosenkriege in zwanzigjähriger, fast ununterbrochener Ruhe wieder zu erheben und zu kräftigen vermocht hatte und dank seiner inneren Kraft rasch wieder zu einem der mächtigsten Reiche der Erde emporgeblüht war. Unter dem schützenden Völkerfrieden, der auch unter der Regierung des Kaisers Ferdinand I. noch fast vierzehn Jahre fortdauerte, begann es allerorts und auf allen Gebieten zu sprossen und zu treiben, zu grünen und zu blühen, wie überall in der Monarchie so auch in ihrer Hauptstadt Wien.

Die Erfindung der Verwendung der Dampfkraft zum Eisenbahnbetrieb wurde bald auch in Österreich bemerkt. War schon im Jahre 1825 die erste Bahn auf dem europäischen Kontinente, eine Bahn mit Pferdebetrieb auf der Strecke Linz—Budweis gebaut worden, begann 1837 der Bau einer Dampfeisenbahn, der Kaiser Ferdinand-Nordbahn mit dem prachtvollen Bahnhofe nach dem Entwurfe des Professors Stummer; im Jahre 1838 wurde mit der Anlage der Südbahn begonnen, im Jahre 1841 die Bahnlinie nach Raab in Ungarn eröffnet und so war Wien durch Schienenstränge nach Ost und Süd und Nord mit dem Welt-

verkehr verbunden, während nach West die Fahrten der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft dem regelmäßigen Verkehr dienten.

Zu den Werken des Friedens unter Kaiser Ferdinands I. Regierung gehörte auch die Schöpfung der Kaiser Ferdinand-Wasserleitung, damals die größte Wohltat für Wien, die Gründung der k. k. Akademie der Wissenschaften, des k. k. Militärisch-geographischen Instituts. Industrie und Handel fanden werktätige Förderung in Industrie-Ausstellungen in Wien, die sich schon sehen lassen durften.

Kaiser Ferdinand I. führte das Szepter, am Staatsruder aber stand der aus Kaiser Franzens Zeiten übernommene Fürst Metternich als Minister. Während es in Österreich gute Zeiten gab, war es in der Welt draußen düster und schwüle geworden. Schwarze Gewitterwolken der Auflehnung gegen alle staatliche und gesellschaftliche Ordnung stiegen im Westen, in Frankreich, auf, von dem ja niemals Gutes nach Österreich gekommen ist. Bald begann der ausländische Wirbelsturm sich zu erheben und er trug den Samen von Ideen falsch verstandener Freiheit von der Seine bis zur Donau, von Paris bis nach Wien, wo er auf fruchtbaren Boden fiel. Es kam im Jahre 1848 in Wien zur Revolution.

Kaiser Ferdinand aber, den man mit Recht den „Gütigen“ nennt, fand seine Güte mißbraucht; er fühlte seine Hand zu schwach, das Staasschiff durch die wildempörten Wogen zu steuern. Am 17. Mai 1848 verließ der Monarch mit seiner Familie Wien. Er zog den Aufenthalt in Innsbruck vor, im Frieden der

Berge, da ihm seine Residenz zu sturmbewegt und unsicher geworden war. Er fühlte sich zu gewaltig erschüttert von den Ereignissen, welche halb Europa in jenen Tagen des Umsturzes schrankenlos durchtobten. Die Bürde der Kaiserkrone wurde dem sorgenvollen Haupte zu schwer, die Last der Regierung drückte des Kaisers Schultern. Seinen Völkern zuliebe wollte Ferdinand vom Throne steigen und die Krone opfern, deren Majestät von den rohen Händen der Revolutionsmänner nicht angetastet werden durfte. Die Blicke der Staatsmänner fielen auf junge, kraftvolle Schultern, welche die Bürde der Herrschaft zu tragen vermochten. Nach den Gewaltszenen des 6. Oktober 1848 in Wien, die einer Anarchie und Schreckensregierung glichen und mit der Ermordung des Kriegsministers Latour den Höhepunkt erreichten, wurde die Abdankung zugunsten des jungen Erzherzogs Franz Josef, Sohn des Erzherzogs Franz Karl, des Bruders des Kaisers, und der Erzherzogin Sophie, beschlossen. Von seinem scheidenden kaiserlichen Oheim gesegnet, bestieg am Sonntagmorgen des 2. Dezember 1848 Kaiser Franz Josef I. im Alter von erst achtzehn Jahren den Thron der Habsburger. Der jugendliche Monarch prüfte sich zuvor, ob er auch stark genug sei, die übernommene Bürde zu tragen, die er sich nicht selbst gewünscht hatte, sondern von der Vorsehung auferlegt sah. In dem Wahlspruch: „Viribus unitis“ (Mit vereinten Kräften) lag das Ergebnis dieser strengen, gewissenhaften Prüfung. Franz Josef war jetzt Herrscher über Millionen und millionenfach waren auch seine Sorgen. Der blühende Jüngling brachte seinen Lebensmai dem

Volkswohle zum Opfer mit den bedeutsamen Worten: „Lebe wohl, meine Jugend“.

Um den Aufbau eines neuen, verjüngten, im Innern einigen und starken, nach außen aber mächtigen und geachteten Österreichs durchzuführen und den Wünschen seiner Völker nach einer größeren Freiheit der Gesetzgebung und Verwaltung zu entsprechen, teilte Kaiser Franz Josef in hochherziger Weise einen Teil seiner Rechte, die vorher nur dem Throne zugestanden hatten, mit seinen Völkern und verlieh seinem Reiche eine „Verfassung“. Durch diese wurde das Vaterland zu einem großen Ganzen vereinigt, der Bestand Österreichs für eine Reihe von Jahrhunderten begründet und die wahre Freiheit alle Mitbürger gewährleistet. Man sollte meinen, diese Großmut des jugendlichen Herrschers hätte alle Herzen gewonnen. In der Tat fand er die begeisterte Verehrung seiner Untertanen. Umso unbegreiflicher ist die finstere Tat eines Bösewichts, der es damals wagte, sich an der Majestät zu vergreifen.

Es war am Morgen des 18. Februar 1853, als der junge Kaiser in Begleitung seines Flügeladjutanten Maximilian Grafen O'Donnel einen Spaziergang auf der Bastei machte, um von dieser aus dem Exerzieren der Truppen auf dem damaligen Paradeplatze vor dem Schottentore zuzusehen. In diesem Augenblicke erhob sich ein verruchter Bösewicht und führte mit einem großen scharfen Küchenmesser einen Stoß nach dem Nacken des ahnungslos sich über die Mauerbrüstung vorbeugenden Monarchen. Doch der Schutzgeist wachte und lenkte den Todesstoß an der starken Bindeschnalle

vom Nacken ab und nur aus einer leichten Wunde floß des Kaisers Blut. Der Flügeladjutant und der Wiener Bürger Josef Ettenreich vereitelten die weiteren Angriffe des Mordbuben auf sein auserſehenes Opfer. Der Verruchte hieß Johann Libenyi, war ein Schneidergeselle aus Ungarn und scheint die Tat aus eigenem, satanischen Antriebe begangen zu haben. Er mußte seine Tat mit der gerechten und verdienten Todesstrafe büßen, während der edle Monarch der alternden Mutter des Mordgesellen eine lebenslange Pension aussetzte.

Der erste Ausgang des bald wieder genesenen Kaisers war auch der Weg, auf dem sich Fürst und Volk fanden. Dieses kam erst jetzt zum wahren Bewußtsein, was es im unglücklich endenden Falle an seinem edlen Kaiser verloren hätte. Im Dome zu St. Stephan dankten die Wiener Bürger dem Allmächtigen für die Rettung ihres Monarchen aus Todesnot. Ein Verein hochgestellter Frauen aber stiftete zur bleibenden Erinnerung an das Ereignis einen herrlichen gotischen Votivaltar, den der Leser in der Barbarakapelle zu St. Stephan bewundern kann, ein Meisterwerk nach Entwürfen Staches und Ferstels. Die auf Goldgrund gemalte „Immaculata" ist von Professor Blaas, die beiden Seitenbilder, der heil. Franziskus und Josephus, sind vom Maler Geiger, die Statuetten vom berühmten Bildhauer Hans Gasser.

Am linken Seitenaltare der Servitenkirche in der Rossau kann der Leser ein prächtiges Madonnenbild sehen, das die Inschrift trägt: „Aus inniger Dankbarkeit für die Errettung Seiner Majestät des Kaisers Franz

Josef I. freiwillig gewidmet von den Arbeiterinnen der kaiserlichen Zigarrenfabrik in der Rossau."

So wetteiferten Vornehm und Gering, Reich und Arm in Beweisen der Liebe zu ihrem Landesfürsten.

Erzherzog Ferdinand Maximilian, der erlauchte Bruder des Kaisers, wollte der Erinnerung an dieses Ereignis durch ein unvergängliches großartiges Denkmal, durch ein heiliges Wahrzeichen für alle Zeiten Ausdruck verleihen. Der edle Prinz erließ einen Aufruf zum Baue einer Votivkirche und von allen Ständen, von allen Teilen des weiten Reiches liefen die Beiträge so rasch ein, daß am 23. April 1856, am zweiten Jahrestage der Hochzeit des Kaiserpaares, in Anwesenheit des ganzen kaiserlichen Hofes die feierliche Grundsteinlegung der herrlichsten Kirche von Wien aus den Tagen der Neuzeit stattfinden konnte.

Das Glasgemälde am südlichen Seitenportale ist eine Widmung des Kaisers und hat die Gründung der Votivkirche durch dessen erlauchten Bruder Erzherzog Ferdinand Maximilian zum Gegenstande, während das Glasgemälde über dem nördlichen Seitenportale eine Widmung des Wiener Gemeinderates ist und die Szene der Errettung des Monarchen behandelt.

Ein Jahrzehnt ging vorüber. Der steinerne Riese wuchs aus dem Erdboden heraus; die zwei Türme ragten wie Zeigefinger gegen Himmel. Am 24. April 1879, dem Tage der silbernen Hochzeit unseres Monarchen, wurde der unter Ferstels Leitung vollendete Bau durch den Kardinal-Fürsterzbischof Kutschker unter Assistenz von einhalbhundert Bischöfen und elf Prälaten feierlich geweiht.

Erzherzog Ferdinand Maximilian, der erste Bauherr, war mittlerweile durch ein tragisches Geschick von Seite seines kaiserlichen Bruders und seiner liebenden Eltern gerissen worden.

Am 9. April 1864 erklärte der Erzherzog der im Prachtschlosse Miramare bei Triest versammelten Gesandtschaft des mexikanischen Volkes, daß er die Kaiserkrone von Mexiko annehmen wolle und am 14. April desselben Jahres verließ der edle Habsburger in Begleitung seiner Gemahlin Charlotte das geliebte Vaterland und sein wunderbares Heim am Meeresstrande. Er fuhr nach Mexiko, wurde aber hier ein Opfer der treulosen Politik Napoleons III. von Frankreich und der Revolutionäre. Der erstere entzog dem von allen Seiten verlassenen Maximilian die gewährleistete militärische Hilfe, die anderen beschlossen und vollzogen mit Hilfe von Verrätern den Mord an dem schuldlosen Fürsten, der sein Volk hätte zufrieden und glücklich machen wollen. Am 19. Juni 1867 fiel Maximilian unter den Kugeln seiner Mörder. Er starb als Held.

Vizeadmiral von Tegetthoff brachte den Leichnam von Veracruz nach Wien, wo er am 18. Jänner 1868 unter inniger Teilnahme der Völker Österreichs in der Kaisergruft bei den Kapuzinern zur ewigen Ruhe gebettet wurde. Vor der Pfarrkirche von Hietzing bei Wien, wo der verewigte Kaiser als Erzherzog so gerne geweilt hatte, erhebt sich sein Denkmal.

So ist die Votivkirche von Wien auch ein heiliges Wahrzeichen der Erinnerung an den edlen unglücklichen Gründer, an den Habsburger Ferdinand Maximilian.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Zwei Kriegshelden aus anno 1866.

Dem Leser ist im Kapitel „Zwei Helden aus der Völkerschlacht von Leipzig" Kunde geworden, daß am 9. Mai 1848 Kaiser Franz Josef als jugendlicher Erzherzog unter den Augen des Soldatenvaters Radetzky die Feuertaufe von Santa Lucia empfing. Im Generalstabe Radetzkys neben dem Erzherzoge Franz Josef ritt damals auch noch ein anderer Prinz des Kaiserhauses: Es war Erzherzog Albrecht, der Sohn des glorreichen Siegers von Aspern, des Erzherzogs Karl. Der Prinz machte den Feldzug in Italien als Freiwilliger mit und erlangte in Radetzkys Schule jene reichen Kenntnisse und Erfahrungen, die ihn befähigen, ein Jahr nach Santa Lucia den herrlichen Sieg der Österreicher bei Novara erringen zu helfen und sich in der Schlacht bei Custozza im Jahre 1866 gegen dieselben Italiener unverwelkliche Lorbeeren zu holen.

Dem Leser ist im erwähnten Kapitel bekannt geworden, daß Kaiser Franz Josef am 17. Jänner 1858 den in der Armee und im Volke fortlebenden Heldengreis Radetzky persönlich nach der Stätte des ewigen Friedens geleitet hat. Mit Österreichs großen Toten war auch der Völkerfriede zu Grabe gegangen.

„Radetzky ist tot, es lebe das unabhängige Italien," riefen die Piemontesen. Der Wunsch des italienischen

Volkes nach Einheit und Unabhängigkeit von fremder Herrschaft, namentlich von Österreich, bestand im Verborgenen schon seit 1849. Österreich hatte das ihm zugehörende Oberitalien die größten Wohltaten durch Straßen-, Fluß- und Kanalbauten erwiesen. Dafür wurde es von Seite eines wälschen Geheimbundes mit Rebellion entlohnt. Die Umstürzler setzten ihre Hoffnung auf das konstitutionelle Sardinien, dessen König Viktor Emanuel II. einen Krieg mit Österreich beginnen sollte. Die durch Schaden klug gewordenen Sarden warteten aber, bis der ihren Plänen so gefährlich dünkende Held Radetzky seine Augen zum ewigen Schlummer schloß. Kaum war dieses erfolgt, als von Seite Sardiniens sofort ein Streit mit Österreich begonnen wurde. Im Vereine mit dem mächtigen Bundesgenossen Kaiser Napoleon III. von Frankreich wurde der Angriff gegen Österreich im Frühlinge 1859 begonnen. Durch die an Zahl weit überlegene Heeresmacht der Verbündeten fiel der Krieg für Österreich unglücklich aus. Es mußte im Frieden von Zürich die Lombardei, die das Blut vieler tausende braver Österreicher gekostet, an Sardinien abtreten. Doch das war noch nicht genug der Beute, welche die Sarden mit fremder Hilfe an sich rissen.

Am Morgen des 24. Juni 1866 standen sich bei Custozza in Oberitalien abermals feindliche Heere gegenüber. Die Italiener hatten sich nämlich mit Preußen verbündet, um Österreich, diesen mächtigen Gegner, mit einem Stoße vor die Brust und einem im Rücken zu Boden zu ringen. Der deutsche Bruder strebte nach Alleinherrschaft im Norden, sein wälscher Bundes-

genosse nach der im Süden. Die Italiener hatten eine Armee von 230.000 Mann aufgestellt, welcher Österreich bei seinem damals noch unentwickelten Heerwesen kaum 72.000 Mann entgegenstellen konnte, da es seine Hauptheere den Preußen im Norden entgegenwerfen mußte. Doch die Südarmee in Italien führte Erzherzog Albrecht, dessen Vater schon anno 1809 die wälschen Feinde, den unbesiegbar scheinenden Kaiser Napoleon I., in der Schlacht bei Aspern zu Boden geschmettert hatte. Die Italiener hatten den Erzherzog Albrecht schon bei Mortara und Novara kennen gelernt. Im Vertrauen auf Gott und seine Soldaten führte er seine Armee an diesem Junimorgen bei Custozza in die heiße Schlacht. Am Abende dieses in Österreichs Kriegsgeschichte höchst denkwürdigen Tages war trotz der gewaltigen Übermacht und der ungestümen Angriffe der Feinde ein bewunderungswürdiger und glorreicher Sieg errungen. Albrecht hatte sich als würdiger Sohn seines unsterblichen Vaters gezeigt.

Trotz der Siege der Österreicher bei Custozza zu Lande, bei Lissa zur See, von dem nachstehend die Rede sein wird, mußte Österreich die nationale und politische Einigung Italiens anerkennen und die Provinz Venetien abtreten, da es auf dem nördlichen Kriegsschauplatze schlecht ging. Aus den Händen des Vermittlers Napoleon III. empfing das besiegte Italien leichten Kaufes diese schöne Provinz Österreichs. Im Norden beendete die für Österreich unglückliche Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866 einen siebentägigen Feldzug gegen Preußen.

Erzherzog Albrecht benützte die kommenden Friedensjahre in rastloser Tätigkeit zur Heranbildung eines

stets schlagfertigen Heeres im allgemeinen und zur theoretischen (wissenschaftlichen) wie praktischen Ausbildung des Soldaten im besonderen. Sein leutseliges Wesen, seine stete Sorge um das Wohl der ihm anvertrauten Truppen, sowie die vielfachen Beweise seines eigenen Heldenmutes verschafften dem Feldmarschall die Liebe und Verehrung des österreichisch-ungarischen Heeres, das heute in Waffen und Selbstgefühl, in Macht und Kraft groß dasteht. Beim sechzigjährigen in Wien im Jahre 1887 feierlich abgehaltenen Soldatenjubiläum des Erzherzogs, dessen Heldenbrust seit Custozza das Großkreuz des Maria Theresien-Ordens schmückte, tat Kaiser Franz Josef den ehrenden Trinkspruch:

„Dem tapferen, siegreichen Führer, unserem Vorbilde in allen militärischen Tugenden, meinen teueren Vetter, treuen Diener und Freunde, Feldmarschall Erzherzog Albrecht aus vollem Herzen ein Hoch!"

Und die zahlreichen Vertreter des Heeres, welche an diesem Ehrentage zur Jubelfeier des Generalinspektors nach Wien geeilt waren, stimmten in den Ruf ihres Monarchen mit vollem Herzen ein. Denn Erzherzog Albrecht galt nicht nur als Führer, sondern auch als Vater des Heeres, dessen Angehörigen er zahllose Wohltaten spendete.

Von den Schlachtfeldern heimgekehrt, pflegte Erzherzog Albrecht, wie seinerzeit der Prinz Eugen, Kunst und Wissenschaft und arbeitete auf dem Felde des Friedens.

Wien kann stolz sein, daß eine „Albertina", diese von Erzherzog Albrecht angelegte reiche und herrliche

Sammlung von Kupferstichen und Handzeichnungen berühmter Meister, unter die bedeutendsten Sehenswürdigkeiten der Residenzstadt zählt.

Als Erzherzog Albrecht am 18. Februar 1895 zu Arco im 78. Jahre seines ruhmgekrönten Lebens dahinschied, trauerte nicht nur sein Vaterland Österreich, sondern ganz Europa an der Bahre des berühmten Helden, welcher zwei Kaiser, Franz Josef von Österreich und Wilhelm II. von Deutschland, nach der stillen Gruft bei den Kapuzinern folgten.

Wien hat seinen Albrechtsplatz, seinen Albrechtsbrunnen, endlich auch sein Albrechts-Denkmal, wie es dem heldenhaften Sohne eines großen Volkes geziemt.

In der „Ruhmeshalle" des Arsenals in Wien ist der Säbel, Waffenrock und Generalshut zu sehen, die Erzherzog Albrecht in der Schlacht von Custozza getragen hat.

Der Sieger von Custozza zu Lande hatte im Jahre 1866 auch einen unsterblichen Ruhmesgenossen zur See.

Am 24. September 1886 wurde in Wien in Gegenwart Seiner Majestät des Kaisers, der gesamten Hof- und Staatswürdenträger, der Generalität, der Spitzen der Behörden, Vertreter aller Hauptstädte der Monarchie und der wissenschaftlichen Vereine sowie der Handelsgesellschaften, am Praterstern ein großartiges Denkmal, ein Werk Kundmanns, enthüllt, das laut Inschrift: „Wilhelm von Tegetthoff, dem heldenmütigen Sieger, seine dankbaren Mitbürger", errichtet haben.

Eine auf einem reichgegliederten Sockel aufgebaute, mit Schiffsschnäbeln gezierte Marmorsäule trägt das

drei Meter hohe Bronzebild des Siegers von Lissa. In der einen Hand trägt er das Fernrohr, in der anderen den Degen und scheint gerade einen jener kühnen Befehle zu geben, durch welchen der größte Seesieg unseres Jahrhunderts errungen wurde. Der altehrwürdige Stephansturm grüßt aus der Kaiserstadt Wien herüber nach diesem Standbilde des österreichischen Nelson. Hinter diesem aber rauschen die alten Baumriesen des Praters; sie neigen ihre Kronen zusammen, und wenn sie der Nordwind durchfährt, dann rauscht es wie Meereswogen.

In der österreichischen Hafenstadt Pola erhebt sich ebenfalls ein schönes Denkmal mit der Inschrift: „Dem Vizeadmiral Wilhelm von Tegetthoff — Kaiser Franz Josef I. 1877. — Tapfer kämpfend bei Helgoland — Glorreich siegend bei Lissa — Erwarb er unsterblichen Ruhm — Sich und Österreichs Seemacht."

In diesen wenigen Worten ist ein ganzes, reiches Heldenleben geschildert.

Wilhelm Freiherr von Tegetthoff wurde im Jahre 1827 zu Marburg in Steiermark als Sohn eines Oberstleutnants und als Sprosse einer Familie geboren, von der schon mehrere Ahnen in der österreichischen Armee mit Auszeichnung gedient hatten. In strenger, aber liebevoller Zucht wuchs der Knabe heran und zeigte schon in frühester Jugend eine besondere Vorliebe für das Seewesen. Als Jüngling trat Tegetthoff in das Seekadetteninstitut zu Venedig ein, das damals zu Österreich gehörte. Dort oblag er den eifrigsten Studien. Als braver Sohn unterhielt er mit seinen Eltern einen regen brieflichen Verkehr, welcher auf die

Entwicklung seines Charakters einen günstigen Einfluß nahm.

Die kriegerischen Verhältnisse des Jahres 1848 brachten auch bei der Kriegsmarine eine rasche Beförderung mit sich und auch Tegetthoff wurde zum Fregattenfähnrich (Unterleutnant) ernannt. Im Jahre 1854 hatte der junge Seemann schon die Aufrechthaltung der Ordnung unter den verschiedenen Handelsschiffen über, welche zur Zeit des Krimkrieges in den Donaumündungen ankerten, und 1855 bestand Tegetthoff als selbständiger Befehlshaber eines Dampfers im Roten Meere manches kühne Abenteuer mit Seeräubern.

Erzherzog Ferdinand Maximilian, der spätere Kaiser von Mexiko, wurde auf den Seehelden aufmerksam, der sich durch selbständiges, zielbewußtes Vorgehen, reiche Erfahrungen und unbeugsamen Willen auszeichnete. Er zog Tegetthoff an seine Seite und übergab ihm den Oberbefehl über das Schiff, auf dem er 1859 seine wissenschaftliche Reise nach Brasilien machte.

Als im Jahre 1864 Österreich mit Preußen gegen Dänemark in den Kampf zog, erwarb sich Tegetthoff als Befehlshaber der kleinen Kriegsflotte durch den Seesieg über die dänische Flotte bei Helgoland — 9. Mai 1864 — unvergängliche Lorbeeren und den Rang eines Kontreadmirals (dritter Admiralsrang).

Die Treue für Kaiser und Vaterland, die Umsicht, Kaltblütigkeit und Ruhe waren es auch, welche Tegetthoff am 20. Juli 1866 den glänzenden Seesieg bei Lissa über die an Zahl und Art der Schiffe der österreichischen weit überlegene italienische Flotte erringen halfen, einen Sieg, der als die kühnste Waffentat der Neuzeit

zur See gilt und Tegetthoffs Namen über alle Meere berühmt machte. Der große Seeheld, welcher im Jahre 1867 die Leiche seines einstigen Gönners, des Kaisers Maximilian von Mexiko, nach Europa heimführte, und im Jahre 1869 seinen Kaiser Franz Josef nach dem Suezkanal und dem heiligen Lande begleitete, starb im Jahre 1871 zu Wien im Alter von 44 Jahren, in der Vollkraft seines tatenreichen Lebens, vielzufrüh für sein Vaterland. An seinem Sarge, bei dem Matrosen mit gezogenem Säbel die Ehrenwache hielten, kniete, in die Farbe des Leides gekleidet, eine ältere Dame und betete. Die Frau Erzherzogin Sophie war es, die Mutter des Kaisers Franz Josef, aber auch die Mutter des unglücklichen Kaisers Maximilian von Mexiko. Sie betete für Tegetthoff, der die Leiche des Sohnes der Obhut der Mutter zugeführt hatte. Der ermordete Kaiser hatte die Palmen geliebt und zwei schöne Palmzweige legte die trauernde Erzherzogin am Sarge Tegetthoffs nieder. Neben der erlauchten Frau kniete ein hoher Offizier, der eine Weile betete und einen Demant fallen ließ, die Mannesträne. Erzherzog Albrecht war es, der 1866 zu Lande bei Custozza den Kaiseradler hochgehalten, wie Tegetthoff zur See vor Lissa Österreichs Nationalflagge stolz flattern ließ. Der edle Habsburger hatte einen tapferen Kriegsgefährten verloren, dem zu Ehren er einen prächtigen Kranz mit goldenen Streifen niederlegte.

Die „Ruhmeshalle“ des Arsenals enthält Waffen und Ehrengaben als Gedenkstücke an Tegetthoff, Österreichs größten Seehelden.

Am 6. Dezember 1897 starb zu Wien auch Admiral

Maximilian Freiherr von Sterneck, der in der Seeschlacht bei Lissa, damals Kommandant der Panzerfregatte „Ferdinand Max“, das italienische Kriegsschiff „Re d'Italie“ in den Grund gebohrt und dadurch eine der kühnsten Waffentaten völlig selbständig ausgeführt hatte, welche zur siegreichen Entscheidung der denkwürdigen Seeschlacht beitrug.

Der Leichnam dieses Seehelden ruht in der Kapelle Madonna del Mare in Pola, die in wundervoller Lage auf einem Hügel sich erhebt mit der Aussicht auf das Meer.

Neununddreißigstes Kapitel.

Wien und die Welt.

Die Rotunde im Prater in Wien, dieser gewaltige Riesenbau aus Glas und Eisen, der größte bedeckte Raum der Erde, im Jahre 1873 noch als Weltwunder angestaunt, bildet auch heute noch den Stolz des Wieners, der gerne die mit der vergoldeten Kaiserkrone geschmückte Kuppel besteigt und von ihr aus auf seine geliebte Kaiserstadt und meilenweit über das wogende grüne Meer des Praters in die Landschaft hinausblickt. Die Rotunde war im Jahre 1873 die Bühne für ein hochinteressantes, unterhaltendes und belehrendes Völkerschauspiel, wie es die Kaiserstadt in solcher Pracht und Bedeutung bisher nicht gesehen hatte. Die erste Weltausstellung in Wien, die fünfte auf dem Erdenrunde, fand in ihr und ihren Nebengebäuden Beherbergung. Die alten Pratereichen, über deren Wipfel schon Jahrhunderte gerauscht, bildeten die Kulissen und den malerischen Hintergrund durchflutete die Donau.

Am 1. Mai des Jahres 1873 fand sich im Innenraume der Rotunde eine glänzende Versammlung ein. 12.000 Gäste und Aussteller, Tausende von Geladenen bildeten nur Gruppen in der ungeheueren Weite.

Die Kaiserin Elisabeth von Österreich, am Arme eines Recken, des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, Kaiser Franz Josef von Öster-

reich, die Prinzessin Viktoria von England, Gemahlin des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, am Arme führend, die Erzherzoge und Erzherzoginnen, ihnen voran der damals fünfzehnjährige Kronprinz Rudolf von Österreich, bildeten den Mittelpunkt des glanzvollen Zirkels am Eröffnungstage der Ausstellung.

Hohe fürstliche Gäste hatten sich eingefunden, der Prinz Albert von Wales, Thronfolger von Großbritannien und dessen Bruder Prinz Arthur, der Kronprinz Friedrich von Dänemark, der Graf Philipp von Flandern, Belgiens Thronerbe, der Großherzog Peter von Oldenburg, der Herzog von Braunschweig, Herzog August von Coburg, Prinz Bernhard von Weimar und andere höchste und hohe Häupter, die der Kaiser von Österreich zu Gaste geladen hatte.

Nachdem das von 600 Sängern und Musikern angestimmte „Kaiserlied" verklungen war, begrüßte des Kaisers Bruder, Erzherzog Karl Ludwig, als Protektor der Wiener Weltausstellung den Monarchen und dieser anerkannte mit lebhafter Befriedigung die Vollendung eines Unternehmens von so großer Wichtigkeit und Bedeutung und erklärte die Weltausstellung des Jahres 1873 für eröffnet.

Unter den Klängen der Musik und den Chören der Sänger durchschritten die Majestäten und die hohen Gäste, geleitet vom Erzherzog Rainer als Präsidenten der Ausstellungskommission, dann von Baron Schwarz-Senborn, als dem Generaldirektor der Ausstellung, die ungeheuren Räume, in welchen freilich erst zum Teile die unermeßlichen Schätze des Orients und des Okzidents Aufnahme hatten finden können. Von Ost und West,

von Süd und Nord, von China und Japan, von der Türkei und Schottland, von Siam und Rußland, von Ungarn, den Balkanstaaten und Griechenland, von Italien, Spanien und Ägypten waren die Vertreter der Nationen in ihren reichen malerischen Kostümen herbeigeeilt und bildeten Staffage in diesem wunderbaren Bilde. Nur langsam, Schritt für Schritt, konnten die Herrschaften die Schätze der Nationen, den Reichtum der Länder, an sich vorüberziehen lassen, diese Kunstwerke ohne Maß und Beschränkung, das Endergebnis der Bildung, des Wissens und der Arbeit des ganzen Menschengeschlechtes. Es hatten 50.000 Aussteller aus Heimat und Fremde ihr Bestes zur Schau und Prüfung nach Wien geschickt und aus der heimischen Werkstätte nach der Rotunde und ihren Nebenräumen geschafft. Denn die Kaiserstadt selbst brauchte keine Rivalen zu scheuen.

Erst nach stundenlanger Wanderung verließen die Majestäten und ihre hohen Gäste, überwältigt von dem Eindrucke des Gesehenen, die Ausstellung und überließen ihre ungeheuren Räume der Welt und diese strömte nach Wien. Es gab in jenen Zeiten wahrhaft nur Eine Kaiserstadt, es gab nur Ein Wien. Aus allen Teilen der Erde kamen sie nach den Ufern der schönen blauen Donau, die diesen Kosenamen der Farbe ihrer Gewässer nach freilich nur zeitweise und streckenweise verdient. Es schien, als ob Wien damals der Mittelpunkt des Erdballes war, der mit magnetischer Kraft alles an sich zog. Blonde Engländer und Norddeutsche wandelten unter gelbgetönten Asiaten, schwarzen Afrikanern und kupferfarben Amerikanern herum, lebhafte heitere Fran=

zosen und gemütliche Deutsche waren aus dem Westen herbeigeeilt und gebräunte Orientalen schritten ernst und schweigend einher. Doch nicht allein gewöhnliche Menschenkinder hatten sich damals ein Stelldichein in Wien gegeben, auch eine glänzende Reihe von gekrönten Häuptern fand sich nach und nach am gastfreundlichen Hofe der edlen Habsburger ein, so der König Leopold II. von Belgien, der Zar Alexander II. von Rußland, König Karl I. von Württemberg, König Viktor Emanuel von Italien, der Fürst von Montenegro, dann Nasr=ed=Din, der Schah von Persien, der sich selbst „König der Könige" nennt, der Fürst Karl von Rumänien, der Fürst von Serbien, die Kaiserin Augusta von Deutschland, die Königin=Witwe Marie von Sachsen, die Königin Sophie Friederike von Holland, die Königin Olga von Griechenland hatten sich in Wien eingefunden und zu guterletzt kam noch der greise Kaiser Wilhelm I. von Deutschland in Begleitung des Fürsten Otto Bismarck.

Auch Fürsten der Wissenschaft und Ritter vom Geiste, Gelehrte und Ärzte, Dichter und Künstler hielten gelegentlich der Weltausstellung ihre „Kongresse" ab, Industrielle und Landwirte „tagten" hier zur Förderung ihrer Interessen.

Man konnte tagelang die Räume der Rotunde, der Maschinenhalle und des Kunsthauses durchschreiten, in denen die Wunderwerke des Morgen= und Abendlandes aufgeschichtet und geordnet lagen und hatte dabei nur einen flüchtigen Überblick gewonnen. Die verschiedensten Produkte der Naturreiche, die der Mensch aus den Tiefen der Erde zu Tage gefördert oder aus dem Dunkel der Wälder ans Licht gebracht, die er von den

Bergen herabgetragen oder aus den Tälern geholt hatte, lagen ausgebreitet. Was im dumpfen Fabrikssaale Englands und des Kontinents mit Hilfe aller dem Menschen dienstbar gemachten Naturkräfte und Maschinen gesponnen und gewebt wurde und was an kostbaren Zeugen der Inder im Freien unter seinem blauen Himmel mit der Hand hervorzauberte, es lag zur Prüfung vor den staunenden Blicken der Menge.

Draußen aber, in der Maschinenhalle dröhnte und stöhnte, summte und brummte es, hunderte von Dampfpfeifen schrillten und aus tausend Ventilen pustete und dampfte es kochend heraus. Der Qualm der Schlote kündete aus weiter Ferne an, wo das eiserne Jahrhundert mit seinem Kulturpflug arbeitete.

In den Auen des Praters baggerten die Maschinen, die früher den Suezkanal gegraben hatten, das neue Strombett der regulierten Donau aus. Es war eine Riesenarbeit, die im Mai 1875 zum Segen für die früher von Hochfluten und Eisgängen so schwer bedrängte Stadt Wien vollendet wurde, Handel und Verkehr fördernd.

Draußen, in den grünenden Lauben und umblühten Pavillons, in den Bier- und Kaffeehäusern der Deutschen, in den „Osterien" der Italiener, in den „Csardas" der Ungarn, im „sächsischen Bauernhaus" und in der „oberösterreichischen Alpenhütte" wogte das vielsprachige Publikum durcheinander. Über der ganzen Gegend lag das summende Geräusch einer großen, sich bewegenden Volksmenge. Alles hatte nur Worte des Lobes und Dankes für Österreich, welches das große Kulturwerk der Weltausstellung geschaffen hatte. Die guten Folgen

blieben nicht aus; zahlreiche neue Handelsverbindungen mit den fernsten Ländern wurden eröffnet und verschafften der österreichischen Industrie neue Absatzgebiete, die es sich im ehrlichen Wettkampfe eroberte.

Am 2. November 1873 ertönte vom Leuchtturm der maritimen Ausstellung zum letztenmale das Nebelhorn, welches seit dem Tage der Eröffnung der Weltausstellung alltäglich seinen dumpfen Ruf über den Prater hin erschallen ließ. Damit war die Weltausstellung in Wien beendet. Österreichs Kaiser und Volk hatten unter des Monarchen Wahlspruche „Viribus unitis“ („mit vereinten Kräften“) ein Riesenwerk vollbracht, beiden zum Ruhme und zur Ehre.

Vierzigstes Kapitel.

Der eiserne Mann.

Zu den Prachtbauten der Kaiserstadt Wien, zu den schönsten der Profanbauten, welche der Dombaumeister Friedrich Schmidt schuf, gehört unstreitig das neue Rathaus. Es ist mit seinen 18.700 Quadratmetern Flächenraum wohl eines der größten Rathäuser Europas und eine der Sehenswürdigkeiten Wiens.

Wer den herrlichen „Arkadenhof“, die „Volkshalle“ und den durch drei Stockwerke reichenden „Festsaal“, den „Gemeinderatssaal“ und den „Magistratssaal“ durchwandelt, der vermeint sich in einen Riesenpalast Oberitaliens aus den Zeiten des 13. oder 14. Jahrhunderts versetzt. Der hohe Turm, welcher die Mitte der Hauptfassade beherrscht, trägt auf seiner Spitze den sogenannten „eisernen Mann“, der einen geharnischten ehemaligen Stadtsöldner mit Fahne darstellt und ein Wahrzeichen des heutigen Groß-Wien bildet, wie ein solches der „Engel mit dem Stadtwappen Wiens“ am alten Rathause in der Wipplingerstraße in Alt-Wien gewesen war. Das Bürgertum Wiens gelangte, wie der Leser aus einem früheren Kapitel erfuhr, schon zu Zeiten des Herzogs Leopold VI. des Glorreichen zu einem kräftigen Standesbewußtsein, welches durch das Stadtrecht vom Jahre 1221 noch mehr gehoben wurde.

Es war selbstverständlich, daß sich die Bürgerschaft Wiens bald ein eigenes Heim für ihre Versammlungen und Beratungen suchte. Das erste Rathaus hat nach einer alten Überlieferung unter den Tuchlauben" (heute Nr. 8) bestanden. Es diente nebenbei auch als Zeughaus oder Waffendepot für Armbrüste, Harnische, Schwerter und Spieße.

Friedrich der Schöne schenkte der Stadt Wien ein von Otto Haymo eingezogenes, weitläufiges Besitztum in der Wipplingerstraße, das von 1316 an bis in die jüngste Zeit als Rathaus der Stadt Wien diente. Im Jahre 1847 wurde es vergrößert und zweckmäßiger eingerichtet.

Friedrich der Schöne war es auch, welcher das „große Stadtbuch" stiftete, das alle Rechte und Satzungen für Reiche und Arme, die vom Babenberger Herzog Leopold dem Glorreichen der Stadt Wien gegeben und von Rudolf von Habsburg bestätigt wurden, in sich aufnahm. Vom Jahre 1320 bis 1819 fortgesetzt, wird es heute seines mit Metall beschlagenen Einbandes halber „das Eisenbuch" genannt. Dieses historische Rechtsbuch wuchs im Laufe der Jahrhunderte zu einer Dicke von 15 Zentimetern heran. Es mehrten sich aber auch die Pflichten und Arbeiten, welche die der Gemeinde verliehene Selbstverwaltung mit sich brachte, so daß das alte Rathaus in der Wipplingerstraße schließlich zu klein wurde. Die Gemeindevertretung Wiens hielt daher Umschau nach einem neuen Rathause und bat den Wohltäter Wiens, Kaiser Franz Josef, um Überlassung des bisher unbebauten Paradeplatzes gegenüber der alten Löwelbastei.

Zur Zeit der Weltausstellung, als die großen Fabrikanten und die kleinen Gewerbsleute von Wien ihr bestes Wissen und Können und ihre im guten Rufe stehende „Wienerarbeit“ vor aller Welt zur Schau auslegten, legte am 14. Juli 1873 Kaiser Franz Josef den Grundstein zum Prachtbau des neuen Rathauses. Es trägt deshalb über seinem Haupteingange ein Basrelief (halberhabene Bildhauerarbeit) des Kaisers, der ja der schaffenden Arbeit auf allen Gebieten der Kunst und des Gewerbefleißes, des Handels und des Verkehrswesens stets gerne einen öffentlichen Beweis seines Wohlwollens und der Anerkennung ihres Wertes im Staatsleben gibt.

Wien hatte im Jahre 1873 auch seine „historische Ausstellung“, welche den Einheimischen und Fremden ein getreues Bild von dem Entstehen, Werden und Wachsen, von den Kämpfen und Ringen der durch ihr Alter und ihre Geschichte ehrwürdigen Kaiserstadt an der Donau entrollte.

Im Festsaale des neuen Rathauses kann der Leser die Standbilder von zehn der verdienstvollsten Bürgermeister Wiens beschauen. In Vergessenheit darf es nicht geraten, daß Alt-Wien einen Bürgermeister hatte, der selbst sein Leben für die gerechte Sache und für seine Treue zum rechtmäßigen Landesfürsten hinopferte. Zur Ehre seines Andenkens sei hier das Schlußkapitel aus seiner Lebens- und Leidensgeschichte erzählt.

Als Herzog Albrecht IV., genannt das „Weltwunder“, weil er weite Reisen in ferne Länder gemacht hatte, im Jahre 1404 im jugendlichen Alter von 27 Jahren verstorben war, kam über sein geliebtes

Österreich bald schweres Unheil. Namentlich Wien und seine Umgebung wurde hart betroffen.

Herzog Wilhelm der „Freundliche“, der Sohn des in der Schlacht bei Sempach gegen die Schweizer gefallenen Herzogs Leopold, übernahm als Vormund des erst achtjährigen Albrechts V. die Regierung der österreichischen Länder. Der tatkräftige Vormund griff mit gewaltiger Faust die Raubritter an, welche damals die Umgebung Wiens brandschatzten und Handel und Verkehr zu Wasser und zu Land lahmlegten. Doch Herzog Wilhelm starb schon im Jahre 1406 infolge eines Sturzes mit dem Pferde.

Die Brüder des Verstorbenen, Leopold IV. der Dicke oder Stolze, Ernst der Eiserne und Friedrich IV. von Tirol übernahmen nun die Vormundschaft über Albrecht. Friedrich aber zog nach Tirol, Ernst blieb in der Steiermark und so schaltete Leopold als eigentlicher Vormund über den Erbprinzen und die österreichischen Lande, welche er durch unerschwingliche Steuerlasten schwer bedrückte. Das unglückliche Volk rief daher nach Herzog Ernst, der auch aus seiner steirischen Landeshauptstadt Graz herbeigeeilt kam und in Wien die Vormundschaftsregierung übernahm. Nun brach der Bruderzwist und ein Bürgerkrieg aus.

Leopold warb Söldner und suchte Verbündete in dem mährischen Raubritter Sokol und im Pöbel der Stadt Wien, den er zur Erhebung aufreizte. Auf Seite Ernsts befanden sich die Edlen von Wallsee und der angesehene Teil der Bürgerschaft Wiens. Eine Zeit lang standen sich die beiden Brüder beobachtend einander gegenüber, Leopold bei Korneuburg und Ernst

bei Klosterneuburg. Später kam es zu Unterhandlungen in Sankt Pölten. Als nun die Abgeordneten der Stadt Wien, der Bürgermeister Konrad Vorlauf an ihrer Spitze, von Sankt Pölten durch den Wienerwald heimkehrten, wurden sie von den Knechten des Raubritters Hanns Laun am Riederberg bei Purkersdorf überfallen, trotz heftiger Gegenwehr gefangen genommen und in die Burgen Kogel, Kreuzenstein und Thernberg in strenge Haft gelegt. Endlich entließ man sie gegen ein Lösegeld von 2000 Goldgulden. Am gleichen Tage, als die befreiten Abgesandten wieder in Wien eintrafen, erschien auch Herzog Leopold in der Stadt und forderte das Einreißen der Stadtmauern und das Wegnehmen der Sperrketten, wodurch für den dem Herzoge ergebenen Pöbel Tür und Tor geöffnet gewesen wären. Der Stadtrat verweigerte beide Forderungen. Dagegen schrieb er eine Umlage auf den Wein, die Fässer und das Weinlesegeräte aus, da die bösen Zeiten vermehrte Einkünfte erheischten. Diese Weinsteuer war Wasser auf die Mühle des Pöbels, der sogleich zum Herzog Leopold rannte und schrie, daß die neue Steuer nur zur Deckung des von Wucherern geborgten Lösegeldes bestimmt sei. Der Herzog dürfe dem Stadtrate nicht trauen, der mit Leib und Seele dem Herzog Ernst und dem jungen Prinzen Albrecht ergeben sei. Die Tugend der Treue wurde als Laster des Verrates gebrandmarkt.

Herzog Leopold wollte durch ein Schreckmittel seinen Anhang festigen und ließ am 4. Juli 1408 den Bürgermeister Konrad Vorlauf, dann die sechs Ratsherren Hanns Rock, Konrad Rampersdorfer, Rudolf Anger=

felder, Mobrunner, Schrul und Stichel von seinen Söldnern gefangen nehmen und in den Kärntnerturm, in das Gefängnis für gemeine Verbrecher, werfen.

Mittwoch, den 11. Juli 1408, war es, als der damalige Platz „am Schweinemarkt“ (heute Lobkowitzplatz) die Menge der Zuschauer nicht zu fassen vermochte, welche Zeugen der Hinrichtung des Bürgermeisters der Stadt Wien und zweier getreuer Stadträte sein wollten. Es gab Gerechte und Ungerechte unter dem harrenden Volke, trauernde Anhänger der unglücklichen Opfer ihrer Fürstentreue und lachenden Pöbel, der dem Rate die verübte Strenge gegen die Rädelsführer der früheren Unruhen nicht vergessen konnte.

In der Mitte des Marktes stand die große Blutbühne und auf dieser harrten die Todesopfer des letzten Streiches. Sie umarmten sich innig.

Der Scharfrichter trat vor und wollte mit Konrad Rampersdorfer, dem Ältesten der drei Verurteilten, beginnen. Derselbe war Baumeister und schuf den neuen Trakt der herrlichen Kirche Maria Stiegen.

Konrad Vorlauf aber, der Bürgermeister, ein kraftvoll gebauter schöner Mann, legte seinen faltigen Überrock ab, lüftete das Wams am Halse und rief mit weithin vernehmbarer Stimme:

„Der Vorlauf war euer Aller Vorläufer in dieser Sache, womit wir zwar nicht meinen konnten den Tod zu verdienen durch bloße Treue zu Albrecht, unserem rechten Herrn. Auch jetzt soll mein Name wahr bleiben durch die Tat. Euer Bürgermeister soll Euer Vorläufer sein im Tode wie im Leben.“ Nach

diesen Worten kniete Vorlauf nieder, warf einen Blick zum Himmel und bot seinen Hals dem Todesstreiche dar. Der Scharfrichter aber wankte und zitterte, er war ganz erstarrt beim Anblicke des Bürgermeisters, der in Wien bei dem gutdenkenden Volke so viel Liebe und Verehrung genoß. Vorlauf aber richtete seinen Blick auf den Diener des Gerichtes und ermunterte diesen mit den Worten:

„Zage nicht und tue dein Amt. Ich verzeihe dir diesen Streich, den ich unschuldig leide; doch tue ihn herzhaft." Das Schwert blitzte im Sonnenlichte auf und ein edles Haupt fiel vom Rumpfe, der entseelt hinsank. Rampersdorfer kam jetzt an die Reihe, der Ratsherr Hanns Rock machte den Schluß des blutigen Trauerspieles.

Die Leichen blieben bis zum Abende auf dem Blutgerüste liegen, worauf sie von den Angehörigen abgeholt und auf dem Sankt Stephans-Friedhof nahe dem neuen Turme beerdigt, bald darauf jedoch in einer eigenen Gruft in der Stephanskirche selbst vereint wurden.

Wenn der Leser einmal im „Kaiser- oder Theklachore" das herrliche Grabdenkmal des Kaisers Friedrich III. beschaut, dann findet er vor den Stufen einen Grabstein aus rotem Marmor, mit Messingwappen und Buchstaben verziert, der in seiner hier übersetzten lateinischen Inschrift sagt:

„Stehe — weine — klage — seufze, sterblicher Mensch! Lese! Lerne, was die Arbeit und die Treue, was die Herrlichkeit der Welt, was die Hoffnung, Kinder, Reichtümer, was die Ehre nützt und gibt. Siehe, unter diesem kleinen Steine liegen drei Bürger begraben, Konrad Vorlauf, Konrad Rampersdorfer und Hanns Rock. Denn sie

waren ausgezeichnet und unter allen in dieser Stadt die Ersten, durch ihre Ämter berühmt, und haben in Tugend und Ehren und wohlverdient gelebt. Das Schicksal jedoch ist ein trügerisches Rad; ein einziger Tag kostete ihnen das Leben. So wie sie die Liebe im Bürgerbunde verband, so wollte auch jeder zuerst seinen Hals dem verhängnisvollen Schwerte hinstrecken, welchen unglücklichen Vortritt demnach Vorlauf dennoch behauptete. 1408, acht Tage nach dem Feste der heiligen Margareta."

Das Andenken an den edlen, treuen Bürgermeister Konrad Vorlauf wurde noch in der jüngsten Zeit durch Benennung einer „Vorlaufgasse", das des Ratsherrn Rock durch die „Rockgasse" ehrend aufgefrischt. Eine auf dem ehemaligen Bürgerspitale am Lobkowitzplatze angebrachte Gedenktafel an den Bürgermeister Vorlauf und die zwei Ratsherren trägt den Schlußsatz: „Sie fielen als Opfer ihrer Pflichttreue im Widerstande gegen ungerechte Forderungen Herzogs Leopold IV.". Dieser aber hatte sich durch das Todesurteil in Wien verhaßt gemacht und wurde von seinem Bruder Ernst und von dem Edlen Reinprecht von Wallsee mit Krieg bedroht. Die Ruhe wurde erst hergestellt, als Leopold im Jahre 1411 plötzlich mit Tod abging und Herzog Albrecht V. von Reinprecht von Wallsee der Vormundschaft durch List entführt wurde und unter dem Jubel der Bevölkerung als rechtmäßiger Herr und Herrscher in Wien einzog. Als solcher wirkte Albrecht lange und zum Segen für seine Länder und Hauptstadt. Die Geschichte kennt und schätzt ihn auch als einen der besten deutschen Kaiser.

Konrad Vorlauf war unter den Bürgermeistern Wiens der besten einer, ein erhabenes Vorbild der Fürstentreue, ein starkmütiger, ein „eiserner Mann".

Einundvierzigstes Kapitel.

Wiener Huldigung.

Am Abende des 24. April 1854 empfing Kaiser Franz Josef an Seite seiner hohen Braut Prinzessin Elisabeth von Bayern am Hochaltare der in Gold und Damast prangenden, von Lustern und Armleuchtern mit 15.000 Kerzen erleuchteten Hofpfarrkirche zu Sankt Augustin in Wien den Segen der Kirche für das heilige Bündnis der Ehe. Der Fürsterzbischof Othmar von Rauscher, umgeben von siebzig Kardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen und Äbten vollzog den hohen Akt der Trauung. Unter einem goldenen Baldachin knieten auf roten Samtkissen die erlauchten Eltern des Kaisers, der allen Wienern bekannte und von allen mit Liebe und Verehrung genannte Erzherzog Franz Karl, der jüngere Sohn des Kaisers Franz I. von Österreich und seine Gemahlin Erzherzogin Sophie. Nebenan knieten die hohen Eltern der Kaiserbraut, der in Bayern geliebte Herzog Max und seine Gemahlin Prinzessin Ludovika. An sie schlossen sich die übrigen Mitglieder des kaiserlichen Hauses.

Unter der Schar der Generale war der greise Feldmarschall Graf Radetzky zu bemerken; er blickte mit Stolz auf seinen Kriegsgefährten von Santa Lucia, den er damals auf dem blutgetränkten Schlachtfelde, heute im Frieden des Gotteshauses vor sich sah. „Te

Deum laudamus“ sang an jenem hehren Abende der Erzbischof, als die heilige Handlung vollendet war. Draußen auf den Kirchtürmen Wiens trugen die Glocken, auf den Basteien die donnernden Kanonen die frohe Kunde von der Vermählung des jugendlichen Kaisers in die weiten Lande hinaus. Vom Bodensee bis zu Siebenbürgens Landesmarken, vom italienischen Po bis zu den Fluten der Weichsel blickten an diesem Abende 38 Millionen Untertanen im Geiste nach dem Hochaltare der Hofkirche zu Sankt Augustin in Wien und flehten alle ohne Unterschied der Religion und Sprache um den Segen des Himmels für den Bund der Ehe, den ihr Herr und Herrscher einging.

Am Morgen des 24. April 1879 waren die Räume der herrlichen Votivkirche in Wien, welche Kardinal-Fürsterzbischof Kutschker in der siebenten Frühstunde dieses Jubeltages feierlich eingeweiht hatte, von einer Versammlung gefüllt, wie sie in solchem Glanze nur in der Kaiserstadt Wien zu schauen ist. Es galt, die silberne Hochzeit des hohen Kaiserpaares Franz Josef und Elisabeth zu feiern und die Völker Österreichs wollten Tranzeugen sein.

Aus allen Teilen der Monarchie waren sie nach der Kaiserstadt Wien geeilt, der schlichte Sohn der deutschösterreichischen Alpen im Lodenrock, grünem Hute mit dem Gemsbart, der stolze Magnat Ungarns im reichverschnürten Dollman mit der Reiherfeder auf dem Kalpak (Mütze), der Edle aus slavischen Landen im Nationalkostüm. Selbst aus dem neugewonnenen Lande Bosnien waren einige heraufgekommen, um das hohe Jubelpaar zu sehen und zu beglückwünschen.

Im Hauptschiffe der mit kostbaren Teppichen belegten Kirche wurden die vordersten Sitzreihen von den Familiengliedern des allerhöchsten Kaiserpaares eingenommen. Kronprinz Rudolf, damals ein Jüngling von 21 Jahren, seine erlauchte Schwester Erzherzogin Gisela, welche der tapfere Prinz Leopold von Bayern als Gemahlin heimgeführt hatte, und die jüngste Tochter des Kaiserpaares, Erzherzogin Marie Valerie, damals eine Knospe, die erst eilf Lenze zählte, heute selbst glückliche Gattin und Mutter, hielten sich ihren erlauchten Eltern am nächsten. Erzherzog Karl Ludwig, der ältere Bruder des Kaisers, dann der jüngste Bruder Erzherzog Ludwig Viktor hatten sich beigesellt. Fünfundzwanzig Jahre waren seit jenem Trauungsabende in der Hofkirche zu Sankt Augustin verflossen und manches teure Haupt fehlte an diesem Jubelmorgen in der Votivkirche von Wien. Der teuere Vater des Kaisers, Erzherzog Franz Karl, und seine geliebte Mutter, Frau Erzherzogin Sophie, der unglückliche Bruder Ferdinand Maximilian, Kaiser von Mexiko, waren aus dem Leben geschieden und feierten in lichten Höhen die Jubelhochzeit ihres Sohnes und Bruders mit.

In dem einen Seitenschiffe hatten Platz genommen die Kardinäle in Purpur, die Bischöfe und Äbte in reichen Ornaten, österreichische Minister, Gesandte und Vertreter fremder Mächte und Staaten in goldbetreßten Staatskleidern, Generale in glänzenden Uniformen und Magnaten und Große des Reiches in malerischen Kostümen. Im anderen Seitenschiffe saßen die Abgeordneten des Reiches, die Deputationen der Länder, dann Männer der Wissenschaften und Künste, Ober-

baurat Ritter von Ferstel, der Schöpfer der Votivkirche unter ihnen, und der ehemalige Bürgermeister von Wien, Newald, im vollen Schmucke seiner Würde als Oberhaupt der Bürgerschaft der Residenz.

Auf einem Betschemel vor dem Hochaltar kniete das hohe Jubelpaar, der Kaiser in voller Marschallsuniform mit dem Großkordon des Maria Theresien-Ordens, die Kaiserin, angetan mit einem golddurchwirkten lichten Kleide und einem kostbaren Mantillenüberwurf. Die Majestäten hielten in dieser feierlichen Stunde Einkehr bei sich selbst.

Am Altare aber stand der Fürsterzbischof Kutschker und zelebrierte unter zahlreicher Assistenz ein Hochamt. Vom Musikchore herab ertönten die herrlichen Stimmen des „Wiener Männergesangsvereins", der unter majestätischer Orgelbegleitung eine Messe von Josef Haydn aufführte. Der unsterbliche Meister, an dessen Volkshymne „Gott erhalte" des Kaisers Großvater Franz I. sich erfreut und gestärkt hatte, war wohl berufen, diesen Ehrentag des Enkels durch eine seiner gewaltigsten Tonschöpfungen verherrlichen zu helfen.

Es war in der Tat ein ergreifender, ein weihevoller Augenblick, als nach beendetem Hochamte der Fürsterzbischof an das hohe Jubelpaar herantrat und diesem den apostolischen Segen erteilte, womit der vor fünfundzwanzig Jahren in der Hofpfarrkirche von Sankt Augustin geschlossene Herzensbund in der Votivkirche erneuert wurde, während vom Chore herab das „Heil Franz Josef, Heil Elisen, Segen Habsburgs ganzem Haus" erscholl und die Instrumente der Hofkapelle in den herrlichen Lobgesang einstimmten.

Draußen aber auf dem Platze, der in seinem Namen an den Gründer der Votivkirche, an Ferdinand Maximilian erinnert, fiel die zahllose Menge des Volkes in den Gesang ein, in das Gebet der Völker für das kaiserliche Jubelpaar.

Dem Leser dieser „Chronika Wiens“ ist Kunde geworden im Kapitel „Der Vater des Vaterlandes“, wie die Bürger von Alt-Wien zu Zeiten der Babenberger den Herzog Leopold den Glorreichen am Weihnachtsabende durch einen kleinen Festzug ehrten und ihm in herzlicher und frohgemuter Weise als treue Untertanen huldigten. Die Bürger von Neu-Wien wollten hinter ihren Vorfahren nicht zurückbleiben. Sie beschlossen daher, die Feier der silbernen Hochzeit ihres geliebten Kaisers und seiner erlauchten Gemahlin durch einen Festzug zu verherrlichen, wie ihn bis dahin in solcher Großartigkeit Wien noch nie gesehen hatte. Die Wiener hatten ja ihrem väterlichen Wohltäter so viel zu danken. Denn seine Regierungsperiode ist die wichtigste Entwicklungsphase der Stadt Wien, die, gehegt und gepflegt von ihrem kaiserlichen Gönner, überraschend schnell zur herrlichen Weltstadt herangewachsen ist. Zu Weihnachten 1857 hatte Franz Josef seinen Wienern mit dem Handschreiben, welches die Abtragung der Festungswerke der Stadt Wien und die Erweiterung der inneren Stadt über das Glacis bewilligte, ein Geschenk von wahrhaft großartigem Werte für die Gegenwart und für alle Zukunft gemacht. Es war eine Weihnachtsspende, die allen Klagen über unterdrückten Handel und Verkehr und allen Befürchtungen über einen Stillstand, der dem Rückschritt gleichkommt,

ein Ziel setzte und allen berechtigten Wünschen nach freierer und schönerer Entwicklung der Stadt entgegenkam.

Wie auf einen Zauberschlag barsten die kahlen, beengenden Stadtmauern und die „Ringstraße“, die herrlichste Straße der Welt, durchzog bald darauf den Raum der früheren Glaeisanlagen und verschmolz Stadt und Vorstädte zu einem schönen Ganzen. Was Kunst und Architektur, was Geschmack und Reichtum an Glanzpunkten zu schaffen vermochten, das entfaltete sich auf der Wiener Ringstraße in harmonischer Abwechslung. Jedes Bauwerk ist eine Schatzkammer, jede Figur eine Studie, jeder Stein ein Denkmal der Ehre Wiens und seiner berühmt gewordenen Bauschule, die heute auch im Auslande die herrlichsten Schöpfungen aufzuweisen hat.

Nennt man in der Welt heute die Namen der ersten Kunstbauten, so werden gewiß und mit Recht darunter die Prachtbauten der Wiener Ringstraße, die Votivkirche und das Rathaus, die neue Kaiserburg und das Parlamentsgebäude, das Hofoperntheater und Hofburgtheater, die Hofmuseen und die Universität, die Börse und der Justizpalast genannt.

Kaiser Franz Josef hat den Wienern nicht nur die herrliche Ringstraße eröffnet, sondern ihnen auch viele bisher engbegrenzte Wege, auf denen Wissenschaft und Bildung, Handel und Verkehr, Industrie und Gewerbe sich mühsam bewegten, zu geebneten Straßen erweitert, um auf diesen den Lohn des Fleißes, Segen und Wohlstand, in die Residenz Einkehr halten zu lassen. Die Wiener wollten sich für diese großen Wohltaten dankbar bezeigen und ihrem Kaiser Beweise von

Liebe und Verehrung geben, wie sie noch keine zweite Residenz in solchem Maße ihrem Herrscher gewidmet hatte.

Sonntag den 27. April 1879 war es, als die Kaiserstadt Wien vollauf gerüstet war, um einen Festzug zu begehen, an dem das ganze Bürgertum im Vereine mit adeligen Herren, mit Gelehrten und Künstlern, Anteil nahm.

Vom prächtig geschmückten Kaiserzelte aus, das auf der Ringstraße in der Nähe der beiden Hofmuseen in einem Haine von Lorbeeren und Rosen errichtet war, nahm der Kaiser an Seite seiner hohen Gemahlin und seiner Kinder, inmitten der übrigen Familienmitglieder des Kaiserhauses, den Festzug der Stadt Wien als Huldigung der treuen Bürgerschaft und Ausdruck der allgemeinen Begeisterung gnädig entgegen. Wir wollen uns nur auf die Beschreibung der fesselndsten Gruppen, auf das Schönste im Schönen in dem zwei Stunden langen Zug beschränken.

Eilf Uhr mittags nahte der vom Prater her sich bewegende Festzug dem Kaiserzelte. Reitende Herolde mit dem Wappen und Bannerträger hoch zu Rosse in den Farben der Stadt Wien eröffneten das Schauspiel. Zuerst marschierten in dichtgedrängten Reihen die Studierenden der Wiener Hochschulen, die dankbar auf den Förderer der Wissenschaften blickten. Franz Josef hatte die Lehrkanzeln mit berühmten Gelehrten besetzt und das Studienwesen neu geregelt. Unter ihm wurden die ersten Realschulen errichtet, die Hochschule für Bodenkultur als die erste derartige in Europa gegründet, der Universität ein Palast erbaut. Von der Höhe der

Türkenschanze bei Wien leuchtet das Gebäude der Sternwarte herab, die ihr neues Heim dem Wohlwollen des Kaisers verdankt.

Die Gruppe der „Jagd“ mit dem Festwagen der „Diana“ eröffnete den eigentlichen „historischen Festzug“ und erregte das Interesse des Kaisers in hohem Grade. Es ist ja bekannt, daß der hohe Jagdfreund nach den schweren Sorgen der Regierung die Stunden der Erholung gerne zu einer frischen Pürsch in der grünen Steiermark oder an den Seen Oberösterreichs benützt und dort in der Bergwelt als ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn gilt. Auch dem Kronprinzen Rudolf war das Tönen der Hifthörner und das lustige „Halali“ der in mittelalterlicher Zier gewandeten, mit Armbrust und Spieß ausgerüsteten Jäger — meist adelige Jünglinge aus den ersten Geschlechtern des Reiches — Musik in den Ohren.

Die Gruppen der Handwerker wußten dem Kaiser Dank, der durch Gewerbegesetze und bedeutende Unterstützungen die Industrie in Wien zu einer großen Blüte brachte und ihr ein prächtiges Museum gebaut hatte. Die Gruppe der „Schiffahrt“ verbeugte sich vor dem kaiserlichen Förderer des Riesenwerkes der Donauregulierung bei Wien und die Gruppe des „Handels“ dankte dem fürsorglichen Monarchen für die gesunde Entwicklung und die Förderung ihrer Interessen durch weise Gesetze und wichtige Verträge. Die Gruppe der „Eisenbahner“ wußte es hochzuschätzen, daß der Kaiser seine Residenzstadt zum Zentralpunkte der wichtigsten Verkehrslinien der Monarchie gemacht hatte.

Als aber die interessante Gruppe der in weite

Talare mit Barett gekleideten „Buch- und Steindrucker und Buchhändler“ herannahte, erhob der von einem Wiener Buchhändler getreu nachgeahmte Gutenberg ein großes Buch, hielt selbes dem Kaiserzelte zu und mit Freude las der Kronprinz Rudolf den in Riesenschrift gedruckten Titel: „Fünfzehn Tage auf der Donau“. Bekanntlich hatte der Kronprinz Rudolf dieses Erstlingswerk seiner Begabung geschrieben. Es wurde später das Vorwort zu dem großartig angelegten Werke: „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“, dessen Herausgabe zu Lob und Preis der Größe und Schönheit des Vaterlandes der Idee des Kronprinzen entstammte. Gleich dem großen Ahnherrn, Kaiser Maximilian I., dem „letzten Ritter“, hatte sich auch der geistig reichbegabte Rudolf mit einem Generalstabe von Gelehrten und Künstlern umgeben und selbst manche geistvolle Beiträge für das Prachtwerk geliefert. Er wollte es im Jahre 1898 gelegentlich des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums seines erlauchten kaiserlichen Vaters diesem ehrfurchtsvoll als Festgabe unterbreiten. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt. Der Schöpfer des Werkes, das ein lauter Lobgesang zu Ehren unseres Vaterlandes sein sollte, ist ein stiller Mann geworden und ruht seit Jahren in der Kaisergruft bei den Kapuzinern in Wien. Aber sein Werk lebt fort und sein schönes geistiges Erbe wurde von seiner Witwe Stephanie dem Ende zugeführt. Auch Kaiser Franz Josef blickte mit Wohlgefallen auf die Gruppe der Jünger Gutenbergs, zu denen er ja als Jüngling von fünfzehn Jahren selbst gehört hatte, denn er lernte damals die Steindruckkunst und machte

selbst ganz prächtige landschaftliche Arbeiten „Reiseerinnerungen aus Dalmatien“, die auch gelegentlich des 40jährigen Regierungsjubiläums 1888 mit kaiserlicher Erlaubnis zur Ausstellung gelangten.

In der Gruppe der „bildenden Künste“, denen Franz Josef in der Restaurierung des St. Stephansdomes, im Bau und künstlerischer Ausschmückung der Altlerchenfelderkirche, in der Ringstraße mit ihren Prachtbauten, in der Gründung der kaiserlichen Kunstgießerei ein unbegrenztes und erträgnisreiches Feld der Tätigkeit eröffnete, ragte der Wiener Maler Hans Makart heraus. Er war es, der die sinnigen Gruppen des herrlichen Festzuges erdacht, die Banner und Standarten ersonnen, die Wahl der Kostüme getroffen und im Vereine mit dem Maler Stadlin das Ganze zu einem großartigen Huldigungsbilde der Kaiserstadt Wien ausgestattet hatte.

Die Gruppe „Hochgebirgsjagd“, für die der Kaiser und der Kronprinz das gleiche Interesse zeigten, wie für die den Zug eröffnende Gruppe der „Niederjagd“, war der letzte Auftritt im herrlichen Schauspiele. Die Gesangvereine, an tausenden von Stimmen stark, mit fliegenden Bannern und glänzenden Standarten, bildeten das farbenprächtige Schlußtableau um das Kaiserzelt und das „Gott erhalte, Gott beschütze!“ das hohe Lied der Völker Österreichs, stieg auf der Tonleiter als Gebet für den Kaiser Franz Josef und sein Haus zum Himmel empor.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Ein goldenes Jubiläum.

Im Jahre 1898 waren fünfzig Jahre der glorreichen Regierung unseres erhabenen Kaisers Franz Josef verflossen, ein langer Zeitraum, der nur von einem seiner Ahnen und Vorgänger, von Friedrich III. erreicht wurde. Mit dem Juni 1902 war auch dessen lange Regierungsdauer übertroffen.

Kaiser Franz Josef, der ja schon so viele Festtage erlebt hat, die seine Völker mit ihm feierten, sah wohl längst voraus, was das Jubeljahr 1898 wieder an Jubel und Freude bringen würde. Er wollte aber die freudenvollen Kundgebungen in jene Bahnen lenken, die seinem großmütigen Herzen die liebsten waren — auf die Wege der Barmherzigkeit. Der Kaiser und seine Wiener, wie die anderen Untertanen der Monarchie verstanden sich und so wurden in Wien wie überall im Reiche „Franz Josef-Stiftungen“ errichtet für Arme und Kranke, für Studierende und Gewerbefleißige, dann reiche Vermächtnisse zur Förderung des geistigen und materiellen Aufschwungs, ebenso viele Denkmäler, die den Namen Franz Josef unvergeßlich erhalten für alle Zeiten.

Ein halbes Jahrhundert auf dem Throne der Habsburger! Halten wir kurze Rückschau auf dasselbe, so finden wir den Wiener stets an seines Fürsten Seite,

in den Tagen des Glücks nie übermütig, in den Tagen des Unglücks nie entmutigt oder verzweifelt.

Als der Kaiser nach seiner Thronbesteigung mit Hilfe seiner treuen Armee der Revolution Herr geworden war, da erfreute sich die Monarchie durch ein Jahrzehnt des Friedens. Als aber im Jahre 1859 der Krieg mit Italien ausbrach, dessen bereits Erwähnung geschah, da eilten auf den Ruf ihres obersten Kriegsherrn auch die „Wienerkinder“ mit Freuden unter die Fahnen und in den Kampf gegen den Feind in Italien. Die in der Kaiserstadt zurückgebliebenen Frauen, Schwestern und Töchter richteten Verbandzeug für die Verwundeten her. Reiche sandten den Kriegern Labsal und Spenden zu.

Kaiser Franz Josef schloß den Frieden von Zürich und trat die Lombardei ab, um Österreichs innere Wohlfahrt und äußere Macht durch zweckmäßige Entwicklung seiner reichen geistigen und materiellen Kräfte, wie durch zweckmäßige Verbesserungen in Gesetzgebung und Verwaltung dauernd zu begründen.

Wie bei seiner Thronbesteigung, so entschloß sich Franz Josef auch jetzt im Anschlusse an den Krieg einen Teil seiner Machtrechte seinen Völkern zuzuwenden. Im kaiserlichen Patente vom 26. Februar 1861 bestimmte der Monarch die Errichtung von Landtagen auf Grundlage einer bestimmten Wahlordnung und Landesverfassung. Die Landtage hatten die gesetzgebende Gewalt in inneren Landesangelegenheiten und entsendeten auch die Abgeordneten in den Reichsrat nach Wien. Viele Wandlungen erlebte seither die Verfassung vom Jahre 1861. Im Jahre 1873 wurde das direkte

Wahlrecht für den Reichsrat eingeführt und seitdem wieder vielfach erweitert. Nach Herstellung der staatlichen Ordnung im Innern des Reiches richtete Kaiser Franz Josef seinen Blick nach außen. Österreich hatte nämlich im Jahre 1859 an dem damaligen deutschen Bunde nicht die gewünschte Unterstützung gefunden, sondern mußte sich allein den verbündeten Sarden und und Franzosen gegenüberstellen. Diese unerquicklichen Verhältnisse zu regeln, berief der Monarch 1863 einen Fürstenkongreß nach Frankfurt am Main ein, aber Preußen wohnte diesem nicht bei, da es, von seinem Minister Bismarck angeregt, nach einer Lostrennung von der Bundesoberheit Österreichs und nach eigener Vorherrschaft in Deutschland strebte.

Mit Jubel empfingen die Wiener ihren Kaiser, als dieser, vom Fürstentage zurückkehrend, wieder in Wien eintraf. Auf die Ansprache des Bürgermeisters erwiderte der Kaiser huldvoll:

„Ich spreche Ihnen mit Freude Meinen Dank für den Mir bereiteten freundlichen Empfang aus. Es war Mein Bestreben, die Interessen Österreichs in Frankfurt auf das wärmste zu vertreten und es freut Mich, versichern zu können, daß Ich überall in Deutschland die wärmsten Sympathien für unser Vaterland getroffen habe.“ Die Freude kam beim Fürsten und Volke vom Herzen, blieb aber nicht ungetrübt.

Seit dem Fürstentage in Frankfurt war eine merkliche Spannung zwischen Österreich und Preußen eingetreten, die freilich ein gemeinsames Vorgehen beider Großmächte gegen Dänemark im Jahre 1864 nicht hinderte. König Christian IX. von Dänemark war

nämlich wegen Erbfolgestreitigkeiten und wegen der vollständigen Einverleibung Schleswigs in Dänemark mit dem Deutschen Bunde in Zwiespalt geraten. Daraus entwickelte sich der Krieg zwischen Dänemark einerseits und Österreich und Preußen andererseits. Er fiel für Dänemark unglücklich aus. Die Preußen erstürmten die Düpplerschanzen; die österreichischen Truppen bezwangen unter Führung des kühnen Feldherrn Gablenz das verschanzte Danewirk und schlugen die Dänen im Treffen bei Oberselk, sowie in der blutigen Schlacht bei Oeversee. Tegetthoff gewann bei Helgoland einen glänzenden Sieg zur See.

Im Wiener Frieden am 30. Oktober 1864 trat der König von Dänemark die Herzogtümer Schleswig-Holstein mit Lauenburg an Österreich und Preußen ab. Diese Frucht des Sieges wurde zur Ursache eines schweren Konfliktes zwischen den beiden Großmächten. Es kam zum offenen Kriege. So brachte das Jahr 1866 schwere Prüfungen über Österreich. Im Rücken von Italien, dem Bundesgenossen Preußens, angegriffen, mußte Österreich nach zwei Seiten hin operieren. Im Norden brachte die Entscheidung die Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli zugunsten der Preußen, im Süden entschied die Schlacht bei Custozza am 24. Juni zugunsten der Österreicher. Im Frieden von Prag vom 23. August schied Österreich aus dem Deutschen Bunde. Bismarcks Werk war gelungen, Preußen stand an der Spitze von Deutschland.

Österreich hatte so viel Lebenskraft in sich, daß es sich bald wieder von den schweren Wunden des Krieges erholen konnte. Bald schritt es wieder, von seinem

Kaiser geleitet, mutig vorwärts in der Entwicklung nach innen und seiner Kräftigung nach außen. Es war nur tief erschüttert, aber nicht zertrümmert worden. Die Ungarn, von ihrem großen Patrioten Franz Deák geführt, traten jetzt mit Forderungen heran, welche den Erwerb einer gewissen nationalen Selbständigkeit in sich faßten. Franz Josef erkannte und ebnete wieder in hochherziger Weise die Wege zur Verständigung. Die sogenannten Dezembergesetze vom Jahre 1867 teilten das bisher einheitliche Reich in zwei Hälften, deren eine, die westliche, die Alpen- und Sudetenländer (Zisleithanien) mit der Hauptstadt Wien, die andere, östliche, die Länder der ungarischen oder Stephanskrone (Transleithanien) mit der Hauptstadt Budapest in sich begreift. Auch der Name des gesamten Staatsgebietes änderte sich in „Österreichisch-ungarische Monarchie". Wie nach den Stürmen der Jahre 1848 und 1859, so wollte Kaiser Franz Josef auch jetzt wieder Ruhe und Beruhigung, Frieden und Befriedigung herbeiführen. So wurde der Reichsrat in Wien durch die Verfassung vom 21. Dezember 1867 neu zusammengesetzt.

Die allgemeine Wehrpflicht, die Einführung der Landwehr und des Landsturms sollten durch Heranziehung und Heranbildung einer gewaltigen, gutgeschulten Truppenmacht das Ansehen der Monarchie nach außen hin zu einem mächtig gebietenden machen, nach innen den Bürgern Schutz gewähren.

Das Reichsvolksschulgesetz sollte die allgemeine Bildung des Volkes heben, Handels- und Gewerbegesetze, Verordnungen auf allen Gebieten des bürgerlichen Lebens

sollten dieses zu einem zufriedenen, damit glücklichen machen.

Was die Residenz Wien dem Kaiser Franz Josef I. zu danken, das fand im Kapitel „Wiener Huldigung“ Ausdruck. Seit dem glänzenden Festzuge 1879 sind wieder über zwei Jahrzehnte vergangen, Friedenszeiten, in denen die Kaiserstadt Zeit gewonnen hat, sich zu einer der herrlichsten Städte der Welt zu entwickeln. Auf des wohlwollenden Kaisers Wort hin sind die Linienwälle aufgehoben und ein Groß-Wien geschaffen worden, eine Weltstadt mit einem Weichbilde, wie ein solches keine zweite auf dem Erdenrund aufzuweisen hat.

Der Leser hat in diesem Buche den Wiener gesehen in Tagen der Freude und des Glückes und wieder in bangen Zeiten größter Not und Gefahr, von bösen Feinden bedrängt und wieder von Gott und guten Freunden beschützt. Er hat den Wiener kämpfen und ringen gesehen für Gott und Glauben, für das angestammte Fürstenhaus und seine eigene Familie. Zähe wie die Weiden am Donaustrand haben wir die Vorfahren, den Alt-Wiener, hauen und bauen gesehen an an der geliebten Vaterstadt, die er als wertvolles Erbe den Enkeln hinterließ. Die heutige Generation hat nun auch die Pflicht, am Vermächtnis der Vorfahren rüstig und emsig fortzuarbeiten, um es wieder den kommenden Geschlechtern geehrt und vermehrt zu hinterlassen. Diese werden den Ahnen Dank wissen dafür.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

In der Kaisergruft.

Wenn die „Chronik Wiens“, in welcher der Leser viel des frischen und reichen Fürsten- und Völkerlebens pulsieren gefühlt hat, mit dem Kapitel über die letzte Ruhestätte der Habsburger schließt, so geschieht dies nicht ohne Grund. Die Kaisergruft bei den Kapuzinern gehört zu den interessantesten Sehenswürdigkeiten Wiens und am Tage Allerseelen, an welchem der Zutritt jedermann freisteht, ist diese Trauerhalle der Sammelplatz eines Volkes, das sein angestammtes Herrscherhaus auch noch in seinen großen Toten liebt und ehrt.

„Gemälde nur sind Schlafende und Tote“, sagt der große Dichter Shakespeare, und wahrhaft, ein Riesengemälde voll ernster Majestät sind die Reihen der Särge in der Kaisergruft.

Von der alten Fürstengruft im St. Stephansdome hat der Leser in diesem Buche bereits Kenntnis erhalten. Kaiser Mathias, der den Kapuzinern in Wien eine Heimstätte gegründet hatte, erbaute auch bei ihrem Kloster die erste Kaisergruft. Der kinderlose Herrscher war betagt, kränklich und kraftlos geworden, Feinde bedrohten ihn von mancher Seite. Die Türken drohten von Osten und die Wetterwolken des dreißigjährigen Krieges stiegen am Himmel auf. Kaiser Mathias aber legte sich im Jahre 1619 zur ewigen Ruhe und im

Jahre 1633 wurde der Sarg des Kaisers mit dem seiner im Jahre 1618 verstorbenen Gemahlin Anna in der fertiggestellten Kaisergruft beigesetzt, die ersten stillen Schläfer bei den Kapuzinern in Wien. Sein Nachfolger Kaiser Ferdinand II., den der Leser in diesem Buche als Fels in der Brandung stehen sah, ließ sich an Seite seiner Gemahlin Maria Anna im Mausoleum in Graz zur letzten Ruhe bestatten. Kaiser Leopold I. ließ die Kaisergruft erweitern, die seit Kaiser Mathias bis auf Karl VI., mit Ausnahme Ferdinand II., alle Mitglieder des Hauses Habsburg nach ihrem Tode in sich aufnahm. Diese erste oder alte Kaisergruft ist ein langer düsterer Raum, tief gelegen. Hinter eisernen Gittern stehen die Reihen eherner Särge der Mitglieder des Hauses Habsburg bis auf Karl, mit dem bekanntlich der männliche Stamm des erlauchten Geschlechtes in Österreich erlosch.

Die große Kaiserin Maria Theresia ließ im Jahre 1748 eine neue Kaisergruft, die des Geschlechtes Habsburg-Lothringen, bei den Kapuzinern herstellen mit Hallen, Gewölben und einer großen Rondelle, die sie zur eigenen Ruhestätte bestimmte. Nach dem im Jahre 1765 in Innsbruck so plötzlich erfolgten Tode ihres unvergeßlichen Gatten Franz Stephan, legte die tiefbetrübte kaiserliche Witwe ihre Trauerkleider nicht mehr ab. Regelmäßig dreimal in der Woche, selbst in Nachtstunden, ließ sich die trostlose Kaiserin an einer eigenen Zugmaschine ohne jede fremde Beihilfe in die Kaisergruft hinab; die zunehmenden Atmungsbeschwerden hatten der hohen Frau das Treppensteigen unmöglich gemacht. Am Sarge ihres Gatten suchte die Kaiserin

Trost in ihrer Verlassenheit und Gebet und stille Betrachtung wurden lindernder Balsam für ihr wundes Herz. Sie betete auch am Sarge ihrer unvergeßlichen Maria Karolina Gräfin Fuchs, der die Inschrift trägt: „Zum unsterblichen Andenken eines wohlwollenden, dankbaren Herzens für die edle Erziehung zur Tugend. Maria Theresia.“

Was die Kaiserin bei ihren Völkern so beliebt gemacht, das Herzgewinnende ihres Wesens, den gesunden Frohsinn, die freundliche Herablassung, die ganze reiche, innere und äußere Bildung verdankte ja die große Maria Theresia zum guten Teile ihrer hochbegabten Aja, welche beim Volke einfach die „Fuchsin“ hieß. Sie war die Witwe des Geheimrates und kaiserlichen Gesandten Grafen Fuchs und wurde am Hofe der Kaiserin als ein Glied der Familie in Liebe und Verehrung gehalten. Nach dem Tode der Gräfin ließ Maria Theresia ohne Rücksicht auf die strenge Hofsitte oder dynastische Bedenken den Sarg ihrer Erzieherin und späteren Herzensfreundin in der Kaisergruft der Habsburger beisetzen und die obige Inschrift anbringen.

Am Armenseelentage des Jahres 1780 besuchte Maria Theresia in obenbezeichneter Weise die ihr so teure Stätte in der Kaisergruft. Beim Aufzuge geschah es, daß das Seil entzwei riß und die Maschine dreimal versagte. Von einer trüben Todesahnung beschlichen, richtete die Kaiserin den Blick auf den Sarg ihres vorangegangenen Gatten und sagte zu dem alten Pater Gruftmeister: „Die Gruft will mich schon hier behalten und nicht mehr hinauslassen. Ich komme bald.“ Die Todesahnung erfüllte sich tatsächlich schnell. Schon in

den folgenden Tagen erkrankte die Kaiserin und am 3. Dezember, also einen Monat nach ihrem letzten Besuche in der Gruft, nahm diese sie auf. Der Doppelsarg Franz Stephans und Maria Theresias, im Jahre 1765 von Balthasar Moll hergestellt, hat künstlerischen Wert, während die übrigen Särge als Sinnbild der ausgleichenden Macht des Todes meist recht einfach ohne ornamentalen Schmuck gehalten sind. Ein Ebenholzkästchen, in der kaiserlichen Schatzkammer aufbewahrt, enthält die Schlüssel zu den Särgen.

Viele der hier Ruhenden haben im Leben Krone und Szepter getragen. Viele haben das Schwert mit Ruhm und Ehren geführt. An manchen der Särge knüpft sich eine Tragödie der darin Schlummernden. Hier ruht Franz Herzog von Reichsstadt, der Sohn des französischen Kaisers Napoleon und der Erherzogin Maria Louise. Bei dem Anblicke des schmucklosen Sarges denkt man unwillkürlich an die Worte: „Sic transit gloria mundi!“ („So vergeht die Herrlichkeit der Welt!“) Auf der Wiege, über dem Scheitel des schlafenden Kindes erglänzte einst die Krone, welche sein Vater dem „Könige von Rom“ auf das Haupt setzen wollte. Hier schlummert die jugendliche Knospe Erzherzogin Mathilde, Tochter des siegreichen Erzherzogs Albrecht, die am 8. Juni 1867 durch einen Unglücksfall den Tod des Verbrennens fand, dem ewigen Frühling entgegen.

Zehn Tage später starb Kaiser Maximilian von Mexiko auf fremder Erde den Heldentod, weil er sein Volk hatte glücklich machen wollen. Der große Seeheld Tegetthoff holte die Leiche seines früheren Admirals

von Mexiko ab und sie ruht seit 18. Jänner 1868 in heimischer Erde.

Hier schläft auch Kronprinz Rudolf von Österreich den langen Schlaf, den er im Jagdschlosse zu Mayerling begonnen. Am 30. Jänner 1889 erschütterte die Trauerkunde vom plötzlichen Ableben des hochbegabten, im 30. Lebensjahre von hinnen geschiedenen Kronprinzen Rudolf das Herz der kaiserlichen Familie. Österreichs Völker bebten mit. Österreichs Völker, die auf ihn gehofft und vertraut hatten, die im jugendlichen Thronerben die sichere Bürgschaft einer heiteren, schönen Zukunft des Reiches erblickten, trauerten mit dem kaiserlichen Vater Franz Josef, der sich in seiner Ergebung als Held zeigte, am Sarge des Kronprinzen.

Hier schlummern sie, die großen Toten der jüngsten Zeiten, der im Jahre 1895 verstorbene Erzherzog Albrecht, der Sieger von Custozza und nebenan der jugendliche Erzherzog Albrecht Salvator, Bruder des Erzherzogs Franz Salvator, des Gemahls der hohen Kaisertochter Marie Valerie, dann der im Jahre 1896 verstorbene Erzherzog Karl Ludwig, Bruder des Kaisers Franz Josef, endlich auch unsere unvergeßliche Kaiserin Elisabeth, die am 10. September 1898 der Mörderstahl eines Verruchten zu Tode traf. Wien und die Völker Österreichs, ja der ganzen Welt nahmen Teil an dem großen Schmerze des greisen Monarchen.

Es mögen bis heute ungefähr 125 Mitglieder des erlauchten Kaiserhauses in der Gruft bei den Kapuzinern der Auferstehung entgegenharren.

An der Pforte, die zu dieser kaiserlichen Residenz der allgewaltigen Majestät des Todes führt, halten

keine goldbetreßten Trabanten mit der glänzenden Hellebarde die Ehrenwache, keine Hoflakaien harren in gebeugter Haltung der Befehle allerhöchster Herrschaften. Nur ein bärtiger Kapuziner gewährt Einlaß, sein einziger Schmuck ist der weiße Gürtelstrick um das braune härene Bußgewand als Zeichen der Demut und die Waffe dieses Kronwächters der großen Toten ist das Kreuz, das Zeichen der Auferstehung.

Droben pulsiert und wogt das bewegte rastlose Leben der Weltstadt, unten in der Kaisergruft herrscht unentweihte Grabesstille. Sie birgt in ihrer Tiefe eine eindringliche Heilslehre für den denkenden und fühlenden Besucher, der Emanuel Geibel mit den schönen Worten Ausdruck gibt:

„D'rum sei nicht stolz, o Menschenkind,
Du bist dem Tod, wie Spreu im Wind,
Und magst du Kronen tragen.
Der Sand verrinnt, die Stunde schlägt,
Und eh' ein Hauch das Blatt bewegt,
Kann auch die deine schlagen.“

Inhaltsverzeichnis.

Personen-, Orts- und Sachregister.

(Die beigesetzte Zahl bezeichnet die Seite.)

C.

D.

E.

F.

G.

H.

J.

K.

S.

T.

U.

V.

W.

Z.

Verlag von Heinrich Kirsch in Wien
I. Singerstraße 7.

„Für Hütte und Palast"
Sammlung gediegener österr. Unterhaltungsschriften.

I. **Alraunwurzeln.** Ein lustiges und lehrreiches Volksbüchlein v. J. Wichner. 3. Aufl. Brosch. K 2.—, geb. K 2.80.
II. **Aus der Mappe eines Volksfreundes.** Neue lehrreiche Erzählungen und lustige Schwänke von Josef Wichner. 3. Aufl. Brosch. K 2.—, geb. K 2.80.
III. **Im Schneckenhause.** Volksroman von Josef Wichner. 3. Aufl. Brosch K 2.—, geb. K 2.80.
IV. **Eligius.** Lebensbilder aus dem niederösterreichischen Gebirge von Dr. A. Kerschbaumer 2. Aufl. Brosch. K 2.—, geb. K 2.80.
V. **Erlauschtes.** Allerlei neue Geschichten, Schwänke und Gedanken von Josef Wichner. 3. Aufl. Brosch. K 2.40, geb. K 3.20.
VI. **Der Jäger von Dürnstein.** Eine Erzählung aus der Heimat von Dr. Anton Kerschbaumer. 3. illustr. Aufl. Brosch. K 1.20, geb. K 1.80.
VII. **Im Studierstädtlein.** Erinnerungen und Bilder aus dem Gymnasialleben v. J. Wichner. 3. Aufl. Br. K 3.—, geb. K 4.—.
VIII. **Anno dazumal!** Eine Geschichte aus der Franzosenzeit von Karl Landsteiner. Brosch. K 1.20, geb. K 1.80.
IX. **Nimm und lies!** Ein Schock neuer Geschichten, Schwänke und Gedanken von Josef Wichner. Brosch. K 4.—, geb. K 5.—.
X. **Tanne und Rebe.** Dorfgeschichten aus dem Böhmerwalde und niederösterreichischen Weinlande von Joh. Peter. Brosch. K 2.—, geb. K 2.80.
XI. **Chronik von Wien.** Kurzgefaßte Geschichte der Kaiserstadt an der Donau. Von Ferdinand Zöhrer. 2. Aufl. Herausgegeben von Dr. A. Hübl. Brosch. K 3.—, geb. K 4.—.
XII/XV. **Ostmark-Geschichten.** Gesammelte Erzählungen, Novellen und Humoresken von Dr. Jos. Schreicher. Brosch. K 8.—, geb. K 11.20.
XVI. **Jahresringe.** Novellen u. Erzählungen von Josef Wichner. Brosch. K 3.—, geb. K 4.—.
XVII. **Der Karthäuser Ortolf.** Erzählung aus dem Aufstande der Bauern in Niederösterreich am Schlusse des 16. Jahrhunderts von Therese Rak. Brosch. K 2.40, geb. K 3.20.
XVIII. **An der Hochschule.** Erinnerungen u. Bekenntnisse von Josef Wichner. Brosch. K 3.—, geb. K 4.—.
XIX. **Der verhängnisvolle Zwanziger** und andere Erzählungen von J. Huber. Brosch. K 2.40, geb. K 3.20.
XX. **Im Frieden des Hauses.** Ein Volksbuch von J. Wichner. Brosch. K 3.60, geb. K 4.60.
XXI. **Älplerblut.** Allerlei Geschichten u. Gestalten aus den Bergen für das Volk. Von Karl Reiterer. Brosch. K 2.— geb. K 2.80.
XXII. **Ein österreichischer General,** Leopold Freih. von Unterberger, k. k. Feldzeugmeister. Ein Lebensbild von Therese Rak. Brosch. K 2.40, geb. K 3.20.

Erste Wiener Vereins-Buchdruckerei.

Duke University Libraries
D02360678W